This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 42 757

Anc. Hist.

5577.

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

Of San Francisco.

1873.

Francis Lieber

Historisches Lesebuch

enthaltend

Erzählungen und Schilderungen

aus den Quellenschriftstellern entlehnt

und

für die Jugend bearbeitet

von

Dr. K. Fr. W. Lanz,
Lehrer am Gymnasium zu Gießen.

I.

Erzählungen aus der alten Geschichte.

Leipzig, 1838.
Verlag von Wilh. Engelmann.

Erzählungen

aus der

alten Geschichte

von

Dr. K. Fr. W. Lanz.

Leipzig, 1838.
Verlag von Wilh. Engelmann.

D52
L2

Vorrede.

Das Erscheinen eines historischen Lesebuchs bedarf wohl keiner besonderen Rechtfertigung, wenn nur Einrichtung und Ausführung zu billigen ist. Die Lehrbücher für den Schulunterricht geben ihrem Zwecke gemäß nur Fach- und Rahmenwerk, und es bleibt dem Vortrag des Lehrers überlassen, bei den Licht- und Angelpunkten tiefer eingehende Schilderungen zu geben, wie sie das jugendliche Gemüth ansprechen, anregender auf die Thatkraft wirken und für Schärfung des Urtheils geeignet sind. So sehr indeß das belebende Wort für Anregung des Interesses und anschauliche Auffassung zu wirken vermag, so ist doch für dauernde Sicherung des Gewonnenen die Unterstützung der Lectüre gewiß förderlich und wünschenswerth. An Lesebüchern aber, welche, nicht zu umfangsreich und über den Zweck der bloßen Unterhaltung hinausgehend, ein solches Bedürfniß bestimmt ins Auge faßten, ist, wo nicht ein eigentlicher Mangel, doch auch nicht eine solche Auswahl vorhanden, daß ein neues Ueberfluß wäre.

Indem ich daher den Plan faßte, ein solches Lesebuch, das sich in mäßigem Umfang über das ganze Gebiet der Geschichte erstreckte, auszuarbeiten und zu diesem Zweck die Meister der Darstellung in alter und neuer Zeit zur Hand nahm, schien mir dem Bedürfniß vielleicht am angemessendsten entsprochen durch eine Auswahl meisterhafter Darstellungen aus den Alten und Neueren. Der Gedanke an eine Chrestomathie aus den Quellen empfahl sich mir besonders für die alte Geschichte. Die besten Schilderungen der Neueren sind die, welche sich am nächsten an die alten Meister anschließen. Die classischen Muster selbst sind einem großen Theile der Jugend verschlossen. Einige derselben werden auf den Gymnasien gelesen, aber nur in den oberen Classen läßt sich ein solches Maß von sprachlichen Kenntnissen voraussetzen, um mit einiger Leichtigkeit und ohne Einbuße des Totaleindrucks eine lebendige Anschauung zu gewinnen. Zu dem Bewußtsein der Vorzüge, welche das Original vor einer guten Uebersetzung hat, gelangen nur Wenige. Die in den mittleren Classen gelesen werden, können, bei allem Interesse, das die Schüler dafür mitbringen, nur geringen Eindruck äußern, weil derselbe, während die Sprache erst erlernt wird, sowohl durch die Zersplitterung geschwächt, als durch die andern gelegentlichen Eindrücke verwischt und gleichsam zersetzt wird. Es wird deßhalb gewiß nicht unersprießlich sein, eine Auswahl solcher Darstellungen, die in der Form mu-

sterhaft und dem Inhalt nach von Wichtigkeit und Interesse sind, neben jener Lectüre in der Uebersetzung zu bieten, zumal wenn sie in bestimmter Beziehung zum historischen Unterricht stehen. Nützlicher noch wird eine solche Sammlung den Schülern aller der Anstalten sein, worin die alten Sprachen gar nicht oder nicht bis zu dem Grade betrieben werden, daß man zur Lectüre jener Autoren schritte. Und überhaupt dürfte wohl eine solche Chrestomathie, wenn sie das reifere Jugendalter dabei ins Auge faßte, das Interesse gebildeter Leser etwas allgemeiner in Anspruch nehmen.

So sehr sich mir der Plan für die alte Geschichte empfahl, so hatte ich Zweifel, ob er sich auch durch die mittlere und neuere Geschichte durchführen ließe. Da ich mich indessen überzeugte, daß auch die Quellen des Mittelalters herrliche Schätze bieten, welche zum Theil nur einiger Bearbeitung bedürfen, zum Theil unmittelbar den besseren der Alten an die Seite gesetzt zu werden verdienen; so fand ich darin nur mehr Ermunterung, der Sammlung diese Ausdehnung zu geben. Nur mußte der ursprüngliche Plan eine Modification erleiden, die jedoch auch schon bei der alten Geschichte erforderlich war. Die Rücksicht auf innere Vollständigkeit, welche ohnedieß nur eine relative sein kann, mußte der auf die Musterhaftigkeit der Quellen untergeordnet werden. So sind in diesem Bändchen manche wichtigere Parthieen der Geschichte, worüber die Quellen zu zerstreut oder in der

Darstellung nicht gerade musterhaft sind, übergangen, aus den vorzüglicheren Meistern dagegen ist der Stoff in reicherem Maße entnommen: ich zog vor, aus dem Jugurthinischen Kriege die vortrefflichen Schilderungen Salust's zu geben, als nach Appian die Bürgerkriege zu schildern. Manches hätte ich jedoch noch aufgenommen, wodurch der Vollständigkeit mehr Genüge geleistet worden wäre, hätte sich nicht eine andere Rücksicht geltend gemacht, nämlich die auf äußere Beschränkung. Meine frühere Absicht, über die alte Geschichte zwei Bändchen zu liefern, gab ich zunächst aus dem Grunde auf, weil das Werk, in gleichem Verhältniß über die mittlere und neuere Geschichte ausgedehnt, zu umfassend geworden wäre, um als ein leicht zugängliches Buch zur Unterstützung des Unterrichts zu dienen. Und da ich einmal doch von einer gewissen Vollständigkeit abstrahiren mußte, so ging ich auch auf die Beschränkung ein, mich nur an Griechische und Römische Geschichte zu halten, und, so trefflichen Stoff noch Tacitus bietet, mit Arminius abzubrechen.

Die Sammlung ist, wie der Augenschein zeigt, für das reifere Knabenalter bestimmt, das dem Ernst der Darstellung, wie sie die Autoren bieten, gewachsen ist. Sind auch einzelne Stücke für das frühere Alter unter zwölf Jahren geeignet, so ist es doch im Ganzen und bei den meisten nicht der Fall; und mögen sie auch nicht ohne Interesse für Erwachsene sein, so ist doch keins

aufgenommen, das nicht zu jener Rücksicht stimmte. In der Darstellung habe ich mich möglichst an die Schriftsteller selbst gehalten. Die Bearbeitung besteht daher, zumal bei den vorzüglicheren Autoren, meist nur in Abkürzungen, Auslassen und Zusammenordnen des Getrennten, wobei ich mich bestrebte, den Charakter des Schriftstellers nicht zu verwischen, sowie in den einleitenden Zusätzen, welche bei den aus dem Zusammenhang gerissenen Stücken erforderlich waren. Bei andern mußte ich freier verfahren, um dem Zwecke zu entsprechen; doch auch dabei hielt ich mich dem Originale so nahe als möglich. Daß ich die vorhandenen guten Uebersetzungen wörtlich benutzte, wird man wohl weder dem Zwecke des Buchs unangemessen, noch überhaupt bei einer Chrestomathie unstatthaft finden. Ich habe etwa nur die Verfasser gleich den Autoren zu nennen, und nenne in dieser Hinsicht vor allen die Langesche Uebersetzung des Herodot, welche Geist und Ton des Schriftstellers so unübertrefflich wiedergibt, daß ich vielmehr zu entschuldigen hätte, worin ich abwich, nämlich in Schreibung der Eigennamen, wofür ich im ganzen Buch gleiche Norm befolgen wollte. Zunächst dann für Sallust nenne ich v. Göritz, für Arrhian Dörner, für Pausanias Siebelis. Bei Thucydides wurden Heilmann und Osiander, bei Livius Heusinger und Klaiber, bei Plutarch Bredow, Kaltwasser und Klaiber benutzt. Einige Ungleichheiten in Schreibung der Eigennamen

und in der Interpunktion, die sich eingeschlichen, möge man entschuldigen.

Indem ich wünsche, daß dieses Buch zur Anregung und Belebung des Interesses für Geschichte bei der Jugend förderlich sein und zur Unterstützung des Unterrichts als brauchbar erfunden werden möge, bitte ich bei der Beurtheilung keinen andern Maßstab als einen diesem Zwecke entsprechenden anzulegen.

Gießen, im October 1837.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

		Seite
1.	Der erste Messenische Krieg, nach Pausanias (IV. 4 — 14) . .	1
2.	Der zweite Messenische Krieg, nach demselben (IV. 14 — 24) . . .	9
3.	Pisistratus gewinnt die Herrschaft über Athen, nach Herodot (I. 59 — 64)	19
4.	Vertreibung der Pisistratiden, nach demselben (V. 55 — 65) . . .	22
5.	Empörung der Jonier gegen Darius, nach demselben (V. 23 — VI. 32)	24
6.	Die Schlacht bei Marathon, nach demselben (VI. 94 — 120) . . .	33
7.	Die Perser und Griechen bei Thermopylä, nach demselben (VII. 175 — 234)	37
8.	Die Schlacht bei Salamis, nach demselben (VIII. 42 — 97) . . .	46
9.	Die Schlacht bei Platää, nach demselben (IX. 15 — 71)	53
10.	Schicksale der Stadt Platää im Peloponnesischen Kriege, nach Thucydides (II. 2 — 6. 71 — 78. III. 21 — 24. 52 ff.)	62
11.	Die Pest in Athen, nach demselben (II. 47 — 54)	69
12.	Die Spartaner auf Sphacteria, nach demselben (IV. 3 — 39) . .	74
13.	Feldzug der Athener auf Sicilien, nach demselben (VI. 6 — VII. 87) .	83
14.	Die dreißig Tyrannen zu Athen, nach Xenophon (Hell. II. 3. 4) .	92
15.	Die Schlacht bei Kunara und Verrätherei gegen die Häupter der zehntausend Griechen, nach demselben (Anab. I. 7 — II. 6)	99
16.	Befreiung Thebens durch Pelopidas, nach Plutarch (Pelop. 5—12)	107
17.	Timoleon, nach demselben (Timol.)	112
18.	Die Schlacht bei Issus, nach Curtius (III. 20 — 30)	122
19.	Belagerung von Tyrus, nach Arrhian (Exp. Al. II. 18 — 24) . .	129
20.	Alexander in Indien entschließt sich zum Rückzug, nach demselben (V. 25 — 29)	134
21.	Alexander in der Stadt der Maller, nach demselben (VI. 8 — 13) . .	139
22.	Alexander entläßt seine Veteranen, nach demselben (VII. 8 — 11) . .	142
23.	Philopömen, nach Plutarch (Philop.)	147

Zweite Abtheilung.

		Seite
1.	Gründung Roms. Raub der Sabinerinnen, nach Livius (I. 1—13)	159
2.	Abschaffung des Königthums, nach demselben (I. 49 — 60) . . .	164
3.	Coriolanus, nach demselben (II. 34 — 40)	169
4.	Die Gallier in Rom, nach demselben (V. 33 — 49)	172
5.	Die Römer in den Caudinischen Pässen, nach demselben (IX. 1 — 15)	185
6.	Pyrrhus in Italien, nach Plutarch (Pyrrh. 13 — 26)	193
7.	Die erste Seeschlacht der Römer, nach Polybius	201
8.	Hannibals Zug über die Alpen, nach Livius (XXI. 21 — 38) . .	204
9.	Die Schlacht am Trasimenischen See, nach demselben (XXII. 3 — 7)	212
10.	Q. Fabius Maximus Cunctator, nach Polybius	216
11.	Die Schlacht bei Canná, nach demselben	221
12.	Die Schlacht bei Zama, nach Livius (XXX. 16 — 35)	229
13.	Zerstörung Karthago's, nach Appian (VIII. 115 — 132)	237
14.	Tiberius und Cajus Gracchus, nach Plutarch (T. et C. Gracch.) .	242
15.	Schilderungen aus dem Jugurthinischen Kriege, nach Salust (Bell. Jug.)	252
	1) Jugurtha. Ausbruch des Krieges (5 — 13)	—
	2) Metellus. Schlacht am Flusse Muthul (43 — 55) . . .	255
	3) Marius. Einnahme von Capsa (63 ff. 89 — 94) . . .	262
	4) Sulla. Gefangennehmung Jugurthas (95 — 113) . .	267
16.	Die Cimbern und Teutonen, nach Plutarch (Mar. 11 — 17) . .	273
17.	Die Catilinarische Verschwörung, nach Salust (Bell. Cat.) . . .	283
18.	Cäsar und Arioviſtus, nach J. Cäsar (B. Gall. I. 30 — 53) . . .	297
19.	Belagerung von Alesia, nach demselben (Bell. Gall. VII. 63 — 89) .	305
20.	Die Schlacht bei Pharsalus, nach demselben (Bell. civ. III. 82 — 99)	315
21.	J. Cäsars Tod, nach Plutarch (Brut. 1 — 19)	322
22.	Die Schlacht bei Philippi, nach demselben (Brut. 36 — 53) . . .	330
23.	Die Schlacht bei Actium, nach demselben (Ant. 60 — 68)	338
24.	Niederlage des Qu. Varus, nach Dio Cassius	342
25.	Germanicus gegen Arminius, nach Tacitus (Annal. I. 55 — 69) . .	345

Erste Abtheilung.

Erzählungen

aus der

Griechischen Geschichte.

1.

Der erste Messenische Krieg.

(Vor Chr. Geb. 743 — 723.)

An der Grenze von Messenien und Laconien stand ein Tempel der Artemis, der beiden Völkern gemeinschaftlich angehörte. Hier traf es sich einst, daß Teleclus, König der Spartaner, bei einem Feste erschlagen ward. Die Lacedämonier sagen nun, ihr König habe Spartanische Jungfrauen, die zu dem Feste gekommen wären, gegen den Angriff Messenischer Männer schützen wollen. Die Messenier dagegen behaupten, Teleclus habe gegen ihre angesehensten Männer, die damals in diesen Tempel gekommen, einen Mordanschlag gefaßt, und zur Ausführung desselben habe er noch unbärtige Spartanische Jünglinge gewählt, sie wie Jungfrauen angezogen und geschmückt, mit Dolchen bewaffnet, und gegen die Messenier herbeigeführt. Diese aber hätten sich gewehrt und sowohl die unbärtigen Jünglinge, als auch den Teleclus selbst erschlagen. Für diese Ermordung ihres Königs forderten jedoch die Spartaner, wohl im Bewußtsein ihres Unrechts, damals keine Genugthuung, sondern erst ein Menschenalter später kam der gegenseitige Haß beider Völker bei einer andern Veranlassung zum Ausbruch. Diese Veranlassung gab folgender Vorfall.

Polychares, ein angesehener Messenier, hatte einen Vertrag mit einem Spartaner, Namens Euäphnus, daß er seine Rinder auf dessen Grundstücken weiden ließ gegen einen Antheil an der

Nutzung vom Vieh. Dieser Euáphnus war ein ehrloser Betrüger. Er verkaufte die Rinder an fremde Kaufleute, die an der Küste landeten, und nun gab er vor, Seeräuber hätten ihm die Rinder sammt den Hirten mit Gewalt entrissen. Allein während er durch solches Vorgeben den Polychares zu täuschen suchte, kam einer der Hirten, welcher den Kaufleuten entlaufen war, zu seinem Herrn zurück, und strafte den Euáphnus Lügen. Ueberführt und nicht im Stande es abzuläugnen, bat er inständig, ihm zu verzeihen, bot Entschädigung an und ersuchte den Sohn des Polychares, ihm zu folgen, um dieselbe in Empfang zu nehmen. Unterwegs aber, als sie bereits auf Laconischem Gebiete waren, beging Euáphnus die ruchlose That und erschlug seinen Begleiter. Nun ging Polychares nach Sparta und klagte bei den Königen und Ephoren, und kam öfters wieder und forderte Gerechtigkeit. Als er aber, so oft er die Obrigkeiten anging, keine Genugthuung erhielt, gerieth er außer sich vor Zorn und ermordete jeden Lacedämonier, der ihm in den Weg kam.

Darauf schickten die Lacedämonier eine Gesandtschaft an die Messenier und verlangten Auslieferung des Polychares. Die Sache ward vor die Volksversammlung gebracht, und hier erfolgte nach heftigem Kampf der Partheien der Beschluß, den Polychares nicht auszuliefern; doch war man bereit, dem Ausspruche eines Schiedsgerichtes sich zu unterwerfen, entweder der Amphictyonen zu Argos oder auch des Areopagus zu Athen. Als dieser Beschluß den Spartanern gemeldet wurde, gaben sie gar keine Antwort darauf, auch schickten sie weder einen Herold, um den Messeniern Krieg anzukündigen, noch kündigten sie zuvor die Freundschaft auf, sondern sie rüsteten sich so geheim als möglich, und schwuren einen Eid, die Waffen nicht eher nieder zu legen, als bis sie das Messenische Land erobert und in Besitz genommen hätten.

Darauf eröffneten sie den Krieg unter Anführung ihres Königs Alkamenes, der ein Sohn des Teleclus war, mit einem nächtlichen Ueberfall der Stadt Amphéa. Diese Stadt, an der laconischen Grenze auf einem Hügel gelegen und mit Wasserquellen reichlich versehen, schien ihnen ein geeigneter Haltpunkt für den ganzen Krieg zu sein. Sie eroberten die Stadt beim ersten Angriff, da die Thore offen und unbewacht waren, und tödteten die Bewohner; nur wenige entkamen. Als die Nachricht von dem Schicksal Amphéa's sich verbreitete, kamen die Messenier aus ihren Städten nach Stenyklérus zusammen. Hier sprach ihnen ihr König Euphaës Muth ein und hieß sie Vertrauen fassen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und den Beistand der Götter. Doch führte er das Volk noch nicht gleich zu offenem Kampfe, da die Spartaner besser vorbereitet und im Kriege geübt waren, sondern er übte zuerst die Unkundigen im Kriegsdienste. Unterdessen durchstreiften die Lacedämonier das Land und plünderten, aber verwüsteten es nicht, denn sie sahen es schon als das ihrige an; die Städte griffen sie zwar an, vermochten jedoch keine zu erobern, da sie gut befestigt und bewacht waren. Aber auch die Messenier raubten und plünderten auf dem Laconischen Gebiete, besonders an den Küsten.

Im vierten Jahr nach der Eroberung von Amphéa, als die Messenier hinlänglich geübt schienen, und mit der Erbitterung gegen die Lacedämonier ihre Wuth den höchsten Grad erreicht hatte, zog Euphaës mit ihnen ins Feld, und als er mit dem Feinde zusammen traf, kam es zu einem Gefecht, worin der Sieg unentschieden blieb. Doch zogen die Lacedämonier ab und überließen den Messeniern das Schlachtfeld. Im nächsten Jahre aber, da ihnen zu Hause Feigheit vorgeworfen worden, zogen sie unter Anführung ihrer beiden Könige, Theopompus und Polydorus, zum zweiten Mal offen ins Feld und die Messenier rückten ihnen

entgegen: Als das Zeichen zur Schlacht gegeben war, stürzten die Messenier im Lauf gegen die Lacedämonier an, und mit muthiger Todesverachtung eilte Jeder den Kampf zu beginnen. Auch die Lacedämonier rückten rasch entgegen, doch vorsichtig, daß ihre Schlachtreihe nicht getrennt würde. Wie sie einander nahe waren, drohten sie erst einander mit geschwungenen Waffen und mit furchtbaren Blicken, darauf begann das Gefecht. Fest geschlossen in Massen drangen sie auf einander ein, dann focht Mann gegen Mann. Die Lacedämonier waren zwar durch Kriegskenntniß, Uebung und Anzahl ihren Gegnern überlegen. Den Messeniern dagegen, die für Haus und Heerd kämpften, ersetzte Begeisterung und verzweifelter Muth, was ihnen an Uebung und Geschick abging. Manche sprangen aus der Linie hervor und verrichteten vor allen andern glänzende Thaten, Andere auf den Tod verwundet, zeigten noch den Ausdruck begeisterten Muthes in ihren Zügen. Alle ermunterten sich gegenseitig, kühn und freudig in den Tod zu gehen. Die Lacedämonier hingegen hielten solche Ermunterung nicht für nöthig, auch zeigten sie nicht die Begeisterung, welche die Messenier erfüllte, aber sie hatten eine tiefere Schlachtordnung und hofften, daß die Messenier nicht so lange gegen sie aushalten, und der Ermüdung trotzen würden. Ausgezeichnet war der Zweikampf der Könige Theopompus und Euphaës. Da erhob sich jeglicher Kampf, so ermüdet sie waren, mit erneuerter Heftigkeit: neue Kraft erfüllte die Kämpfenden, als finge jetzt erst das Treffen an. Endlich aber durchbrach Euphaës mit einer auserlesenen Schaar Messenier die Reihen der Feinde, stieß selbst den Theopompus zurück und brachte die Lacedämonier zum Weichen. Aber der andere Flügel der Messenier litt; und als ihr Anführer fiel, geriethen sie in Unordnung und muthlos wendeten sie sich zur Flucht. Jedoch verfolgte kein Theil die Fliehenden. Denn Euphaës hielt es für nöthiger, dem geschlagenen andern Flügel zu

Hülfe zu eilen; und es kam zu keinem Gefecht mehr, denn bereits war die Nacht eingetreten. Auch das Mitteltreffen, wo beide Theile noch fortwährend sich den Sieg streitig machten, wurde durch das einbrechende Dunkel geendigt. Am folgenden Morgen zeigte sich keins der beiden Völker geneigt, das Treffen wieder zu beginnen, auch nicht ein Siegeszeichen zu errichten; sondern sie schickten, als der Tag schon vorgerückt war, von beiden Seiten Herolde wegen Bestattung der Todten. Und nachdem sie dieselben bestattet, zogen sie nach Hause.

Allein nach dieser Schlacht fühlten sich die Messenier erschöpft. Sie waren zu schwach, um ihre Städte zu bewachen und dabei den Lacedämoniern das Feld zu halten; die Sklaven liefen zum Feinde über, und eine Seuche raffte Viele dahin. Daher beschlossen sie, die meisten Städte zu verlassen und sich alle auf dem Berg Ithome zusammen zu ziehen. Dieser Berg, hoch und schwer zu ersteigen, bot ihnen schon durch seine Lage fast hinreichenden Schutz, dazu erweiterten sie noch die vorhandenen Ringmauern. Sodann schickten sie nach Delphi, die Gottheit zu befragen, und erhielten den Spruch, sie sollten eine reine Jungfrau aus dem herrschenden Geschlechte den Göttern der Unterwelt opfern. Da bot Aristodemus, einer der ersten Männer aus dem fürstlichen Geschlechte, seine Tochter freiwillig zum Opfer dar: ja mit eigener Hand vergoß er das Blut der Jungfrau zur Rettung des Vaterlandes.

Als dieß die Lacedämonier hörten, wurden sie und ihre Könige muthlos und trugen Bedenken, die Messenier zu einem Treffen aufzufordern. So verstrichen sechs Jahre, dann aber unternahmen sie wieder einen Heereszug gegen Ithome. Beiderseits waren die Bundesgenossen noch nicht eingetroffen; aber vornehmlich die Messenier waren durch das Vertrauen auf den Orakelspruch so ermuthigt, daß sie, auch ohne dieselben abzuwarten, ein

Treffen wagten. Dieses war in mehrfacher Hinsicht dem vorigen gleich und auch jetzt machte erst die einbrechende Nacht dem Kampf ein Ende, jedoch wurde kein Flügel, kein Heerhaufe zurückgeschlagen. Von beiden Seiten traten die Tapfersten gegen einander in die Mitte und auf ihnen zumeist beruhte der Kampf: wieder gaben die Könige ein rühmliches Beispiel. Euphaës indeß drang allzu kühn und kampfbegierig auf Theopompus ein, und fiel, von tödtlichen Wunden bedeckt. Noch hatte er, bevor er starb, die Freude zu hören, daß die Seinigen nicht besiegt seien.

Darauf wurde Aristodemus zum Könige gewählt. In den ersten Jahren seiner Regierung beschränkte man sich von beiden Seiten auf Streifzüge, besonders zur Zeit der Fruchtreife. Endlich im fünften Jahre beschloß man, nach geschehener Ankündigung ein entscheidendes Treffen zu liefern, denn durch die Länge des Krieges und durch den Aufwand waren sie entkräftet. Als Bundesgenossen stießen zu den Lacedämoniern die Korinthier, zu den Messeniern die Arcadier mit gesammter Macht, von den Argivern aber und Sicyoniern nur Auserlesene. Die Lacedämonier hatten eine so tiefe und dichte Schlachtordnung, wie nie vorher. Aristodemus machte die seinige weniger tief, sondern mehr ausgedehnt, damit sie nicht vom Feinde überflügelt würde, und er wählte seine Stellung am Berg Ithome so, daß er ihm den Rücken deckte. Voran ordnete er die Schwergerüsteten, lauter starke und muthige Männer, hinter diese den großen Haufen der Leichtbewaffneten, zum Theil auf dem Ithome im Hinterhalt. Jene hielten den ersten Angriff der Lacedämonier muthig aus und leisteten lange Zeit tapfern Widerstand. Die leichten Truppen stürzten sich im Laufe auf die Feinde und machten ihnen durch ihre Gewandtheit viel zu schaffen. So trugen sie viel zum Siege bei: denn während sie beständig die Feinde beunruhigten und in Verwirrung brachten, drangen die Schwerbewaffneten kühner in die vordern Reihen ein.

Endlich lösten die Lacedämonier, durch die Länge des Kampfes entkräftet, ihre Schlachtordnung auf und zogen sich zurück, stets von den Leichtbewaffneten belästigt.

Durch diese Niederlage sank den Lacedämoniern der Muth. Sie schickten nach Delphi, um die Gottheit zu befragen, und erhielten den Spruch, nur durch List würden sie Messenien erobern. Daher gaben sie sich mannichfache Mühe, Ueberlistungen ausfindig zu machen; es wollte ihnen aber nicht gelingen. Auch Aristodemus schickte nach Delphi und erhielt die Warnung, vor feindlicher Hinterlist sich zu hüten. Deshalb hüteten sich die Messenier um so mehr.

Endlich, da das zwanzigste Jahr des Krieges herankam, schickten sie wiederum nach Delphi, und es ward ihnen der Spruch:

Wer Dreifüße zuerst an des Zeus Altar in Ithome
Stellte im Kreise umher, an der Anzahl zehenmal zehen,
Dem gibt Gott mit dem Ruhme des Kriegs die Messenischen Fluren.
Also winkete Zeus; doch List nur gewähret dir Vortheil.

Dieser Ausspruch belebte die Hoffnung der Messenier; denn das bezeichnete Heiligthum des Zeus lag innerhalb ihrer Ringmauern. Und sie bereiteten hölzerne Dreifüße. Allein von Delphi aus war der Orakelspruch auch nach Sparta gemeldet worden. Da machte schnell ein gemeiner Spartaner, der aber hellen Verstand besaß, ganz heimlich hundert kleine Dreifüße aus Thon, verbarg sie in einer Jägertasche, mischte sich, als Waidmann verkleidet, unter die Landleute, und schlich sich so in die Stadt Ithome. Sobald die Nacht anbrach, stellte er die Dreifüße dem Zeus auf und entkam wieder nach Sparta.

Als die Messenier dieß sahen und die List der Lacedämonier vermutheten, geriethen sie in große Bestürzung. Und da auch

andere Zeichen ihnen verkündeten, daß ihr Verhängniß erfüllt sei, so erwog Aristodemus sein eigenes Geschick, daß er vergebens seine Tochter geopfert habe: und da er keine Hoffnung zur Rettung seines Vaterlandes mehr übrig sah, tödtete er sich selbst auf ihrem Grabe, nachdem er Alles, was menschliche Klugheit vermag, zur Rettung seines Volkes gethan, das Schicksal aber seine Plane und Werke vereitelt hatte. Die Messenier aber verzweifelten an ihrem Glücke, doch wählten sie sich wieder einen Anführer und wagten noch ein Treffen, durch zunehmenden Mangel genöthigt. An Tapferkeit und kühnen Thaten fehlte es auch jetzt auf Seiten der Messenier nicht, aber es fielen ihre Feldherrn alle und die Ausgezeichnetsten von den Uebrigen. Von der Zeit an widerstanden sie höchstens noch fünf Monate, dann verließen sie Ithome, nachdem der Krieg gedauert hatte im Ganzen zwanzig Jahre. Wer bei einem Nachbarvolke Gastfreunde hatte, wanderte dahin aus, die Priester begaben sich nach Eleusis, die Menge des Volks zerstreute sich, jeder in seinen Geburtsort. Die Lacedämonier aber zerstörten erstlich Ithome, dann nahmen sie auch die übrigen Städte in Besitz, und dem Volke legten sie auf, von allen Erzeugnissen ihres Bodens die Hälfte nach Sparta zu liefern.

2.

Der zweite Messenische Krieg.

(V. Chr. 685 — 668.)

Die Messenier lebten unter hartem Drucke, und keine Aussicht bot sich ihnen dar, für die Zukunft eine menschenfreundlichere Behandlung von den Lacedämoniern hoffen zu dürfen, so daß sie es für wünschenswerther hielten, kämpfend zu sterben, oder ganz aus dem Vaterlande zu fliehen, als ihr drückendes Loos länger zu ertragen. Also reifte der Entschluß, sich wieder frei zu kämpfen, besonders in dem jüngern Geschlecht, das noch Nichts vom Kriege erfahren, und hohe Gesinnungen athmend den Tod im freien Vaterlande dem Druck der Sklaverei vorzog. Unter der Jugend, die in solcher Gesinnung herangewachsen war, zeichnete sich vor allen die zu Andania aus, und unter dieser Aristomenes, ein Jüngling aus fürstlichem Geschlechte, in blühender Jugendkraft, und vom kühnsten Muthe beseelt. Sofort aber betrieben sie den Abfall noch nicht öffentlich, sondern insgeheim bewarben sie sich vorerst um den Beistand der Argiver und Arcadier. Bereitwilliger, als sie sich gedacht hatten, ward ihnen dieser zugesagt, und so fielen sie denn ab, nachdem alle übrigen Vorbereitungen getroffen waren, im neunundreißigsten Jahre nach der Einnahme von Ithome.

Zuerst trafen die Messenier mit den Lacedämoniern bei Deoá, auf ihrem Gebiete, zusammen, beide Theile noch ohne Bundesgenossen, und kein Theil trug einen entscheidenden Sieg

davon. Aristomenes aber soll ganz unglaubliche Thaten verrichtet haben, so daß sie ihn nach dem Treffen zum Könige wählten; und da er es ablehnte, so wählten sie ihn zum unumschränkten Anführer. Ueberzeugt nun, daß es ihm vor Allen zukomme, den Feinden gleich anfangs Schrecken einzuflößen, und durch eine kühne That sich ihnen furchtbar zu zeigen, ging er bei Nacht nach Sparta und stellte einen Schild an den Tempel der Athene, mit der Inschrift: Aristomenes weihet diesen der Göttin als Zeichen des Sieges über die Spartaner.

Die Lacedämonier aber hatten einen Orakelspruch aus Delphi, daß sie aus Athen sich einen Rathgeber holen sollten. Also schickten sie an die Athener, um ihnen den Orakelspruch zu melden und um einen solchen Mann zu bitten. Die Athener, die aus Eifersucht die Vergrößerung der Lacedämonier nicht begünstigen, doch auch nicht ungehorsam gegen die Gottheit sein wollten, ersannen einen Ausweg und schickten ihnen den Tyrtäus, einen Knabenlehrer, der keinen besonderen Verstand zu haben schien und an einem Fuße lahm war. Dieser aber, als er dahin kam, verstand es, den Muth der Spartaner durch seine Kriegslieder ausnehmend zu beleben.

Im zweiten Jahr des Krieges rüsteten sich beide Theile zu einer Schlacht bei dem sogenannten Denkmale des Ebers in der Nähe von Stenyklérus. Den Messeniern zogen zu Hülfe die Eléer und Arcadier, ferner aus Argos und Sicyon Einzelne, auch wohnten diejenigen Messenier, welche nach dem ersten Kriege freiwillig ausgewandert waren, dem Treffen bei. Den Lacedämoniern standen bei die Korinthier und einige Lepreaten aus Haß gegen die Eléer. Nachdem man auf beiden Seiten geopfert hatte, eilten die Heere mit gesteigertem Muthe in die Schlacht. Kampflust belebte Alle, ganz besonders aber den König der Lacedämo-

nier, Anaxander, und die ihn umgebenden Spartaner. Ihnen gegenüber hatte Aristomenes achtzig auserlesene Messenier um sich, die mit ihm von gleichem Alter waren. Jeder fühlte sich vor Andern hochgeehrt, daß er gewürdigt war, an Aristomenes Seite zu fechten, und sie waren ganz besonders achtsam auf Alles, was er auszuführen im Sinne hatte. Diese hatten im Kampfe gegen Anaxander und den Kern des Lacedämonischen Heeres anfangs schwere Arbeit, aber keine Wunden scheuend und vom höchsten Muthe beseelt, schlugen sie doch durch Ausdauer und die kühnste Tapferkeit ihre muthigen Gegner zurück. Als diese flohen, ließ sie Aristomenes durch eine andere Abtheilung Messenier verfolgen, er selbst stürzte sich dahin, wo er den meisten Widerstand sah, dann wieder gegen Andere, und schnell auch diese zurückdrängend, warf er sich immer auf die, welche noch Stand hielten, bis die ganze Schlachtordnung der Feinde in Unordnung gerieth und alle ohne Scheu und Scham die Flucht ergriffen. Die Lacedämonier, nach diesem Schlage sehr entmuthigt, wurden durch des Tyrtäus Gesänge wieder umgestimmt. Dem Aristomenes aber, als er nach Andania zurückkehrte, warfen die Weiber Bänder und Blumen zu und begrüßten ihn mit Lobgesängen.

Jetzt unternahm Aristomenes mit seiner auserlesenen Schaar mehrere kühne Streifzüge auf das Laconische Gebiet. Erst überfiel und plünderte er die Stadt Phäoä und trieb den Anaxander in die Flucht, ja er war im Begriff, bei Nacht in Sparta selbst einzudringen, hätte ihn nicht eine Göttererscheinung zurückgehalten. Darauf raubte er eine Schaar angesehener Jungfrauen, als sie ein Fest feierten, nahm sie mit sich und gab sie gegen Lösegeld unverletzt zurück. Ein andermal überfiel er die spartanischen Frauen, als sie zu Agila ein Fest der Demeter feierten; diese aber wehrten sich mit Opfermessern, Bratspießen und Fackeln, erschlugen und verwundeten seine meisten Begleiter, ihn selbst aber nahmen sie

lebendig gefangen. Doch die Priesterin entließ ihn bei Nacht heimlich, und so gelangte er wieder frei nach Messenien.

Im dritten Jahr des Kriegs, als bei dem sogenannten großen Graben ein Treffen geliefert wurde, und Arcadische Hülfstruppen von allen Seiten zuströmten, bestachen die Lacedämonier den König der Arcadier, Aristocrates. Dieser ließ anfangs die Seinigen von seinem Plane Nichts merken; als aber die Heere eben handgemein wurden, gab er vor, die Opfer seien ungünstig gewesen und der Ort des Kampfes für sie gefährlich, und bedeutete sie, auf ein gegebenes Zeichen die Flucht zu ergreifen. Wie nun die Messenier im vollen Kampfe gegen die Feinde gewendet waren, zog er gleich im Anfange der Schlacht die Arcadier, die den linken Flügel und die Mitte der Messenischen Schlachtordnung einnahmen, zurück, und indem er sie mitten durch die Messenier ziehen ließ, brachte er diese sehr in Verwirrung. So wurde es den Lacedämoniern leicht, ihre Gegner einzuschließen, und ihnen eine gänzliche Niederlage beizubringen. Aristomenes zwar und seine Schaar leisteten den tapfersten Widerstand; aber vergebens, denn ihre Anzahl war zu gering. Nach der Schlacht sammelte er die Reste der Entronnenen, und auf seinen Rath verließen sie meistens ihre Städte, zogen sich auf den Berg Eira zusammen und befestigten sich darauf. Hier wurden sie von den Lacedämoniern zwar belagert, doch vermochten sie sich eilf Jahre daselbst zu vertheidigen.

Als nun die Messenier auf dem Eira von dem übrigen Lande abgeschnitten waren, machten sie Streifzüge von da und plünderten das Laconische Land, wie ihr eigenes, das sie jetzt als feindliches ansahen. Aristomenes aber vermehrte seine Schaar auf dreihundert. Mit diesen zog er einmal bei Einbruch der Nacht aus, kam noch vor Sonnenaufgang nach dem Städtchen Amyclä, eroberte und plünderte dasselbe, und zog sich dann zurück, ehe man aus

Sparta zu Hülfe kommen konnte. Bei einem andern Streifzug stieß er auf eine überlegene Schaar Feinde: er erhielt mehrere Wunden, ein Stein traf ihm den Kopf und Dunkel umhüllte ihm die Augen; er fiel, da stürzten die Lacedämonier in Masse über ihn her und nahmen ihn lebendig gefangen, und mit ihm geriethen funfzig seiner Gefährten in Gefangenschaft. Diese alle warfen die Spartaner in eine Grube, Cäadas genannt, wohin sie ihre ärgsten Verbrecher zu stürzen pflegen. Des Aristomenes Begleiter nun kamen alle darin um; ihn selbst aber schützte irgend ein Gott und zeigte ihm einen Ausweg aus diesem Schlund, woraus noch Niemand entkommen war. Als er auf den Grund der Grube gekommen war, legte er sich nieder, zog das Gewand über den Kopf, und erwartete den Tod, der hier ganz unvermeidlich schien. Am dritten Tage darauf hörte er ein Geräusch, er enthüllte sein Gesicht und erblickte einen Fuchs, der an den Leichnamen fraß. Indem er voraussetzte, daß das Thier irgend woher einen Eingang habe, wartete er ab, bis der Fuchs sich ihm näherte. Als er ihm nahe gekommen war, faßte er ihn, mit der andern Hand aber hielt er ihm, so oft er sich gegen ihn wendete, das Gewand vor und ließ ihn hineinbeißen. So ließ er sich von dem laufenden Fuchse geleiten, bis er endlich an ein Loch kam, durch welches das Tageslicht hereinfiel. Durch dasselbe ließ er den Fuchs entkommen, und da es zum Durchkommen für ihn selbst zu enge war, so machte er es mit seinen Händen weiter, und entkam durch dasselbe zu den Seinigen nach Eira.

Den Lacedämoniern, welche die Nachricht von seinem glücklichen Entkommen gar nicht glauben wollten, gab Aristomenes bald die Bestätigung, daß er noch lebe. Korinthische Krieger zogen jenen zu Hülfe gegen Eira. Als er erfuhr, daß diese ohne Ordnung und ohne ihr Lager zu bewachen, daherzögen, überfiel er sie bei Nacht, erlegte die meisten derselben nebst den Anführern und

erbeutete das Feldherrnzelt. — Die Lacedämonier schlossen einmal, um ein Fest zu feiern, einen Waffenstillstand auf vierzig Tage und zogen ab nach Hause. Als nun Aristomenes unter dem Schutze des Waffenstillstandes sich etwas weiter von Eira entfernte, lauerten ihm sieben Kretische Bogenschützen, die im Dienste der Spartaner standen, auf; nahmen ihn gefangen und banden ihn mit Riemen. Zwei von diesen brachten die Nachricht eilends nach Sparta, die übrigen übernachteten mit ihrem Gefangenen in einem Meierhofe auf Messenischem Gebiete. Aber die Tochter der Wirthin, einem Traumgesicht folgend, machte die Kreter trunken, und als sie alle berauscht schliefen, löste sie dem Aristomenes die Fesseln. Darauf ergriff dieser ein Schwert und tödtete die Kreter. Das Mädchen aber gab er seinem Sohne Gorgus zum Weibe.

Aber im eilften Jahre der Belagerung war es vom Schicksal bestimmt, daß Eira erobert und die Messenier vertrieben werden sollten. Während Aristomenes durch eine Wunde verhindert wurde, des Nachts die Wachen zu untersuchen, hatten diese ihre Posten verlassen und sich nach Hause begeben, da der Regen, der in Strömen sich ergoß, ihnen lästig war, und sie nicht dachten, daß in einer so stürmischen Nacht die Lacedämonier etwas unternehmen würden. Es befand sich aber als Ueberläufer bei den Messeniern ein Spartanischer Sklave. Als dieser merkte, daß alle Wachtposten verlassen waren, ging er wieder zu den Lacedämoniern zurück, und in der Hoffnung, dadurch Verzeihung zu erlangen, zeigte er ihnen an, daß jetzt der passende Zeitpunkt sei, Eira durch Ueberfall zu erobern. Voll Eifer kamen die Spartaner in der Dunkelheit heran und überstiegen unvermerkt die Mauern. Als nun die Messenier erkannten, daß sie den letzten und unvermeidlichen Kampf zu bestehen hatten, ergriffen sie hastig, was Jedem von Waffen zunächst in die Hände fiel, und rüsteten sich zur Vertheidigung. Unter den Ersten, welche merkten, daß der Feind in

der Stadt war, und die zuerst gegen ihn zum Kampfe eilten, war Aristomenes, sein Sohn Gorgus und der Wahrsager Theoclus. Rasch durcheilten sie die Stadt, ermunterten die Messenier, welche sie in den Straßen trafen, sich wacker zu halten, und die noch in den Häusern waren, riefen sie zum Kampfe auf. Während der Nacht nun schritten beide Theile nicht weiter gegen einander vor; denn die Lacedämonier waren mit dem Ort zu unbekannt und scheuten des Aristomenes Kühnheit, die Messenier aber hatten noch keine Loosung und ihre Fackeln löschte der Regen aus. Als es aber Tag ward, wußten Aristomenes und Theoclus die Messenier zur höchsten Begeisterung zu entflammen. Und zusammentretend, so wie zufällig Einer zu dem Andern kam, stürmten sie gegen die Lacedämonier an, auch Weiber versuchten auf die Dächer zu steigen und Dachziegel und was Jede zur Hand hatte, auf die Feinde herabzuwerfen, doch der allzu starke Regen hinderte sie daran; aber schwere Waffen ergriffen sie und entflammten durch ihre begeisterte Theilnahme die Tapferkeit ihrer Männer. Und so hätten sie wohl noch dem Geschick entgehen können. Allein Gott ließ unter heftigem Krachen des Donners noch dichtern Regen herabströmen und blendete durch entgegenstrahlende Blitze ihre Augen; den Lacedämoniern steigerte aber alles dieses den Muth, und sie sagten, Gott selbst stehe ihnen bei, da es ihnen zur rechten Hand blitzte. Auch ersann ihr Wahrsager Hekas folgenden Kriegsvortheil. An Zahl waren die Lacedämonier zwar weit überlegen; da sie aber weder in einem ausgedehnten Raume, noch in geschlossener Ordnung fechten konnten, so waren die letzten von jeder Abtheilung überflüssig. Diesen gab er an, fortzugehen, sich im Lager durch Speise und Schlaf zu stärken, dann vor Einbruch des Abends wieder zu kommen und die, welche bis dahin den Kampf ausgehalten hatten, abzulösen.

So wurde es ihnen denn durch die Abwechslung möglich,

länger auszudauern, den Messeniern aber gingen mehr und mehr die Kräfte aus. Schon drei Tage und Nächte kämpften sie unablässig, ohne Erholung, ohne abzuwechseln: Schlaflosigkeit, Regen und Kälte mattete sie ab, Hunger und Durst quälte sie; vorzüglich ermatteten die Weiber, die solche Anstrengungen nicht gewohnt waren. Da trat der Seher Theoclus, indem er einsah, daß Messeniens Untergang durchaus vom Schicksal bestimmt sei, zu Aristomenes und forderte ihn auf, die Messenier und sich selbst ihnen zu retten. Darauf trat er gegen die Feinde, und indem er ihnen begeistert zurief: „Wahrlich nicht in allen künftigen Zeiten werdet ihr fröhlich die Früchte der Messenier genießen!“ stürzte er unter sie und tapfer kämpfend und seine Rache mit dem Blute der Feinde sättigend, hauchte er den Geist aus. Aristomenes aber rief die Messenier vom Kampfe zurück, befahl ihnen, Weiber und Kinder in ihre Reihen aufzunehmen und ihm zu folgen. Darauf eilte er zu denen, welche die Vorhut hatten und gab durch Zeichen und Winke zu verstehen, daß er abzuziehen entschlossen um Durchzug bitte. Dieser wurde ihnen gewährt und so wurde Eira erobert im siebenzehnten Jahre des Krieges.

Bei den Arcadiern erregte die Eroberung von Eira die lebhafteste Theilnahme. Sie forderten sogleich ihren König Aristocrates auf, sie anzuführen, um die Messenier zu retten oder mit ihnen zu sterben. Als dieser, von den Lacedämoniern abermals bestochen, zögerte, machten sie selbst Anstalten, dieselben am Berge Lycäus aufzunehmen und schickten angesehene Männer ab, sie zu trösten und dahin zu geleiten. Gastfreundlich empfingen sie dieselben, pflegten sie wohlwollend, wollten sie in ihre Städte vertheilen und ihnen Ländereien anweisen. Aristomenes wählte darauf fünfhundert der entschlossensten Messenier aus und legte ihnen in Gegenwart der Arcadier und des Aristocrates — denn er ahnte nicht, daß dieser ein Verräther war — die Frage vor, ob sie, ihr

Vaterland rächend, mit ihm zu sterben bereit wären. Als sie einstimmten, entdeckte er ihnen seinen Plan, in der kommenden Nacht gegen Sparta zu ziehen; die meisten Spartaner waren nämlich nicht zu Hause, sondern in und um Eira. Glückte es, die Stadt einzunehmen und zu behaupten, so wollte er sie den Lacedämoniern gegen Rückerstattung des Messenischen Besitzthums austauschen; gelänge es nicht, so wollten sie auf die ruhmvollste Weise ihr Leben theuer verkaufen. Sogleich entschlossen sich dreihundert Arcadier, Theil an der kühnen That zu nehmen. Doch kam sie nicht zur Ausführung. Vorerst waren die Opfer ungünstig und am folgenden Tage offenbarte es sich, daß Aristocrates sogleich die Lacedämonier von dem Plan in Kenntniß gesetzt hatte. Der Sklave, welchen derselbe an Anaxander abgeschickt hatte, wurde auf dem Rückweg von auflauernden Arcadiern ergriffen. Und nun offenbarte die Antwort, welche dieser bei sich trug, auch die frühere Verrätherei des Aristocrates, für die er nunmehr seinen Lohn empfing. Die Arcadier steinigten ihn zu Tode und setzten ihm eine Schandsäule.

Alle Messenier, welche die Spartaner in ihre Hände bekommen konnten, machten sie zu Heloten *); die an der Küste wohnenden aber begaben sich zu Schiffe nach Elis und luden von da aus die Messenier in Arcadien ein, sich mit ihnen eine neue Heimath gemeinschaftlich in der Ferne zu suchen. Zugleich forderten sie den Aristomenes auf, ihr Führer zu sein. Dieser lehnte für seine Person den Antrag ab und gab ihnen seinen Sohn Gorgus und Manticlus, des Theoclus Sohn, zu Führern. Auf seine Aufforderung schlossen sich die meisten Messenier dem Zuge an, und diese fuhren denn aus nach Westen, und wurden von Anaxilaus,

*) Staatssklaven. Ursprünglich Bewohner der Laconischen Stadt Helos, welche von Sparta unterjocht und leibeigen gemacht wurden.

Beherrscher von Rhegium nach Zankle geführt, wo sie mit den frühern Bewohnern vereint sich niederließen und der Stadt den Namen Messene gaben.

Aristomenes hatte beschlossen, noch manches Unheil gegen Sparta zu ersinnen, aber die Götter fügten es anders. Damagetus, der Beherrscher von Jalypsus auf Rhodus, erhielt vom Orakel den Spruch, die Tochter des trefflichsten Mannes unter den Hellenen zu heirathen; und da er den Aristomenes bei weitem für den Trefflichsten unter den damals lebenden Hellenen hielt und dieser noch eine unvermählte Tochter hatte, so nahm er diese zum Weibe. Aristomenes zog mit dieser nach Rhodus und starb dort an einer Krankheit, ohne noch den Lacedämoniern ein ferneres Leid zugefügt zu haben.

3.

Pisistratus gewinnt die Herrschaft über Athen.

(V. Chr. 560 — 528.)

Pisistratus, Tyrann von Athen, ward Herr über die Athener auf folgende Weise. Als die Küstenleute und das Volk der Ebene — diese unter Lykurgus, jene unter Megakles — einen Aufruhr machten wider einander, erregte er eine dritte Parthei, um selbst die Herrschaft zu erlangen. Und er sammelte seine Anhänger und nannte sich das Haupt der Leute vom Gebirg und ersann diese List: er verwundete sich selbst, wie auch seine Maulthiere, und so kam er auf den Markt gefahren, als wär' er so eben seinen Widersachern entkommen, die ihn hätten umbringen wollen, da er auf's Land gefahren, und bat das Volk um eine Leibwache. Er hatte sich aber schon vordem einen guten Ruhm erworben, als er Oberster gewesen in einem Krieg gegen die Megarer, und hatte große Thaten gethan. Auf diese Art ward das Volk der Athener getäuscht, und sie gaben ihm zu eine Auswahl aus den Bürgern, die mit Keulen bewaffnet ihn begleiteten. Mit diesen machte er einen Aufstand und gewann die Burg. Von der Zeit an herrschte Pisistratus über die Athener, doch that er die bestehende Obrigkeit nicht ab, noch änderte er die Gesetze, sondern regierte die Stadt gut und vortrefflich nach ihrem alten Recht.

Aber nach Kurzem wurden eins mit einander die Partheien des Megakles und des Lykurgus, und sie vertrieben den Pisistra-

tus wieder aus der Stadt, bevor seine Herrschaft noch rechte Wurzel gefaßt hatte. Die aber den Pisistratus vertrieben hatten, machten wiederum von Neuem einen Aufruhr gegen einander. Und als Megakles hart gedränget ward, ließ er durch einen Herold dem Pisistratus einen Antrag zur Aussöhnung machen. Den nahm derselbe an und vertrug sich mit ihm, und nun ersannen sie, um ihn heim zu führen, eine ganz alberne List. In einer Ortschaft nahe bei Athen war nämlich ein Weib, das war vier Ellen groß, weniger drei Finger, und auch übrigens von schöner Bildung. Dieses Weib wappneten sie mit voller Rüstung und stellten sie auf einen Wagen, angethan mit herrlichem Schmuck, wie er ihr am besten stand, und so fuhren sie nach der Stadt. Und sie hatten Herolde vor sich her gesendet, die verkündigten, als sie in die Stadt kamen, gleichwie ihnen geboten war, und sprachen also: Ihr Athener, nehmt freundlich auf den Pisistratus, welchen Athene selber ehret vor allem Volk, und ihn heimführet in ihre Burg! Also sprachen sie, wohin sie kamen, und alsobald kam in die Vorstädte ein Gerücht, wie Athene selber den Pisistratus heimführte, und die in der Stadt glaubten, das Weib sei die Göttin selbst, und beteten das Weibsbild an und nahmen den Pisistratus wieder auf.

Nachdem nun Pisistratus auf diese Art die Herrschaft wieder an sich gebracht hatte, entzweiete er sich nach einiger Zeit wieder mit Megakles, und dieser versöhnte sich wieder mit seinen Widersachern. Als aber Pisistratus erfuhr, was man wider ihn vorhatte, entwich er aus dem Lande ganz und gar und begab sich nach Eretria. Darauf sammelte er, um die Herrschaft wieder zu gewinnen, freiwillige Gaben aus den Städten, die ihm schon vorher verpflichtet waren. Und als Alles bereit war zum Heimzug im eilften Jahr, brach er auf von Eretria mit seinen Söhnen: und sie kamen heim nach Attika und gewannen den Ort Mara-

thon. Daselbst schlugen sie ihr Lager auf und es kamen zu ihnen ihre Anhänger aus der Stadt, und es gesellten sich noch andere dazu aus den Ortschaften, denen ein Herr lieber war, als die Freiheit. Die Athener aus der Stadt aber hatten des Pisistratus keine Acht, dieweil er das Geld sammelte, auch hernach nicht, als er Marathon genommen; als sie aber erfuhren, daß er von Marathon her auf die Stadt loskäme, da zogen sie aus wider ihn. Und sie gingen ihm entgegen mit aller Macht, Pisistratus aber und die Seinen brachen von Marathon auf und gingen in geschlossenen Haufen auf die Stadt los und lagerten sich den Feinden gegenüber. Und während nun die aus der Stadt nach dem Frühmal sich schlafen legten, und Andere zum Würfelspiel setzten, da fiel Pisistratus auf sie und schlug sie in die Flucht. Und als sie flohen, ersann Pisistratus einen weisen Rath, daß die Athener sich nicht wieder sammelten, sondern in der Zerstreuung verblieben. Er schickte nämlich seine Söhne zu Pferde vorauf, die holten die Fliehenden ein und sagten, wie ihnen Pisistratus geboten hatte, sie sollten getrost sein und heim gehen, ein jeglicher in sein Haus. Das thaten denn auch die Athener, und so gewann Pisistratus Athen zum drittenmal und befestigte seine Herrschaft durch Miethvölker und durch das Geld, das vom Lande einkam und dadurch, daß er zu Geißeln nahm die Söhne der Athener, die da gestanden hatten und nicht alsobald geflohen waren. Des Megakles Geschlecht aber, die Alkmäoniden, entwichen mit ihren Anhängern gänzlich aus der Stadt. Und Pisistratus herrschte von nun an unangefochten bis an seinen Tod mit Milde und Gerechtigkeit, als Wohlthäter der Athener.

4.

Vertreibung der Pisistratiden.

(V. Chr. 510.)

Als Hipparchus, des Pisistratus Sohn und des Tyrannen Hippias Bruder, erschlagen war von Aristogiton und Harmodius, danach mußten die Athener noch vier Jahr nichts desto weniger gehorchen, sondern noch ärger wie vorher; denn Hippias war sehr erbittert wegen des Hipparchus Tod. Da versuchten nun zwar die Alkmäoniden im Verbindung mit allen übrigen Athenischen Verbannten, mit Gewalt heim zu kehren und Athen zu befreien; aber der Versuch schlug gänzlich fehl. Nichts desto weniger boten die Alkmäoniden Alles auf wider die Pisistratiden, und nahmen den Bau des Tempels zu Delphi in Verdung. Und dieweil sie ungemein reich und von alten Zeiten her sehr angesehene Leute waren, so richteten sie den Tempel schöner auf, als das Vorbild; auch wußten sie die Pythia durch Geld zu bewegen, daß sie, so oft Männer von Sparta kamen, den Gott zu befragen, in eigner oder der Gemeinde Angelegenheit, ihnen vorschlugen, sie sollten Athen befreien. Die Lacedämonier aber, als sie immer den nämlichen Spruch bekamen, schickten, obwohl sie in der engsten Gastfreundschaft mit den Pisistratiden standen, ein Heer ab, um sie zu vertreiben; denn Gottes Wille ging ihnen vor Menschenrecht. Und sie schickten dieses Heer in Schiffen zur See, und es landete bei dem Hafen Phalérum. Die Pisistratiden aber hatten vorher

Kunde davon bekommen, und riefen sich Hülfe aus Thessalien, und es kamen ihnen zu Hülfe tausend Reiter. Diese nun schickten sie wieder die Lacedämonier, und sie fielen auf sie und erschlugen eine Menge derselben, die Uebrigen aber drängten sie in die Schiffe zurück. Also mußte das erste Heer der Lacedämonier wieder umkehren. Darauf aber schickten sie ein größeres Heer mit ihrem Könige Kleomenes wider Athen. Dieses kam nicht zur See, sondern zu Lande. Als diese nun eindrangen in das Attische Land, ward zuerst mit ihnen handgemein die Thessalische Reiterei, aber nicht lange, so mußten sie weichen, und die nicht fielen, die kehrten, wie sie da waren, gerades Weges nach Thessalien zurück. Kleomenes aber kam in die Stadt und belagerte mit denen Athenern, die da gern wollten frei sein, die Tyrannen, die eingeschlossen waren in der Burg. Aber die Lacedämonier waren nicht geneigt zu einer langen Belagerung, und die Pisistratiden waren mit Speise und Trank wohl versehen; daher kehrten sie nach einigen Tagen wieder heim nach Sparta. Nun aber begab sich der günstige Zufall, daß die Kinder der Pisistratiden, die da heimlich sollten aus dem Lande gebracht werden, gefangen wurden. Darauf vertrugen sie sich um den Preis ihrer Kinder unter jeder Bedingung, welche die Athener wollten, daß sie binnen fünf Tagen Attika verließen. Und sie zogen weg nach Sigéum am Skamander an der Küste von Vorderasien, und von da begaben sie sich zum König der Perser und trachteten durch dessen Hülfe wieder heimgeführt zu werden nach Athen.

5.

Empörung der Jonier gegen Darius.

(V. Chr. 502 — 496.)

Die Hellenischen Städte an der Jonischen Küste von Asien waren dem Perserkönig unterworfen und wurden meist von Tyrannen regiert, so der König über sie gesetzt hatte. Sie waren aber zu Darius Zeit blühend in Wohlstand und vor allen andern ragte Miletus hervor und war ordentlich der Schmuck Joniens. Daselbst herrschte Histiäus, der sich um seinen König gar sehr verdient gemacht hatte, als derselbe über den Istro gegen die Scythen zog und hatte verhindert, daß hinter ihm die Brücke abgebrochen wurde. Dafür gab ihm der König zum Lohn ein Stück Landes in Thracien, das war fruchtbar und reich an Silberbergwerken, und er legte eine Pflanzstadt daselbst an, die gedieh herrlich. Nun ward aber der König besorgt und wollte ihm das Handwerk legen. Er beschied ihn also zu sich und sprach also: „Histiäus, wenn ich es recht überlege, so finde ich keinen Menschen, der es mit mir und meiner Macht so wohl meinte, als du; das hast du nicht mit Worten, sondern mit Thaten bewiesen. Da ich nun überzeugt bin, daß es keinen herrlicheren Schatz giebt, als einen Freund, der verständig ist und es wohl meinet, so wünsche ich, daß du fahren ließest Miletus und die neu erbaute Stadt in Thracien, und gingest mit mir nach Susa: allda theile mit mir was ich habe, und sei mein täglicher Gast und mein Rath."

Hiſtiäus machte ſich nun zwar eine große Ehre daraus, des Königs Rath zu ſein, aber dennoch verließ er ſehr ungern das ſchöne Jonien, und an ſeiner Stelle ward Verweſer von Miletus ſein Vetter und Eidam Ariſtagoras. Zu dieſem Ariſtagoras kamen etliche vornehme Männer aus Naxus, die waren vom Volk vertrieben, und da ſie Gaſtfreunde von Hiſtiäus waren, ſo kamen ſie nun nach Miletus und baten um einige Kriegsmacht, daß ſie heimkehrten in ihr Vaterland. Naxus aber war ſehr reich und blühend, und ſo dachte Ariſtogoras, wie er Herr würde über die Inſel, wenn jene durch ihn heimkehrten. Er beredete alſo den Unterkönig zu Sardes Artaphernes, daß er ihm zweihundert Dreiruderer ausrüſtete und ein großes Heer mitgab, um jene Inſel und noch andere dazu für den König zu unterwerfen. Da er ſich aber mit Megabates, dem Oberſten dieſes Heeres überwarf, ſo verrieth derſelbe den Plan an die Naxier, die überraſcht werden ſollten, und als er dahin kam, waren ſie gerüſtet und widerſtanden, daß er ſie nicht konnte bezwingen. Wie er nun die Koſten des Zuges ſollte erſetzen und beſorgte auch die Herrſchaft über Miletus zu verlieren, da ſann er auf Empörung.

Gerade zu derſelbigen Zeit kam ein Sklave von Hiſtiäus aus Suſa geſendet, der ſagte weiter Nichts als „Ariſtagoras ſolle ihm das Haar abſcheren und den Kopf beſehen.“ Das that er, und es ſtand darauf eine Schrift, die ermahnte zur Empörung. Dieſes that Hiſtiäus, weil er ſich ſeine Haft in Suſa ſehr zu Herzen nahm; wenn es nun zur Empörung käme, ſo machte er ſich große Hoffnung, man werde ihn von dannen ziehen laſſen an das Meer; anders aber verzweifelte er, je wieder dahin zu kommen. Ariſtagoras ſuchte nun die Oberſten vom Perſiſchen Heere, das vor Naxus geweſen, durch Liſt zu fangen, und als ihm dieß gelang, trat er in offenbaren Aufruhr wider Darius. Und zuvörderſt legte er ſelbſt dem Vorgeben nach die Herrſchaft nieder, damit ſich

die Milesier gern mit ihm empörten, und zum andern that er im übrigen Jonien das Nämliche, indem er einige Herren vertrieb, andere aber, die er gefangen hielt von den Schiffen, die gegen Naxus mitgefahren, lieferte er aus, um sich die Städte gefällig zu machen. Sodann begab er sich nach Lacedämon, um sich einen mächtigen Beistand zu suchen.

Es war aber dazumal König in Sparta Kleomenes, zu diesem kam Aristagoras und brachte eine eherne Tafel mit, darauf war eingeschnitten der Umkreis der ganzen Erde und das ganze Meer und alle Flüsse. Und als Aristagoras vor ihn kam, sprach er also: „Wundere dich nicht, Kleomenes, daß ich zu dir komme, denn es ist jetzt Noth an Mann. Daß die Kinder der Jonier Knechte sind, statt frei, ist für uns selber eine gar große Schmach und Bekümmerniß, und dann auch für euch, weil ihr doch die ersten seid in Hellas. Jetzt also, bei den Helleniſchen Göttern, errettet aus der Knechtschaft die Jonier, die von gleichem Blute mit euch sind, und das ist für euch eine leichte Sache. Denn die Barbaren sind gar keine muthigen Leute, und ihr stehet im Kriege ja oben an der Tapferkeit wegen. Dazu haben die Leute so viel Güter, wie alle andere zusammen nicht haben: Gold und Silber und Erz und bunte Kleider und Zugvieh und Knechte." Darauf zeigte er ihm auf der Tafel die Völker, wie sie aneinander grenzten, und als er an Susa kam, wo der große König seinen Hof hielt, da sprach er: „und wenn ihr diese Stadt nehmet, so könnt ihr euch mit Zeus selber messen. Und jetzo habt ihr um ein geringes Land und schmale Grenzen Kampf zu bestehen wider Messenier, die euch die Stange halten, und Arcadier und Argiver, die von Gold und Silber gar Nichts haben." Darauf fragte ihn Kleomenes, wie viel Tage man wohl brauche zu dem Weg von dem Meer der Jonier bis zum Könige, und Aristagoras, der doch sonst so schlau zu überreden wußte, machte jetzt einen großen Fehler,

denn er sagte die Wahrheit und sprach, es wäre ein Weg hinauf von drei Monden. Da ließ jener ihn nicht weiter zum Wort kommen und sprach: „Mein Freund von Miletus, verlaß Sparta noch vor Sonnenuntergang; denn keine leichte Sache ist's, den Weg von drei Monden dir zu folgen." Aristagoras ging also weg, kam aber nochmals mit einem Oelzweig in der Hand zu Kleomenes ins Haus und bat um Gehör: und dabei stand des Königs Tochter, Gorgo, ein Kind von 8 oder 9 Jahren. Darauf machte ihm Aristagoras große Versprechungen, und bot ihm zuerst zehn Talente, wenn er ihm sein Verlangen erfüllte. Und als Kleomenes sich weigerte, bot er ihm immer mehr Geld, bis er ihm fünfzig Talente versprach. Da rief das Kind: „Vater, der fremde Mann wird dich doch noch bestechen, wenn du nicht fort- und davongehest." Und Kleomenes hatte seine Freude an den Worten des Kindes und ging in ein anderes Gemach und Aristagoras ging ganz weg aus Sparta.

Darauf begab er sich nach Athen; denn diese Stadt war bei weitem die mächtigste von allen übrigen Städten in Hellas. Und als er vor das Volk kam, redete er, eben wie in Sparta, von den Herrlichkeiten Asiens und von dem Persischen König, und dazu, wie die Milesier Pflänzlinge wären der Athener, und bat so dringend und versprach Alles Mögliche, bis daß er sie überredete. Also schien es leichter, eine Menge zu bereden, als einen einzigen; denn den einen Kleomenes vermochte er nicht zu gewinnen, aber mit dreißigtausend Athenern ging es. Die Athener also faßten den Beschluß, zwanzig Schiffe den Joniern zu Hülfe zu schicken, und dazu fügten die Eretrier noch fünf aus Dank dafür, daß ihnen die Milesier auch einmal beigestanden hatten. Diese Schiffe waren der Anfang zu alle dem Unheil für Hellenen und Barbaren.

Nachdem nun diese Hülfe der Athener und Eretrier angekommen und auch die übrigen Bundesgenossen zur Stelle waren,

machte Aristagoras einen Feldzug wider Sardes. Und sie nahmen die Stadt ohne Gegenwehr, bis auf die Burg, die vertheidigte Artaphernes selber. Die Häuser der Stadt aber waren meist von Rohr, oder doch die Dächer. So geschah es denn, daß, als eins angezündet ward, das Feuer gleich die ganze Stadt ergriff. Darauf wichen die Jonier aus der brennenden Stadt und kehrten zu ihren Schiffen zurück. Die Perser aber und Lydier folgten ihrer Spur und trafen sie bei Ephesus. Die Jonier stellten sich gegen sie, wurden aber gänzlich geschlagen, und nun gingen auch die Athener wieder nach Hause. Die Jonier aber rüsteten sich nichts desto weniger zum Kriege wider den König, und brachten noch viele andere Städte auf ihre Seite, auch die Karier traten ihnen bei und Cyprus empörte sich ebenfalls.

Aber die Obersten der Perser, welche die Jonier bei Ephesus besiegt und die Athener zu Schiffe getrieben hatten, eroberten darnach eine Stadt nach der andern und schlugen die Karier und mit ihnen die Milesier in zwei hitzigen Treffen am Flusse Marsyas. Und nun zeigte es sich, daß Aristagoras kein standhafter Mann war; denn er, der Jonien in Aufruhr gebracht und die ganze Sache eingerührt hatte, entwich jetzt nach Thracien. Dort wurde er erschlagen, als er eine Stadt belagerte.

Als aber dem Könige gemeldet ward, Sardes wäre verbrannt von den Athenern und Joniern, und Aristagoras habe das Alles angezettelt, da ward er auf die Athener sehr erzürnt und ließ den Histiäus vor sich rufen und befragte ihn wegen des Aristagoras, denn er dachte, er müsse darum wissen. Histiäus aber stellte sich, als könne er gar nicht glauben, was vorgefallen, dann sprach er: „Wenn es aber wahr ist, was du gehört, so siehst du, o König, wie übel du gethan, daß du mich hierher zogest von dem Meere; wäre ich in Jonien gewesen, so hätte sich keine Stadt gerührt. Laß mich also jetzt sobald als möglich nach Jonien reisen, damit

ich dir dort Alles wieder in Ordnung bringe, und den Verweser von Miletus, den Menschen, der das Alles angestiftet, in deine Hand überantworte." Darauf entließ ihn der König, mit dem Befehl, wenn er das Alles ausgerichtet, solle er wieder nach Susa kommen. Und als Histiäus nach Sardes kam, fragte ihn Artaphernes, warum sich wohl die Jonier empört. Er aber sagte, er wisse es nicht, und wunderte sich, wie das zugegangen. Aber Artaphernes sprach: „Ich will dir sagen, wie die Sache zusammenhängt; du hast den Schuh gemacht und Aristagoras hat ihn angezogen." Histiäus aber fürchtete, Artaphernes wisse nun Alles, und entwich in der ersten kommenden Nacht ans Meer, und von da nach Chios. Und die Chier führten ihn heim nach Miletus. Die Milesier aber, die bereits die Freiheit gekostet hatten, und froh waren, den Aristagoras los zu sein, hatten gar keine Lust, ihn aufzunehmen; und wie er bei Nacht mit Gewalt eindringen wollte, ward er verwundet. Da kehrte er zurück nach Chios und von da nach Lesbos und die Lesbier gaben ihm acht Schiffe, mit denen fuhr er nach Byzanz und lauerte den Schiffen auf, und nahm alle weg, die ihm folgen wollten.

Wider die Stadt Miletus zog darauf ein starkes Heer zu Wasser und zu Land. Und die Jonier hielten Rath und beschlossen, zu Land kein Heer zu sammeln, sondern die Milesier sollten selbst ihre Stadt vertheidigen, aber ihre gesammte Flotte wollten sie bemannen und bei der Insel Lada, die lieget grade vor Miletus, kämpfen. Und als die Schiffe alle beisammen waren, so waren es dreihundert drei und fünfzig, davon stellten die Chier allein hundert, die Milesier selbst achtzig, die Samier sechzig und auch die Aeolier aus Lesbos siebenzig. Die Barbaren aber hatten sechshundert Schiffe, und doch fürchteten sie, sie möchten den Joniern nicht gewachsen sein und versuchten, sie von einander zu trennen. Also ließen sie ihnen einzeln durch ihre vorigen Herren

melden und verheißen: „Die Empörung solle ihnen vergeben und vergessen sein, wenn sie jetzt überträten, und sie sollten es um Nichts schlimmer haben, als zuvor. Wenn sie es aber durchaus wollten auf eine Schlacht ankommen lassen, so sollten sie alle in Knechtschaft geführt und ihr Land Andern übergeben werden.“ Die Jonier aber blieben standhaft und verwarfen den Verrath.

Nach diesem aber, wie die Jonier versammelt waren bei Lada, hielten sie Rathsversammlungen, und es redete auch wohl mancher Andere, vorzüglich aber Dionysius, Hauptmann der Phocäer, der sprach also: „Auf der Schärfe eines Schermessers stehet jetzt unser Schicksal, ob wir sollen frei sein, oder Knechte. Nun aber, wollt ihr Mühsal aushalten, so werdet ihr zwar für's Erste viel Noth und Arbeit haben, aber ihr werdet im Stande sein, eure Freiheit zu behaupten; werdet ihr euch aber der Trägheit und Unordnung ergeben, so werdet ihr büßen müssen für die Empörung. Aber vertraut euch mir an, und folget mir, so sollen euch die Feinde gar nicht angreifen, oder schmählich geschlagen werden.“ Als das die Jonier hörten, vertraueten sie sich dem Dyonisius an. Er aber ließ die Schiffe jeden Tag in langer Reihe ausfahren und übte die Ruderer, und die Besatzung in voller Rüstung und so machte er ihnen Mühe und Arbeit den ganzen Tag. Sieben Tage nun gehorchten sie; am achten aber, da sie solche Anstrengung gar nicht gewohnt waren, sprachen sie also zu einander: „Sind wir denn ganz von Sinnen, daß wir uns dem Phocäischen Prahlhans, der selbst nur drei Schiffe stellet, anvertrauen? Der thut uns ja ganz unerträgliche Schmach an. Für solch Elend ist es ja besser, daß wir dulden Alles, was da kommen mag, und die bevorstehende Knechtschaft abwarten, ehe wir der gegenwärtigen erliegen.“ So sprachen sie und alsbald wollte Keiner mehr gehorchen, sondern auf der Insel schlugen sie Zelte auf und gingen nicht mehr an die freie Luft und wollten nicht mehr an Bord, noch zur Uebung.

Als aber die Hauptleute der Samier sahen, wie es die Jonier machten, da gingen sie auf die Worte des Aeakes, ihres vormaligen Herrn, der bei den Persern war, ein, um ihre Heiligthümer und ihr Eigenthum vorm Untergang zu retten; denn es war ihnen offenbar, daß auf solche Weise es nicht möglich war, die Macht des Königs zu überwinden.

Wie nun die Flotte der Barbaren herankam, fuhren ihnen die Jonier entgegen, und als sie an einander gerathen waren, da zogen die Samier, wie sie es mit Aeakes verabredet, die Segel auf und fuhren aus der Schlachtreihe davon nach Samos, eilf Schiffe ausgenommen, die blieben da. Und als die Lesbier sahen, daß ihre Nebenmänner flohen, thaten sie ebenso und die meisten Jonier desselbigen gleichen. Von denen aber, die ausharrten in der Schlacht, wurden die Chier am ärgsten zugerichtet, weil sie sich herrlich hervorthaten und wollten nicht ausreißen, obgleich sie sahen, daß die meisten der Bundesgenossen Verräther waren.

Die Perser aber, nachdem sie die Jonier in der Seeschlacht besiegt, belagerten Miletus zu Wasser und zu Land und untergruben die Mauern und setzten allerlei Zeug in Bewegung und nahmen sie endlich mit Sturm im sechsten Jahr der Empörung. Und die gefangenen Einwohner wurden von dannen nach Susa geführt, König Darius aber wies ihnen ihre Wohnung an in der Stadt Ampe, da wo der Fluß Tigris in das Meer sich ergießt. Das Land und die Stadt der Milesier gab er andern Bewohnern. Die Samier aber, das heißt, die wohlhabenden, billigten durchaus nicht, was ihre Obersten gethan; sondern bevor Aeakes wieder ins Land kam, machten sie sich auf mit den Milesiern, die davon gekommen, und fuhren ab nach Zankle auf Sicilien, wohin sie eingeladen waren und ließen sich dort nieder.

Als aber Histiäus bei Byzanz hörte, wie es Miletus ergangen, fuhr er mit seinen Lesbiern nach Chios, und da sie ihn nicht

aufnehmen wollten, schlug er mit ihnen, und überwand sie, denn sie waren sehr geschwächt durch die Seeschlacht bei Lada. Nach diesem, als er auf dem festen Land bei Atarnes ausstieg, um Lebensmittel für sein Heer sich zu verschaffen, ward er lebendig gefangen und von Artaphernes ans Kreuz geschlagen. Darauf nahmen die Perser auch die übrigen Städte in Jonien und Karien ein und unterwarfen auch die Inseln an der Küste, Lesbos und Tenedos und Chios und machten ordentlich Jagd auf die Menschen, die sie von dannen in die Knechtschaft führten.

6.

Die Schlacht bei Marathon.

(B. Chr. 490.)

Der König Darius zürnte gewaltig auf die Athener und die Eretrier, weil sie den Joniern waren zu Hülfe gekommen und ihnen geholfen hatten, die Stadt Sardes verbrennen. Und er beschloß sie zu züchtigen und gedachte unter diesem Vorwande auch das übrige Hellas zu unterwerfen. Er rüstete also ein großes Heer aus, beides, zu Wasser und zu Land, das führte sein Schwiegersohn Mardonius über den Bosporus, und die Flotte steuerte der Küste entlang. Aber ein gewaltiger Sturm richtete die Flotte arg zu, als sie an das Vorgebirge Athos in Macedonien kam, denn es gingen dreihundert Schiffe zu Grunde und über zwanzigtausend Menschen, und auch das Landheer ward in Thracien durch die Angriffe der wilden Völker so geschwächt, daß es in Schimpf und Schande nach Asien zurückkehrte. Nun gerieth Darius nur noch mehr in Zorn und dazu kam, daß Hippias, des Pisistratus Sohn, der vertriebene Tyrann in Athen, welcher sich damals bei ihm aufhielt, ihn beständig gegen die Athener aufreizte. Daher rüstete er ein neues Heer, noch größer als das vorige, das zählte fünfmalhunderttausend Mann erlesenen Volks, und eine Flotte von sechshundert Schiffen und gab ihnen zu Feldhauptleuten den Datis, einen Meder von Geburt, und seinen Neffen Artaphernes. Die entließ er mit dem Befehl, sie sollten zu Knechten machen die Athener und Eretrier und die Knechte vor sein Angesicht bringen.

Diese segelten nun nicht der Küste entlang, vornämlich aus Furcht vor dem Vorgebirge Athos, sondern quer durch die Inseln

von Samos aus grade nach Euböa und eroberten die Stadt Eretria am siebenten Tage und machten die Einwohner zu Knechten nach dem Befehl des Darius. Von da segelten sie nach Attika und meinten mit den Athenern bald eben so fertig zu werden, wie mit den Eretriern. Nun war da die Stätte Marathon, das war der schicklichste Ort von Attika für die Reiterei, dahin führte sie Hippias. Und als die Athener das erfuhren, ritten sie auch nach Marathon dem Feinde entgegen, und es führeten sie zehen Obersten an, deren zehenter war Miltiades, der schon durch frühere Waffenthaten berühmt war. Diese schickten zuvörderst einen Herold nach Sparta und ließen die Lacedämonier bitten, ihnen beizustehen. Und dieselben waren auch bereit dazu; doch war ihnen unmöglich, es gleich zu thun, da sie das Gesetz nicht brechen wollten, das verbot ihnen nämlich, in diesem Monat vor dem Vollmand auszuziehen, es war aber erst der neunte Tag im neuen Mond. Also warteten sie erst den Vollmond ab. Aber die Plataer kamen ihnen zu Hülfe mit aller Macht.

Die Obersten der Athener aber waren getheilt in ihrer Meinung. Nämlich einige wollten nicht schlagen, denn sie wären zu schwach gegen das große Perserheer, andere aber, und darunter Miltiades, sagten, man müsse schlagen. Als sie nun getheilt waren und die schlechtere Meinung die Oberhand behielt, da ging Miltiades zu dem Polemarchen oder Kriegsherrn, der die eilfte Stimme hatte, — es war dazumal Polemarch Kallimachus — zu diesem ging Miltiades und gewann ihn durch seine Rede und brachte ihn auf seine Seite. Und als des Polemarchen Stimme dazu gekommen, ward zu schlagen beschlossen. Nach diesem übergaben die Obersten, welche für die Schlacht gestimmt hatten, ihr Recht dem Miltiades, sowie eines jeglichen Befehlstag herankam; der nahm es zwar an, lieferte aber eher keine Schlacht, als bis sein eigner Tag herankam. Als aber die Reihe an ihn gekom-

men, da stellte er die Athener zur Schlacht, so daß der Polemarch — denn das war so Sitte bei den Athenern — die Führung des rechten Flügels bekam, auf dem äußersten linken aber standen zuletzt die Platäer. Und die Schlachtordnung war mit der Persischen gleich lang gemacht, in dem Mitteltreffen aber nur wenige Reihen hoch, und da war die Schlachtordnung am schwächsten, beider Flügel aber am stärksten.

Und wie sie sich gestellt, und das Opfer günstig war, da rannten die Athener, sowie der Befehl erging, in vollem Lauf gegen die Barbaren an, es waren aber nicht weniger als acht Stadien*) dazwischen. Die Perser aber, als sie dieselben anrennen sahen, rüsteten sich, sie zu empfangen, und meinten, die Athener wären wohl toll und müßten gänzlich vernichtet werden, da sie sahen, daß sie so schwach waren und noch dazu in vollem Rennen angriffen und wurden weder durch Reiterei, noch durch Schützen gedeckt. Also dachten die Barbaren. Aber die Athener, wie sie in vollen Haufen an die Barbaren gekommen, fochten sie recht heldenmüthig. Denn sie sind die ersten von allen Hellenen unsers Wissens, die im Rennen den Feind angegriffen, und die ersten, die den Anblick der medischen Kleidung und der damit bekleideten Männer aushielten, vorher war der bloße Name der Meder schon den Hellenen ein Schrecken. Als sie nun bei Marathon stritten, dauerte es eine lange Zeit. Und im Mitteltreffen siegten die Barbaren, wo die Perser selbst und die Saker standen, hier siegten die Barbaren und brachen durch und jagten nach in das Land hinein, auf beiden Flügeln aber siegten die Athener und die Platäer. Und wie sie gesiegt, ließen sie den geschlagenen Feind ruhig fliehen, und zogen beide Flügel zusammen, und stritten wider die, so das Mitteltreffen durchbrochen, und die Athener gewannen den

*) 40 Stadien = eine geogr. Meile.

Sieg. Und als die Perser flohen, jagten sie ihnen nach und hieben nieder, als sie an das Meer kamen, da verlangten sie Feuer und legten Hand an die Schiffe. Und zuvörderst ward in diesem Gedräng der Polemarch Kallimachus erschlagen, der sich sehr tapfer gehalten, und außerdem noch viele andre namhafte Athener. Ueberhaupt fielen in dieser Schlacht von den Barbaren an sechs tausend vierhundert Mann, von den Athenern aber hundert zwei und neunzig. Von den Schiffen eroberten die Athener sieben, mit den übrigen stachen die Barbaren in See und fuhren um Sunium*) herum, in der Absicht, vor den Athenern in die Stadt zu kommen. Die Athener aber eilten, was sie nur laufen konnten, zur Vertheidigung nach der Stadt, und kamen eher an, als die Barbaren. Diese aber kamen mit ihren Schiffen auf die Höhe von Phalerum, denn das war dazumal der Hafen der Athener, hier lagen sie eine Zeitlang vor Anker und dann segelten sie heim nach Asien.

Von den Lacedämoniern aber kamen nach Athen zweitausend Mann nach dem Vollmond, und eilten so sehr, um noch zu rechter Zeit zu kommen, daß sie in drei Tagen von Sparta in Attika waren. Da sie aber zu spät gekommen zur Schlacht, verlangte sie doch sehr, die Meder wenigstens zu sehen. Und gingen nach Marathon und besahen sie. Und dann, wie sie die Athener und ihre That gelobt, gingen sie wieder nach Hause.

*) Das Vorgebirg an der Südspitze Atticas. Marathon lag an der Ostküste, Phalerum an der Südwestküste von Attica, Sunium südlich dazwischen.

7.

Die Perser und Griechen bei Thermopylä.

(V. Chr. 480.)

Als König Xerxes, Darius Sohn, gegen Hellas heranzog, versammelten sich Abgesandte von den Hellenischen Staaten, welche wohlgesinnt waren, auf dem Isthmus und hielten Rath, wie sie den Krieg führen wollten und an welchen Orten. Diese beschlossen den Paß bei Thermopylä, welcher unweit der Stadt Trachis, im Lande der Malier, den Eingang nach Hellas bildet, zu vertheidigen. Es ist aber der Paß gen Abend von einem unzugänglichen, steilen und hohen Berg begrenzt, der sich bis in den Oeta erstreckt, gen Morgen aber kommt gleich das Meer und Moraſt, also daß der Weg nur etwa ein halbes Plethrum*) breit ist, und an zwei Stellen vor und hinter Thermopylä hat er nur eine Wagenbreite. Auch war da eine Mauer gebaut und es befand sich vor Zeiten ein Thor darin. Diese war zwar größtentheils schon eingefallen, nun aber beschlossen sie, dieselbe wieder aufzurichten. Dieser Ort schien den Hellenen wohlgelegen zu sein, weil die Barbaren da weder von ihrer Menge noch von ihrer Reiterei Gebrauch machen konnten. Daher beschlossen sie, gerade hier den anrückenden Feind zu erwarten.

Das Heer aber, welches Xerxes heranführte, betrug an Fußvolk derer die aus Asien herüberkamen; eine Million und siebenmalhunderttausend Mann, an Reitern achtzigtausend, und außerdem noch Araber auf Kameelen und Libyer zu Wagen zwanzig-

*) 50 Fuß.

tausend. Hierzu kamen noch, die aus Europa mitzogen, aus Thracien, Macedonien und Thessalien und den an der Thracischen Küste liegenden Inseln, zusammen etwa dreimalhunderttausend Mann. Also belief sich das gesammte Landheer auf zwei Millionen und einmalhunderttausend Mann, ohne die Dienerschaft in ihrem Gefolge, die wohl ebenso stark war. Wenn man nun noch die Flotte dazu rechnet, die nicht weit vom Landheer am Thessalischen Vorgebirg Sepias vor Anker lag, und aus zwölfhundert und sieben Kriegsschiffen und dreitausend Funfzigruderern bestand, und zusammen über fünfmalhundert und siebenzehn tausend Mann an Bord hatte, — diese alle zusammengezählt, betrug die ganze streitbare Mannschaft zwei Millionen und sechsmalhundert vierzigtausend Mann. Die Dienerschaft aber und der ganze Troß zählte wenigstens ebenso viel Köpfe. Also folgten dem Xerres bis nach Sepias und Thermopylä in Allem etwa fünf Millionen und dreimalhunderttausend Menschen.

Mit dem Landheer nun war König Xerres bei Trachis gelagert, da wo die breiteste Stelle der ganzen Gegend ist zwischen den Bergen und dem Meer, die Hellenen aber in dem Paß. Er war Herr von allem Land in Mitternacht bis Trachis, sie dagegen von allem, was gen Mittag liegt auf diesem Festland.

Die Hellenen aber, welche den Perser an selbiger Stätte erwarteten, waren zusammen um fünftausend, nämlich diese: dreihundert Schwergerüstete aus Sparta, tausend Tegeaten und Mantineer, von jeder Stadt die Hälfte, von Orchomenus in Arcadien hundert und zwanzig, aus dem übrigen Arcadien tausend; ferner von Korinthus vierhundert, von Mycene achtzig. Die waren aus dem Peloponnes gekommen; von den Böotern aber siebenhundert Mann aus Thespiä und vierhundert aus Theben. Dazu kamen noch die Opuntischen Locrer, die aufgeboten waren mit aller ihrer Macht und tausend Mann Phoceer. Der Oberste des

gesammten Heerhaufens war Leonidas, König von Sparta. Derselbe hatte sich seine dreihundert Begleiter besonders ausgewählt, alle von gesetztem Alter und die schon Kinder hatten. Diese waren denn auch die Tapfersten der ganzen Schaar, die Thebaner aber waren die Schlechtesten, denn dieselben waren nicht mit willigem Herzen mitgezogen, sondern Leonidas hatte sie mitgenommen, weil man sie sehr in Verdacht hatte, daß sie persisch gesinnt wären; er hatte sie also zum Kriege aufgeboten, um zu sehen, ob sie Beistand schicken oder ganz offenbar von dem Hellenischen Bunde sich lossagen würden. Dieß war die gesammte Schaar derer, die sich den Persern bei Thermopylä entgegenstellten, es waren ihrer aber nicht mehr, weil grade ein Fest vor der Thüre war. Dieses wollten die Hellenen erst feiern, und dann mit gesammter Macht ins Feld ziehen; denn sie glaubten gar nicht, daß der Kampf in Thermopylä so schnell würde entschieden werden, darum schickten sie diese nur einstweilen voran.

Als aber das ungeheure Perserheer dem Paß sich näherte, fürchteten doch die Hellenen, sie seien zu schwach, sie abzuwehren, und hielten Rath, ob sie nicht abziehen sollten. Die Peleponnesier nun wollten nach dem Peleponnes gehen nnd den Isthmus besetzen; Leonidas aber, als die Phoceer und Locrer sich dieser Meinung heftig widersetzten, stimmte dahin, daselbst zu bleiben und Boten in die Städte zu senden, die da sollten um Verstärkung bitten.

Wie sie so berathschlagten, sandte Xerxes einen Späher zu Pferde ab, um zu sehen, wie stark sie wären und was sie vornähmen. Und als der Reiter an das Lager heranritt, überschaute und sah er zwar nicht das ganze Lager — denn die jenseits der Mauer standen, welche sie aufgerichtet hatten, konnte er nicht übersehen — sondern er bemerkte nur die, welche außerhalb vor dem Eingang lagerten. Es hatten aber grade zu derselbigen Zeit die

Lacedämonier draußen die Wache, und er sah, wie einige Männer turnten, andere aber ihr Haar kämmten. Als er das erblickte, verwunderte er sich und merkte sich ihre Zahl. Und als er sich Alles genau gemerkt, ritt er ganz ruhig wieder zurück — denn keiner verfolgte ihn und sie bekümmerten sich gar nicht um ihn — und als er zurückkam, sagte er dem Xerxes Alles, was er gesehn. Als Xerxes das hörte, begriff er nicht, daß sie sich eigentlich bereiteten zum Tode oder zum Siege nach allen Kräften, sondern ihr Thun kam ihm lächerlich vor. Darum ließ er zu sich rufen den Demaratus, welcher früher König von Sparta gewesen und nachher, aus seinem Vaterland vertrieben, zu den Persern gegangen war. Wie der nun kam, fragte ihn Xerxes nach Allem, denn er wollte gern wissen, was die Lacedämonier thäten. Der aber sprach: „Schon zuvor, als wir aufbrachen nach Hellas, hab ich mit Dir, o König, über diese Männer geredet, und du hast mich ausgelacht, als ich dir sagte, wie diese Sache nach meiner Einsicht kommen würde, denn es ist für mich ein gefährliches Amt, Herr, die Wahrheit zu reden vor dir, jedoch vernimm sie auch jetzt. Diese Männer sind gekommen, um uns den Paß streitig zu machen, und dazu bereiten sie sich, denn das ist Sitte bei ihnen: wenn sie ihr Leben aufs Spiel setzen wollen, dann schmücken sie ihr Haupt. Wisse aber, wenn du diese und was in Sparta geblieben, bezwingest, so ist kein Volk auf der Erde mehr, das es wagt, wider dich, o König, den Arm aufzuheben; denn jetzt hast du es mit den tapfersten Männern zu thun. Das däuchte aber dem Xerxes ganz unglaublich, und er fragte zum andern, auf welche Art ein so kleiner Haufe sein Heer sollte bekämpfen können. Jener aber sprach: Herr, du sollst mich für einen Lügner ansehen, wenn es nicht so kommt, wie ich sage.“

Xerxes aber glaubte ihm dennoch nicht. Er ließ nun vier Tage vorbeigehen, denn er hoffte immer, sie würden davon lau-

sen. Um diese Zeit, als ein Trachinier zu dem Spartaner Dianakas sagte, „wenn die Feinde ihr Geschoß abschößen, würde die Sonne verdunkelt werden, so groß wär' ihre Menge," da antwortete dieser ganz unerschrocken und unbekümmert um ihre Menge: „Das wäre ja recht schön für sie, wenn die Perser die Sonne verdunkelten, so würde man mit ihnen im Schatten fechten." Und das war derselbe Spartaner, der nachher vor allen den Preis der Tapferkeit erhielt. Am fünften Tage endlich, als Xerxes deutlich einsah, die Hellenen wären unverschämt und unklug genug, stehen zu bleiben, schickte er, von Wuth entbrannt, aus seinem Heere die Meder und Kissier gegen sie ab, und befahl ihnen, sie lebendig zu fangen und vor sein Angesicht zu führen. Als nun die Meder andrangen und ihren Angriff machten auf die Hellenen, fielen eine Menge von jenen, die andern aber rückten näher und konnten sie nicht zum Weichen bringen, obwohl ihr Verlust beträchtlich war. Da ward es denn aller Welt und vornämlich dem Könige offenbar, daß es wohl viel Menschen wären, aber nur wenig Männer. Das Treffen aber dauerte den ganzen Tag. Nachdem aber die Meder hart zugerichtet waren, so wichen sie zurück, und an ihre Stelle rückten die von den Persern vor, welche, zehntausend an der Zahl, auserlesen waren von allen Persern, und die der König die Unsterblichen nannte, denn wenn einer an der Zahl fehlte, entweder durch Tod oder durch Krankheit, so wurde sogleich ein anderer genommen, und es waren niemals weder mehr noch weniger, als zehntausend Mann; sie aber hatten am meisten Glanz vor Allen und waren auch die Tapfersten im ganzen Heere der Perser. Diese nun ließ der König jetzt vorrücken, als würden sie eher mit den Hellenen fertig werden. Als aber auch sie mit ihnen handgemein wurden, richteten sie nicht mehr aus als das Medische Heer, sondern es ging ihnen ebenso, weil sie in dem engen Paß stritten und kürzere Speere hatten, als die Hellenen, und von

ihrer Uebermacht nicht Gebrauch machen konnten. Die Lacedämonier aber fochten wacker und brav und zeigten, daß sie den Krieg verstanden, der Feind aber nicht, besonders dadurch: sie wandten ihnen zuweilen den Rücken und flohen dann alle auf einmal, die Feinde aber, die sie fliehen sahen, jagten ihnen nach mit Lärm und Geschrei; sie aber wandten sich, wenn jene nahe an sie gekommen, den Feinden entgegen, und auf die Art erlegten sie eine unzählige Menge von Persern; es fielen aber auch von den Spartanern einige Wenige. Als nun die Perser den Paß nicht erstürmen konnten, wiewohl sie in einzelnen Schaaren und mit der ganzen Macht angriffen, zogen sie sich zurück. Während dieses Handgemenges soll Xerxes, der da zusah, dreimal von seinem Stuhle aufgesprungen sein aus Besorgniß für sein Heer.

Damals nun kämpften sie also; am folgenden Tage aber fochten die Feinde nicht glücklicher. Nämlich sie griffen an, in der Hoffnung, weil der Hellenen nur so wenige wären, so würden sie alle verwundet und nicht mehr im Stande sein, einen Arm zu rühren. Aber die Hellenen standen in ihren Gliedern nach den Völkerschaften, und fochten, Jeder an seinem Theil, ohne die Phoceer, die standen auf dem Berge, einen heimlichen Fußpfad zu bewachen, auf welchem man den Paß umgehen und nach Hellas gelangen konnte. Da es nun die Perser um Nichts anders fanden, als den vorigen Tag, so zogen sie sich zurück.

Als aber Xerxes nicht wußte, was er dabei thun sollte, trat vor ihn Ephialtes, ein Hellene von Geburt, in der Meinung, eine große Belohnung von dem Könige zu erhalten, und verrieth ihm jenen Fußpfad, und verderbte also die Hellenen, welche bei Thermopylä standen. In der Folge entwich er aus Furcht vor der Strafe aus seiner Heimath; aber es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und als er wieder heim kam, erschlug ihn ein Mann aus Trachis. Dieser Ephialtes nun kam zum Xerxes und

bot ihm an, er wolle sein Heer auf jenem Wege hinüberführen. Dem Könige aber gefiel, was Ephialtes auszurichten verhieß, und er ward alsbald sehr erfreut und schickte mit ihm den Obersten Hydarnes und die Schaar der Unsterblichen ab. Diese brachen um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, aus dem Lager auf und zogen auf dem Fußpfade einher die ganze Nacht durch, und als die Morgenröthe hervorkam, waren sie auf der Höhe des Berges. Hier standen eben, wie schon zuvor gesagt ist, tausend Mann schwergerüstete Phoceer, um den Fußpfad zu bewachen. Diese merkten aber, daß jene heraufstiegen, auf die Art. Die Perser nämlich waren unbemerkt bis oben auf den Berg gekommen, weil Alles dicht voll Eichen stand. Es war aber ganz stilles Wetter, und als ein großes Geräusch entstand, wie natürlich, weil das Laub unter ihren Füßen rauschte, sprangen die Phoceer auf, und legten ihre Rüstung an, und alsbald erschienen auch die Feinde, und da sie dort Männer sahen, die ihre Rüstung anlegten, verwunderten sie sich, denn sie hatten gehofft, es würde ihnen sich Nichts entgegen stellen, und nun stießen sie auf einen Heerhaufen. Da fürchtete Hydarnes, die Phoceer möchten Lacedämonier sein, und fragte den Ephialtes, was für Leute das wären, und als er es erfuhr nach der Wahrheit, stellte er die Perser in Schlachtordnung; und als die Phoceer von einem dichten Pfeilregen getroffen wurden, entflohen sie auf den Gipfel des Berges; denn sie glaubten, die wären eigentlich ihretwegen gekommen, und bereiteten sich zum Tode. Also dachten sie; die Perser aber mit dem Ephialtes und Hydarnes kümmerten sich um die Phoceer gar nicht, sondern gingen eilends den Berg hinab.

Dem Leonidas aber sagten Ueberläufer und die Späher, die er auf den Höhen aufgestellt hatte, an, daß die Perser über den Berg gingen; und wie er das erfuhr, berief er eine Versammlung und hieß die Andern nach Hause zurückziehen, er aber mit

seinen Lacedämoniern wolle bleiben und in den Tod gehen. Die entlassenen Bundesgenossen gehorchten dem Leonidas und zogen ab, die Thespier und Thebaner aber blieben allein da bei den Lacedämoniern: die Thebaner blieben wider ihren Willen und ungern, — denn Leonidas hielt sie fest und betrachtete sie als Geiseln — die Thespier aber mit freudigem Herzen und sagten, sie wollten den Leonidas und seine Leute nicht verlassen und nach Hause gehen, sondern sie blieben da und starben mit ihnen.

Xerxes aber rückte einige Stunden nach Sonnenaufgang aus seinem Lager gegen Thermopylä heran; denn so hatte er es mit dem Ephialtes verabredet. Und die Hellenen unter Leonidas, weil sie nun in den Tod hinauszogen, gingen jetzt viel weiter vor in die Breite der Schlucht als am Anfang. Die vorigen Tage waren sie in die Enge hervorgekommen zum Streit, nun aber trafen sie sich jenseits der Engen, und da fiel eine Menge der Feinde; denn hinter ihren Gliedern standen die Hauptleute mit Geiseln, die hieben darauf los und trieben sie immer vorwärts. Viele von ihnen nun stürzten ins Meer und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig zertreten, es mochte sterben, was starb. Denn weil die Hellenen wußten, ihr Tod wäre ihnen gewiß durch die, welche den Berg umgangen, so setzte ein Jeglicher alle seine Kraft daran wider die Feinde und schonte weder sein, noch des Feindes.

Nun waren aber damals schon den Meisten ihre Lanzen zerbrochen; da gingen sie den Persern mit dem Schwerdt zu Leibe. Und Leonidas fiel in diesem Getümmel, nachdem er heldenmäßig gekämpft, und viele Spartaner. Aber auch von den Persern fiel eine große Zahl, und darunter zwei Brüder des Königs selbst. Und über dem Leichnam des Leonidas entstand ein großes Gedränge der Perser und Lacedämonier, bis daß die Hellenen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die

Flucht jagten. Das dauerte so lange, bis die mit dem Ephialtes dazu kamen. Als aber die Hellenen diese ankommen sahen, da gewann der Streit eine andere Gestalt; denn sie wichen zurück in die Enge des Wegs und gingen wieder hinter die Schutzmauer und kamen und setzten sich auf dem Hügel fest alle zusammen auf einen Haufen, ohne die Thebaner. Hier wehrten sie sich mit den Schwertern, die noch Schwerter hatten, und mit Hand und Mund; aber die Feinde begruben sie unter ihren Schlägen; denn ein Theil jagte ihnen nach und riß die Schutzmauer nieder, die Andern aber umringten sie von allen Seiten; und da fielen sie denn alle bis auf den letzten Mann. Sie wurden später an der Stelle begraben, auf welcher sie gefallen waren, und wurde daselbst zu ihrem Gedächtniß eine Inschrift errichtet.

Zwei aber von den Dreihundert, Eurytus und Aristodemus, waren vor dem Kampfe von Leonidas aus dem Lager fortgeschickt worden und lagen in einer benachbarten Stadt an einer schlimmen Augenkrankheit danieder. Als diese erfuhren, daß die Perser über den Berg gegangen wären, legte Eurytus schnell seine Rüstung an und befahl seinem Knechte, ihn zu den Kämpfenden zu führen, und als ihn dieser dahin geführt, lief der Führer davon, er selbst aber fiel in dem Haufen und ward erschlagen. Aristodemus aber hatte sein Leben zu lieb und rettete sich durch die Flucht, als er jedoch nach Lacedämon zurückkam, fiel er in Schimpf und Unehrlichkeit, und Keiner sprach mit ihm, und man nannte ihn nur den Flüchtling Aristodemus. In der Schlacht bei Platää aber tilgte er durch Tapferkeit seine Schuld wieder aus.

Aber die Thebaner hatten so lange mit den Hellenen wider des Königs Heer gefochten, als sie mußten; als sie aber sahen, daß die Perser die Oberhand gewannen, da die Hellenen auf dem Hügel zusammengedrängt wurden, so trennten sie sich von ihnen und streckten ihre Hände aus und gingen den Feinden entgegen,

indem sie sagten, wie es denn auch in der That ganz richtig war, daß sie schon längst Persisch gesinnt wären, daß sie aber aus Noth gedrungen nach Thermopylä gekommen und ganz unschuldig wären an dem Verluste, den der König erlitten. Dadurch nun retteten sie zwar ihr Leben, aber sie kamen doch nicht ganz glücklich davon, denn als sie herankamen, faßten die Feinde sie, und tödteten ihrer Etliche, die meisten aber brandmarkten sie auf Xerxes Befehl mit dem königlichen Male. Also kämpften die Hellenen bei Thermopylä und erschlugen von den Feinden bei zwanzigtausend.

8.

Die Schlacht bei Salamis.

(V. Chr. 480.)

Um dieselbige Zeit, wie bei Thermopylä zu Lande gestritten wurde, kämpften auch zur See die Flotten der Perser und Hellenen bei Artemisium, welches dem Vorgebirg Sepias gegenüber an der Nordküste der Insel Euböa lieget. In der Schlacht nun litten beide Theile großen Verlust, denn sie stritten beiderseits mit großem Muthe; aber ein gewaltiger Sturm vernichtete einen großen Theil der Persischen Flotte. Als aber die Hellenen den Ausgang des Kampfes bei Thermopylä vernahmen, und wie Xerxes nun mit seiner ganzen Macht gegen den Peloponnes zog, so schifften sie um das Vorgebirg Sunium und gingen bei der Insel Salamis vor Anker, die lieget nicht weit von Athen entfernt. Und hier stieß auch die übrige Seemacht, derer die nicht bei Artemisium mitgefochten, zu ihnen, also daß weit mehrere Schiffe zusammenkamen. Es betrug aber die ganze Anzahl der Hellenischen

Schiffe dreihundert und acht und siebenzig, ohne die Fünfruderer: und davon hatten die Athener allein fast die Hälfte gestellt, nämlich einhundert und achtzig; von den übrigen stellten am meisten die Aegineten, nämlich zwei und vierzig und die Korinthier vierzig, die andern alle weniger, die Lacedämonier sechzehn. Aber der Oberste der gesammten Flotte war aus Sparta, nemlich Eurybiades; die Schiffe der Athener befehligte Themistocles.

Als sie nun bei Salamis versammelt waren, hielten die Obersten Rath über den passendsten Ort zur Schlacht, und da kamen die Meinungen der Meisten überein, daß man nach dem Isthmus segele und vor dem Peloponnes die Schlacht liefere; denn wenn sie die Schlacht verlören, da könnten sie sich retten, ein Jeglicher in seine Stadt. Als aber die Nachricht kam, die Feinde hätten Athen eingenommen und verwüsteten Alles mit Feuer und Schwert, geriethen sie in solche Bestürzung, daß etliche der Obersten gar nicht warteten, bis ein bestimmter Schluß gefaßt war, sondern nach ihren Schiffen eilten, um sogleich davon zu fahren; die Zurückbleibenden aber beschlossen, vor dem Isthmus zu schlagen. Als es Nacht ward, lösten sie die Versammlung auf und gingen an Bord.

Darauf begab sich Themistocles, der Oberste der Athener, um den Beschluß zu hintertreiben, zu dem Eurybiades und brachte es durch seine Vorstellungen und Bitten endlich dahin, daß derselbe nochmals die Obersten zur Versammlung berief. Und als sie versammelt waren, hielt Themistocles, dem es sehr am Herzen lag, daß bei Salamis gekämpft würde, und nicht am Isthmus, eine lange Rede und stellte ihnen vor, wie ihnen dieses weit zuträglicher wäre; denn da schlügen sie in der Enge, und das sei den Hellenen mit den wenigen Schiffen gegen so viele zu großem Vortheil, dagegen am Isthmus, auf offnem Meer, sei der Vortheil auf Seiten der Barbaren. Zumeist aber redete er dem Eurybia-

des zu und legte ihm ans Herz, wie die Rettung von Hellas jetzo in seiner Hand liege. Und als dieser schwankte und die Korinthier heftig gegen ihn stritten, da deutete er diesen an, wie die Athener, da sie zweihundert bemannte Schiffe hätten, bei weitem die mächtigsten wären, dann wandte er sich nochmals gegen Eurybiades und sprach noch viel nachdrücklicher: „Wenn Du hier bleibest und Dich als wackerer Mann zeigest — gut! wo nicht, so wirst Du Hellas verderben. Denn die Hauptstütze des Kriegs sind unsre Schiffe. Drum folge meinem Rath. Wenn Du das nicht thust, so nehmen wir unsre Hausgenossen an Bord und fahren von dannen nach Siris in Italien, die unser ist schon aus alter Zeit, und da werden wir einem Götterspruch gemäß uns ansiedeln. Ihr aber, von unserm Beistand verlassen, werdet an mein Wort gedenken."

Wie Themistocles also sprach, da änderte Eurybiades seine Meinung und beschloß dort zu bleiben und zu schlagen, vornämlich deßhalb, weil er fürchtete, die Athener möchten sie verlassen. Darauf rüsteten sie sich zur Schlacht, und fleheten die Götter an um ihren Beistand.

Die Völker aber von der Flotte des Xerxes waren drei Tage nach der Schlacht bei Artemisium durch den Euripus in den Hafen von Athen gefahren. Sie waren aber damals ungefähr eben so stark, wie vor jener Schlacht, denn je weiter der Perser in Hellas vordrang, desto mehr Volks zog mit ihm. Als sie nun alle bei Athen angekommen waren, berief Xerxes die Fürsten der verschiedenen Völkerschaften zusammen und fragte sie, um sie zu versuchen, um ihren Rath, ob er solle eine Seeschlacht liefern. Da waren sie alle einstimmig der Meinung, man solle schlagen, außer Artemisia, Königin von Halicarnassus. Diese verwaltete nach ihres Mannes Tode das Königreich selber, und obwohl sie einen jungen Sohn hatte, war sie aus bloßem Muth und Heldensinn

mit in den Streit gezogen, und hatte es doch gar nicht nöthig. Sie hatte fünf Schiffe gestellt, die waren von der ganzen Seemacht nächst den Sidonischen die besten, und sie gab dem Könige von allen Bundesgenossen die besten Rathschläge. Dazumal rieth sie ihm ab von der Schlacht, denn die Hellenen seien seinen Leuten zur See so weit überlegen, wie Männer den Weibern. Dagegen, wenn er seine Schiffe bei Athen vor Anker hielte, würden jene nicht lange Widerstand halten, sondern sie würden sich bald zerstreuen und ein Jeglicher sich flüchten in seine Stadt. Xerxes hatte nun zwar ein großes Wohlgefallen an ihrem Rath, dennoch aber folgte er dem Rathe der Mehrheit und gab den Befehl, sich zur Schlacht zu ordnen.

Darauf gingen sie in See nach Salamis und ordneten und stellten sich in aller Ruhe. Derselbige Tag war aber nicht mehr lang genug, eine Schlacht zu liefern, daher rüsteten sie sich auf den folgenden Tag. Die Landmacht aber brach in derselbigen Nacht nach dem Peloponnes auf. Obgleich nun alle möglichen Anstalten getroffen waren, daß zu Lande der Feind nicht eindringen konnte, — denn sie hatten eine Mauer quer über den Isthmus gezogen und die Völker des Peloponnes waren mit aller Heeresmacht herangezogen — so geriethen die Hellenen bei Salamis doch von Neuem in Angst, nicht sowohl aus Furcht für sich, als für den Peloponnes. Und sie verwunderten sich über des Eurybiades Verblendung, und die Meisten sagten, man müsse nach dem Peloponnes segeln und dort den entscheidenden Kampf wagen. Da ging Themistocles heimlich aus der Versammlung und schickte zu Schiffe einen vertrauten Mann ins Lager der Feinde, und trug ihm auf, also zu ihnen zu sprechen: „Mich sendet der Oberste der Athener ohne Vorwissen der Andern (denn er ist auf des Königs Seite und wünscht lieber, daß ihr, als daß die Hellenen die Oberhand gewinnen) euch zu sagen, daß die Hellenen voller Furcht sind und

sich berathen über die Flucht. Und jetzo könnt ihr die herrlichsten Thaten thun, wenn ihr nicht zugebet, daß sie entfliehn. Denn sie sind nicht einig unter einander und werden euch keinen Widerstand mehr leisten, und ihr werdet sehen, daß sie wider einander streiten, die für und die gegen euch sind." Nachdem der Mann dieses gemeldet, kehrte er augenblicklich wieder zurück.

Die Feinde aber, die dieser Nachricht Glauben beimaßen, landeten alsbald auf dem Inselchen Psyttalia, das da liegt zwischen Salamis und dem festen Lande, ganz heimlich eine Menge Perser, darum, damit sie, wenn während der Schlacht vornämlich dorthin die Menschen und Schiffstrümmer trieben, sie den einen Theil retteten und den andern verderbten. Sodann, nachdem es Mitternacht geworden war, fuhren sie mit dem westlichen Flügel gegen Salamis zu, um sie einzuschließen, und bedeckten mit ihren Schiffen den ganzen Sund, damit die Hellenen nicht entfliehen könnten.

Die Obersten aber auf Salamis haderten noch immer fort, und wußten noch nicht, daß sie schon eingeschlossen waren. Da kam von Aegina herüber Aristides, der aus Athen gebürtig, aber vom Volk durch das Scherbengericht verbannt war, wohl der beste und gerechteste Mann, der je zu Athen gelebt hat. Dieser Mann stand draußen vor der Versammlung und ließ sich den Themistocles herausrufen, der gar nicht sein Freund, sondern sein ärgster Feind war; wegen der Größe des jetzigen Unglücks aber vergaß er das Alles, und ließ ihn herausrufen, und hinterbrachte ihm was er mit eigenen Augen gesehen, daß sie nämlich schon rings vom Feinde eingeschlossen waren. Themistocles aber sagte ihm, das hätten sie auf sein Anstiften gethan, und forderte ihn auf, die Botschaft selbst der Versammlung mitzutheilen; denn wenn er es sagte, möchten sie ihm etwa nicht trauen und meinen, es wäre nicht wahr. Und Aristides ging hinein, sagte es ihnen an

und rieth ihnen, daß sie sich rüsteten zur Gegenwehr. Aber die meisten Obersten zweifelten und wollten die Nachricht nicht glauben, bis daß ein Schiff, das zu ihnen überging, dieselbe bestätigte. Jetzt rüsteten sie sich zur Schlacht.

Und wie der Morgen anbrach, riefen sie die Mannschaft zusammen, und da hielt vor allen Themistocles eine schöne Rede, darin er Tapferkeit und Feigheit gegen einander stellte, und in Allem, wo es des Menschen Natur und Lage verstattet, ermahnte er, das Ruhmwürdige zu wählen. Und wie er seine Rede geendigt, befahl er, an Bord zu gehen. Darauf gingen sie an Bord und die Hellenen lichteten mit der ganzen Flotte die Anker. Und wie sie in See stachen, stürzten sich die Feinde auf sie. Die übrigen Hellenen nun ruderten langsam rückwärts, ohne zu wenden, ein Athenisches Schiff aber ging zu weit vor und ward mit einem feindlichen handgemein. Und da sich die Schiffe verwickelten und nicht von einander kommen konnten, da eilten die übrigen zu Hülfe und das Treffen begann. Gegen die Athener nun standen die Phönicier, denn diese hatten den Flügel nach Eleusis und Abend zu; gegen die Lacedämonier aber die Jonier, die hatten den Flügel gegen Morgen und den Piräus. Der größte Theil aber der Persischen Flotte ward zerstört, zum Theil von den Athenern, zum Theil von den Aegineten. Denn weil die Hellenen in guter Ordnung und in geschlossenen Reihen fochten, die Feinde aber sich noch nicht gestellt hatten und Alles verkehrt anfingen, so mußte es wohl so kommen, wie es kam. Jedoch waren sie viel tapfrer und thaten über ihre Kräfte weit mehr als bei Artemisium, indem sich jeder nach allem Vermögen anstrengte aus Furcht vor Xerxes, denn der schaute vom Land aus zu. Vor allem aber ist merkwürdig, wie sich Artemisia benahm. Nämlich als des Königs Macht schon in große Unordnung gerathen war, da wurde ihr Schiff von einem Attischen verfolgt, und da sie nicht entfliehen

konnte, — denn vor ihr waren andere befreundete Schiffe, und ihr Schiff war gerade dem Feinde am nächsten — so fuhr sie gerade auf ein befreundetes Schiff los und bohrte es in Grund und gewann dadurch einen doppelten Vortheil. Denn wie der Hauptmann des Attischen Schiffes sah, daß sie ein feindliches Schiff angriff, glaubte er, das Schiff der Artemisia wäre entweder ein Hellenisches, oder es ginge über von den Feinden und stände ihnen bei, darum wendete er um und ging auf andere los. Erstlich also gelang es ihr, zu entfliehen und ihr Leben zu retten; zum andern traf es sich, daß sie für das Unrecht, so sie gethan, beim Xerxes in das größte Ansehn kam. Denn der schaute zu, und sah wie tapfer sie das Schiff in den Grund bohrte, und indem er dieses zerstörte Schiff für ein feindliches hielt, soll er gesagt haben: „Die Männer sind mir zu Weibern geworden und die Weiber zu Männern."

In diesem heißen Kampfe fiel des Xerxes Bruder, und mit ihm viele andere namhafte Männer von den Persern und Medern und den übrigen Hülfsvölkern; von den Hellenen aber nur einige Wenige. Denn weil sie schwimmen konnten, so schwammen sie hinüber nach Salamis, wenn ihr Schiff verloren ging und sie nicht von Feindes Hand erschlagen wurden; von den Feinden aber fanden eine Menge im Wasser ihren Tod, weil sie nicht schwimmen konnten. Nachdem aber die ersten die Flucht ergriffen, da wurden die meisten zerstört, denn die hinten standen und mit ihren Schiffen vorwärts zu dringen suchten, um auch Etwas zu thun vor den Augen des Königs, stießen mit ihren Schiffen an die Fliehenden. Wie aber die Feinde anfingen, zu fliehen und den Hafen von Athen zu gewinnen trachteten, da thaten die Aegineten, welche sich in dem Sund auf die Lauer gestellt, erzählungswürdige Thaten. Nämlich die Athener zerstörten in dem Getümmel alle Schiffe, die sich zur Wehr setzten und die da flohn, die

Aegineten aber alle, die da suchten zu entkommen, und was den Athenern entwischt war, das fiel gerade in die Hände der Aegineten. Und die Aegineten sind es auch, welche in dieser Schlacht den meisten Ruhm von allen Hellenen erwarben, hernach die Athener. Aristides aber that während des Getümmels bei Salamis also: Er nahm zu sich einen Haufen der schwergerüsteten Männer, die da an der Küste von Salamis standen und waren Athener von Geburt, und setzte mit ihnen hinüber auf die Insel Psyttalia, und sie erschlugen sämmtliche Perser, die auf dem Inselchen waren.

Und wie die Schlacht geendet war, machten sich die Hellenen bereit zu einer zweiten Schlacht, denn sie glaubten, der König würde es mit den übrig gebliebenen Schiffen noch einmal versuchen. Als aber Xerxes die erlittene Niederlage inne ward, befürchtete er, die Hellenen möchten nach dem Hellespont segeln, um die Brücken abzubrechen, und er könnte dann Gefahr laufen, in Europa abgeschnitten zu werden. Daher war er schleunig auf seinen Rückzug bedacht.

9.

Die Schlacht bei Platää.

(V. Chr. 479.)

Als der König Xerxes nach der Schlacht bei Salamis eiligst aus Hellas floh, ließ er seinen Feldherrn Mardonius zurück, um in Thessalien zu überwintern und dann im kommenden Frühling den Peloponnes anzugreifen. Derselbe las sich aus dem ganzen Heere die schönsten und tüchtigsten Truppen aus, größtentheils Perser, darunter die Schaar der Unsterblichen, sodann die

Meder, Saker, Bactrier und die Indier, beides Fußvolk und Reiterei, also daß es im Ganzen dreimalhunderttausend Mann waren mit der Reiterei. Mit diesem Heere zog er dann zuerst gegen die Athener, und suchte sie zu verleiten, daß sie sich mit ihm vertrügen und mit dem Perserkönig einen Bund machten wider das übrige Hellas. Aber die Athener waren sehr entrüstet über diesen Antrag und wollten von Verrath nichts wissen, sondern sie flüchteten abermals nach Salamis und auf ihre Schiffe und schickten eiligst Boten um Hülfe zu den Lacedämoniern und den übrigen Peloponnesiern. Darauf verwüstete Mardonius ihr Land; sodann, als er hörte, daß die Hellenen am Isthmus ein großes Heer versammelten, zog er wieder zurück nach Böotien, und schlug da ein Lager auf, das reichte von Erythrä bis ans Gebiet von Platää, längs dem Fluß Asopus, ungefähr zehn Stadien *) lang jede Seite. Die Hellenen aber rückten ihm nach und stellten sich ihm gegenüber am Fuße des Berges Cithäron.

Als nun diese nicht in die Ebene herabkamen, schickte Mardonius wider sie die ganze Reiterei, deren Oberster war Masistius, ein angesehener Mann unter den Persern. Und die Reiter thaten ihnen vielen Schaden und bedrängten zumeist die Megarer, welche gerade an der Stelle standen, die ihrem Angriff am meisten ausgesetzt war. Da schickten diese, nachdem sie eine Zeitlang standhaft ausgehalten, zu den Obersten der Hellenen und verlangten, daß sie abgelöst würden von einem andern Volk. Es erboten sich aber die Athener dazu, und es gelang ihnen, nachdem sie eine Zeitlang gestritten, erstlich den Obersten Masistius zu erschlagen, und sodann, als um seinen Leichnam ein hitziges Gefecht entstand und die ganze Reiterei auf einmal auf sie loskam, hielten sie ihren Angriff muthig aus und schlugen ihn ab, so daß sie den Leich-

*) Etwa eine halbe Stunde.

nam behielten. Dadurch wuchs aber allen Hellenen der Muth gar sehr.

Hernach beschlossen sie, ihren Lagerplatz zu verlassen und in der Gegend von Platää hinabzugehn, denn diese Gegend däuchte ihnen viel geschickter vornämlich wegen des bessern Wassers. Sie nahmen also ihre Wehren auf und zogen dahin, nahe der Quelle Gargaphia, und stellten sich da völkerweis, also daß die Lacedämonier auf dem rechten Flügel standen, deren waren zehntausend Mann Schwergerüstete, und ihr Oberster war ihr König Pausanias, der war auch Oberster des gesammten Heeres, auf dem linken Flügel aber standen die Athener, achttausend Mann und ihr Oberster war Aristides. Die Anzahl aller schwergerüsteten Männer, die sich hier vereinigt hatten wider den Feind betrug achtunddreißigtausend und siebenhundert, die Zahl sämmtlicher leichtbewaffneten streitbaren Völker aber betrug neunundsechszigtausend und fünfhundert Mann, darunter fünfunddreißigtausend Helotenknechte. Dazu kamen noch eintausend achthundert Thespier mit unvollständiger Rüstung, also daß die ganze Hellenische Macht, die bei Platää zusammenkam, sich auf einhundert und zehntausend Mann belief.

Nachdem aber die Feinde erfuhren, daß die Hellenen zu Platää waren, so erschienen auch sie an dem Asopus, der daselbst floß. Und Mardonius ordnete sie so, daß den Lacedämoniern gegenüber die Perser standen, den Athenern aber und Megarern und Platäern entgegen die Macedonier und Thessalier uud die Böotier nebst den übrigen Hellenen, so mit ihm waren. Diese mögen etwa funfzigtausend Mann betragen haben außer den Barbaren, deren Zahl sich, wie oben gesagt, auf dreimalhunterttausend Mann belief.

Also standen sie acht Tage gegeneinander über, ohne daß ein Theil angreifen mochte; denn beiden waren die Opfer ungünstig, wenn sie die Schlacht anfingen, günstig aber, wenn sie sich nur

vertheidigten. Da indeß die Zahl der Hellenen sich täglich vermehrte, so besetzte Mardonius die Pässe des Cithäron, wodurch er dieß hinderte und die Zufuhr von Lebensmitteln abschnitt. Zugleich lag die Reiterei den Hellenen immer zu Leibe und machte ihnen viel Beschwerde. Dennoch ließen sie sich nicht dazu bewegen, die Schlacht anzufangen. Als aber der eilfte Tag war, daß sie gegeneinander überstanden, da ward Mardonius sehr unwillig und ungeduldig, und beschloß, um das Opfer sich gar nicht zu kümmern, sondern die Schlacht zu beginnen.

Also befahl er sich zu rüsten und Alles in Stand zu setzen, denn mit Tagesanbruch sollte die Schlacht losgehen. Als es aber tief in der Nacht war und Alles ruhig zu sein schien, da sprengte Alexander, König der Macedonier, zu Pferde an die Wachen der Athener heran und verlangte die Obersten zu sprechen. Und als sie kamen, da sagte er ihnen an, was beschlossen und anbefohlen war, also sie sollten sich fertig halten. Aber die Obersten der Athener gingen nach dem rechten Flügel und sagten es dem Pausanias, darauf machte ihnen dieser den Vorschlag, die Athener möchten den rechten Flügel einnehmen, gerade den Persern gegenüber, dieweil sie mit diesen schon bei Marathon gestritten, und also ihren Streit kenneten, dagegen es noch kein Mann von Sparta mit den Persern versucht habe. Und die Athener waren es gern zufrieden. Daher verwechselten sie noch vor Tagesanbruch ihre Stellen. Wie aber Mardonius das merkte, führte er auch die Perser weg und wieder gerade den Lacedämoniern gegenüber. Und als Pausanias das inne ward und einsah, daß sein Plan entdeckt war, führte er die Spartaner wieder auf den rechten Flügel; so ging auch Mardonius wieder auf den linken, also daß sie die alte Stellung wieder einnahmen. Nun ward Mardonius sehr freudig und stolz und schickte seine Reiter ab, die beunruhigten die Hellenen sehr und verschütteten und verstopften

die Quelle Gargaphia, daraus das ganze hellenische Heer sein Wasser holte. Zudem, so hatten sie nichts mehr zu leben und ihr Dienertroß, den sie in den Peloponnes nach Korn geschickt hatten, war durch die Reiterei am Cithäron abgeschnitten und konnte nicht zu dem Heere kommen. Unter diesen Umständen hielten die Obersten der Hellenen Rath und beschlossen, eine neue Stellung zu nehmen, wo sie Wasser in Fülle hätten, und die Reiterei ihnen nicht so viel Schaden thun könnte. Und es sollte aufgebrochen werden in der zweiten Nachtwache, damit die Perser ihren Abzug nicht bemerkten und sie nicht beunruhigten.

Wie es nun Nacht war und die Stunde kam, die zum Abzug bestimmt war, da brachen die Meisten auf und zogen ab, aber nicht an den bestimmten Ort, sondern sie flohen nach der Stadt Platää und hielten ganz nahe an derselben bei einem Heiligthum der Here. Dort lagerten sie sich und waren froh, daß sie der Reiterei entkamen. Als aber Pausanias auch seinen Lacedämoniern befahl, aufzubrechen und den Vorangezogenen zu folgen, da weigerte sich einer der Hauptleute, Amompharetus, und wollte nicht weichen vor den Feinden und dadurch Schande über Sparta bringen. Damit nun diese tapfre Schaar nicht, wenn sie allein zurückbliebe, möchte abgeschnitten und niedergemacht werden, blieb auch Pausanias mit den übrigen Lacedämoniern und suchte ihn auf alle Weise zu überreden, aber vergebens. So haderten sie fort mit einander, bis der Morgen darüber herankam, die Athener aber hatten einen Reiter abgeschickt, um zu sehen, ob die Spartaner wirklich aufbrächen und richteten sich nach ihnen und thaten gleich wie sie. Endlich, als es Morgen war, zog Pausanias mit seinem übrigen Heere ohne den Amompharetus ab, und sie hielten sich an dem Fuß des Cithäron und an den Hügeln, aus Furcht vor der Reiterei. Die Athener aber zogen einen andern Weg unten über das Blachfeld. Und als Pausanias etwa zehn Stadien

fortgezogen war, so machte er Halt an einem Tempel der Demeter, um auf den Amompharetus zu warten, oder falls er nicht käme und in Noth geriethe, von da aus ihm helfen zu können. Derselbe aber war ihm langsam nachgezogen und vereinigte sich an diesem Orte wieder mit ihm. Und so wie Amompharetus zu ihnen gestoßen war, so fiel auch gleich die ganze feindliche Reiterei über sie her.

Als aber Mardonius erfuhr, daß die Hellenen abgezogen seien bei der Nacht, und die Stätte verlassen sah, führte er die Perser in vollem Lauf über den Asopus, den Hellenen auf der Spur nach, gleich als wenn sie davon liefen; er hatte es aber nur auf die Lacedämonier und Tegeaten abgesehen, denn die Athener die in das Blachfeld zogen, konnte er vor den Hügeln nicht sehen. Als aber die Obersten der übrigen feindlichen Schaaren sahen, daß die Perser aufbrachen und den Athenern nachjagten, gaben auch sie das Zeichen und jagten nach in vollem Lauf, ohne Ordnung durcheinander. Diese also kamen mit Geschrei und in bunten Haufen herbei, als wollten sie die Hellenen aufheben. Pausanias aber, wie ihm so die Reiterei zusetzte, schickte einen Reiter ab zu den Athenern und ließ sie seine Noth wissen und um ihren Beistand ansprechen. Wie das die Athener vernahmen, brachen sie auf zur Hülfe, um ihnen beizustehen nach allen Kräften. Und als sie schon in Anzug waren, wurden sie angegriffen von den gegenüberstehenden Hellenen, die mit dem Könige waren, also daß sie ihnen nun nicht beistehen konnten, denn der Angriff machte ihnen viel zu schaffen. Also blieben die Lacedämonier und Tegeaten allein, und waren stark mit den Leichtbewaffneten, jene funfzigtausend und die Tegeaten dreitausend Mann. Die Perser machten eine Brustwehr von ihren Schildern und sandten eine so ungeheure Menge Geschosse ab, daß die Spartaner hart gedrängt wurden. Da rief Pausanias die Here an und flehete, daß sie

möchte ihre Hoffnungen nicht lassen zu Schanden werden. Indem er noch also betete, da erhoben sich die Tegeaten zuerst und gingen auf den Feind los. Auch die Lacedämonier erhielten alsbald nach dem Gebet des Pausanias ein günstiges Opfer, und nun gingen auch sie auf die Perser los, und diese ihnen entgegen und schossen nicht mehr. Erst gab es nun ein Gefecht um die Brustwehr der Schilder, und als diese gefallen, da gab es denn ein hitziges und langwieriges Gefecht am Tempel der Demeter, bis es endlich zum Handgemenge kam; denn die Feinde faßten die Speere mit den Händen und zerbrachen sie. An Muth und Stärke standen die Perser nicht nach; sie hatten aber keine Rüstung, dazu waren sie ungeschickt und ihren Gegnern an Klugheit nicht gewachsen. Sie stürzten sich zu Einen oder zu Zehnen oder auch mehr oder weniger auf einen Haufen, hervor auf die Spartaner und wurden niedergemacht. Wo nun Mardonius selber stand, der da ein weißes Schlachtroß ritt und um sich die Auslese der tapfersten Perser hatte, da machten sie auch den Gegnern am meisten zu schaffen. Und so lange Mardonius lebte, hielten sie Stand und wehrten sich tapfer und erlegten eine Menge Lacedämonier; als aber Mardonius gestorben und der Haufen um ihn, der tapferste im Heer, gefallen war, da wendeten sich auch die übrigen und wichen vor den Lacedämoniern. Und sie flohen ohne Ordnung in ihr Lager und hinter die hölzerne Mauer, die sie sich errichtet auf dem Gebiet von Theben. Das war der Ausgang derselbigen Schlacht.

Artabazus aber, ein edler Perser, der bei Xerxes in Ansehn stand, wie Wenige, hatte sehr abgerathen von der Schlacht, jedoch Nichts ausgerichtet. Dieser nun that also: Alles Volk, das er unter seinem Befehl hatte und das waren nicht weniger als vierzigtausend Mann, die rüstete er und ging vorwärts, als die Schlacht begann, und befahl ihnen, sie sollten alle in einem eini-

gen Haufen dahin gehen, wohin er sie führen würde, sobald sie ihn eilen sähen. Darauf führte er sein Heer von dannen weg, wie zur Schlacht. Und wie er eine Strecke Wegs gegangen war, sah er schon die Perser fliehen. Da floh er auf das eiligste von dannen, nicht in die hölzerne Mauer, noch gen Theben, sondern nach Phocis, um sobald als möglich nach den Hellespont zu kommen.

Alle übrigen Hellenen aber auf der Seite des Königs hielten sich mit Fleiß schlecht, nur die Böotier stritten wider die Athener eine lange Zeit, also daß von den Thebanern dreihundert ihrer ersten und tapfersten Männer durch die Hand der Athener fielen. Endlich flohen auch sie nach Theben, und nicht dahin, wohin die Perser und die übrigen Bundesgenossen. Also nahmen sie alle die Flucht ohne die Reiterei, vornämlich die Böotische, diese deckte die Flucht. Die Sieger aber jagten Xerxes Leuten nach und machten nieder.

Unterdessen kommt zu den übrigen Hellenen, die bei dem Tempel der Here standen und nicht bei der Schlacht gewesen, die Botschaft, daß eine Schlacht vorgefallen sei, und Pausanias mit seinem Heere den Sieg davon getragen habe. Als sie dieß hörten, gingen sie, ohne sich in Schlachtordnung zu stellen, die Korinthier über den Fuß des Gebirges und die Hügel oben weg, gerade auf den Tempel der Demeter los, die Megarer aber und die Phliasier durch das Blachfeld den obersten Weg. Und als die Megarer und die Phliasier nahe an die Feinde gekommen, da sahen die Thebanischen Reiter, daß sie so ohne alle Ordnung dahereilten, und ritten auf sie ein und erlegten deren sechshundert Mann, die übrigen jagten sie in den Cithäron hinein. So fielen diese ohne Ruhm und Ehre.

Die Perser aber und der übrige Haufe, nachdem sie sich in die hölzerne Mauer geflüchtet, machten, daß sie die Thürme besie-

gen, ehe die Lacedämonier ankamen, und befestigten die Mauer so gut als möglich. Und wie die Lacedämonier herankamen, so entstand um dieselbe ein sehr heftiger Kampf. Denn so lange die Athener nicht da waren, wehrten sich jene und hatten sogar das Uebergewicht über die Lacedämonier, die da den Mauerkampf nicht verstanden; wie aber die Athener dazu kamen, da gab es einen sehr hitzigen und langwierigen Mauerkampf. Am Ende aber erstiegen die Athener durch ihre Tapferkeit und Standhaftigkeit die Mauer und brachen sie und da strömten dann die Hellenen hinein, zuerst die Tegeaten. Aber die Feinde hielten nicht mehr zusammen, wie die Mauer gefallen war, und keiner dachte mehr an muthige Gegenwehr, sondern waren voll Angst und Schrecken, weil sie auf einem engen Raum zusammengedrängt waren so viel tausend Menschen beisammen, und ließen sich todtschlagen von den Hellenen, also daß von dem Heere von dreimalhunderttausend Mann, ohne die vierzig Tausend, mit denen Artabazus entflohen war, von den übrigen nicht dreitausend am Leben blieben. Von den Spartanern starben im Ganzen in dieser Schlacht einundneunzig, von den Tegeaten sechszehn, von den Athenern zweiundfunfzig. Unter den Feinden zeichnete sich am meisten aus von dem Fußvolk das Persische, von der Reiterei die Sakische, vor allen Männern aber nennt man Mardonius. Von den Hellenen aber übertrafen alle an Tapferkeit die Lacedämonier, obgleich die Tegeaten und Athener sich auch sehr wacker gehalten.

10.

Schicksale der Stadt Platää zu Anfang des Peloponnesischen Krieges.

(V. Chr. 431 — 427.)

Nachdem die Hellenen nicht mehr gegen einen gemeinsamen Feind zu kämpfen hatten, waren sie vielfältig in Hader und Streit unter einander; und diese Zwietracht wurde beständig angeregt durch die gegenseitige Eifersucht der Athener und Spartaner. Nach langen Reibungen und wiederholten Kämpfen war ein Friede (445) auf dreißig Jahre geschlossen worden. Allein der Funke glimmte im Verborgenen fort, und mannichfach genährt brach er endlich aus in die verheerende Flamme des Peloponnesischen Krieges, der achtundzwanzig Jahre lang in ganz Hellas zu wüthendem Partheihaß entzündete und alle Verhältnisse verwirrte und umkehrte. Dieser Krieg kam durch folgende Begebenheit zum Ausbruch.

Im funfzehnten Jahre, nachdem der dreißigjährige Friede geschlossen war, beim Eintritt des Frühlings, drang ein bewaffneter Haufe Thebaner, etwas über dreihundert Mann stark, bei Nacht während des ersten Schlafs in die Böotische Stadt Platää ein. Sie waren herbeigerufen und zu den Thoren hereingelassen worden durch Platäische Bürger in der Absicht, ihre eigne Macht auf den Untergang ihrer Gegenparthei zu bauen und die Stadt den Thebanern zuzuwenden. Da nämlich die Thebaner voraussahen, daß es zum Kriege kommen würde, so wollten sie gern noch während des Friedens und vor dem gänzlichen Ausbruch des Krieges sich der Stadt Platää, mit welcher sie in beständigem Zwiste lebten, zum Voraus versichern. Daher kamen sie auch, da keine

Wachen ausgestellt waren, um so leichter unbemerkt hinein. Sie stellten sich in voller Rüstung auf dem Marktplatz auf und ohne dem Verlangen Derer, welche sie herbeigerufen hatten, Folge zu leisten, daß sie nämlich gleich Hand ans Werk legen und ihre Feinde in ihren Häusern überfallen sollten, beschlossen sie vielmehr, zweckmäßige Erklärungen durch den Herold zu erlassen und die Stadt zu freundschaftlicher Uebereinkunft einzuladen. Der Herold machte zu dem Ende bekannt, wer nach altem Brauche dem Gesammtbund der Böotier beipflichten wolle, der solle sich gerüstet bei ihnen einfinden. Durch dieses Mittel glaubten sie die Stadt am leichtesten an sich zu ziehen.

Als die Platäer erfuhren, daß die Thebaner in der Stadt seien und dieselbe durch Ueberraschung besetzt hätten, so schritten sie aus Furcht und in der Meinung die Zahl der Eingedrungenen sei viel stärker zum Vergleich, nahmen den Antrag an und verhielten sich ruhig, zumal Niemanden einiges Leid widerfuhr. Allein während der Unterhandlungen erfuhren sie, daß die Thebaner nicht zahlreich waren, und glaubten sie durch einen Angriff überwältigen zu können. Denn die Mehrzahl in Platää war nicht geneigt, die Parthei der Athener zu verlassen. Sie kamen also durch die Zwischenwände ihrer Häuser, welche sie zu dem Ende durchbrachen, zusammen; darauf stellten sie unbespannte Wagen in die Straßen, um sie statt einer Verschanzung zu gebrauchen, und trafen noch alle mögliche andere Anstalten, wie sie unter diesen Umständen ihnen zuträglich schienen: sodann gingen sie, als eben der Morgen dämmerte, aus ihren Häusern auf den Feind los, und wurden schnell mit demselben handgemein.

Als die Thebaner sich getäuscht sahen, zogen sie sich enge zusammen und suchten die Angreifenden von allen Seiten zurückzutreiben. Zwei bis dreimal schlugen sie auch den Angriff ab, allein da jene noch immer mit großem Getümmel auf sie eindran-

gen und zu gleicher Zeit die Weiber und Knechte mit lautem Geschrei Steine und Ziegel auf sie herabwarfen, auch während der Nacht ein heftiger Regen eingetreten war, so geriethen sie in Schrecken, wandten sich und flohen durch die Stadt. Da sie bei der Dunkelheit der Nacht größtentheils der Ausgänge, durch welche sie hätten entkommen können, unkundig waren, die nachsetzenden Feinde hingegen, die ihnen die Flucht versperrten, damit bekannt waren, so kamen die Meisten ums Leben. Einer der Platäer hatte auch das Thor, durch das sie hereingekommen waren und welches allein offen war, verschlossen, so daß sie also auch hier keinen Ausweg mehr hatten. Da man überall in der Stadt hinter ihnen her war, so erstiegen Einige die Mauer und stürzten sich auswärts hinunter und kamen dabei meist um. Andere entkamen durch ein abgelegenes Thor, welches sie mit einer Axt, die ihnen eine Frau gegeben hatte, entzwei hieben. Doch waren ihrer nur wenige, indem man es bald bemerkte. Andere wurden da und dort in der Stadt zerstreut niedergemacht. Der größte Haufen aber und der sich am engsten geschlossen hielt, warf sich in ein großes Gebäude, das zu der Stadtmauer gehörte und dessen Thüre gerade offen stand, in der Meinung, die Hausthüre sei das Stadtthor und habe auf der andern Seite einen offenen Ausgang. Da die Platäer sie hier in der Falle sahen, so gingen sie mit einander zu Rathe, ob sie das Haus in Brand stecken, und die darin befindlichen Thebaner ohne Umstände verbrennen, oder was sie sonst mit ihnen anfangen sollten. Endlich trafen diese sowohl, als auch die noch übrigen Thebaner, die in der Stadt umherschweiften, mit den Platäern einen Vergleich, so daß sie sich und ihre Waffen denselben auf Willkühr übergaben. So ging es diesen in Platää.

Inzwischen langten die übrigen Thebaner, welche auf den Fall, daß es ihren eingedrungenen Landsleuten nicht glücken sollte,

noch während der Nacht mit dem ganzen Heere hätten anlangen sollen, auf die unterwegs erhaltene Nachricht von dem, was vorgefallen war, schleunig zum Beistand herbei. Platää liegt von Theben siebzig Stadien *) entfernt, und jetzt hatte der die Nacht über gefallene Regen ihren Zug aufgehalten. Daher kamen sie zu spät an, als ihre Landsleute bereits theils niedergehauen, theils gefangen waren. Als die Thebaner erfuhren, was vorgegangen war, so machten sie einen Anschlag auf die außer der Stadt befindlichen Platäer, denn da der Ueberfall unvermuthet mitten im Frieden geschehen war, so befanden sich noch Leute und Geräthschaften auf dem Lande. Sie wollten nämlich diejenigen, deren sie habhaft werden könnten, als Geißeln für ihre in der Stadt befindlichen Landsleute, die etwa dem Feinde in die Hände gerathen sein möchten, behalten. Nun schickten die Platäer in der Vermuthung, daß etwas von der Art im Werke sein möchte, einen Herold zu den Thebanern heraus, mit dem Bedeuten: sie hätten schon dadurch, daß sie mitten im Frieden sich ihrer Stadt zu bemächtigen gesucht, eine heilige Pflicht verletzt, sie sollten nun ja außerhalb der Stadt keine Gewaltthat weiter verüben: wo nicht, so würden auch sie die Männer, welche lebend in ihre Gewalt gekommen, umbringen, wofern sie hingegen ihr Gebiet wieder räumten, so wollten sie ihnen die Leute herausgeben. So erzählen die Thebaner die Sache, und behaupten, sie hätten solches mit einem Eide bekräftigt. Die Platäer hingegen wollen es nicht Wort haben, daß sie sich gleich anheischig gemacht, die Leute wieder herauszugeben, sondern erst auf den Fall, wenn sie bei weitern Unterhandlungen zu einem Vergleich kommen würden. Auch wollen sie von keinem Eid etwas wissen. Die Thebaner zogen nun ohne weitere Beschädigung des Gebiets sich aus demselben zurück. Die

*) 1½ deutsche Meilen.

Platäer aber, nachdem sie geschwind Alles vom Lande in die Stadt geschafft hatten, brachten ihre Gefangenen, an der Zahl hundert und achtzig, alsbald ums Leben. Hierauf schickten sie einen Boten nach Athen und trafen eiligst alle möglichen Sicherheitsmaßregeln, die Athener aber ließen Kriegsvolk nach Platää einrücken, brachten Lebensmittel hinein und ließen eine Besatzung darin, nachdem sie die zum Kriege Untüchtigen nebst Weibern und Kindern aus der Stadt nach Athen fortgeschafft hatten.

Im dritten Jahre des Kriegs rückte Archidamus, König der Lacedämonier, mit einem Heere vor die Stadt Platää und verwüstete ihr Gebiet. Die Platäer sandten sogleich Abgeordnete und stelleten ihm vor, wie ungerecht es sei, daß sich die Spartaner mit ihren bittersten Feinden den Thebanern verbänden, sie zu unterjochen, und sie erinnerten ihn an die Versicherung, die ihnen wegen ihrer Verdienste im Perserkrieg vom König Pausanias und allen Bundesgenossen ertheilt worden, daß sie ihre Stadt und ihr Gebiet sollten unabhängig besitzen, von Niemand ungerechter Weise angefochten. Archidamus aber verlangte sie sollten sich vom Bündniß mit den Athenern lossagen, und ihre Stadt ihnen übergeben; dann wolle er sie schützen. Da aber die Weiber und Kinder der Platäer in Athen waren, so konnten sie das nicht thun und beschlossen, den Athenern nicht ungetreu zu werden. Darauf begann Archidamus die Stadt mit einem Wall einzuschließen: derselbe bestand auf beiden Seiten aus einer Schicht Baumstämme, in die Länge und Quere gelegt, und dazwischen schütteten sie Erde und Steine auf. Wie derselbe immer höher wurde, setzten die Belagerten ein hölzernes Stockwerk auf ihre Mauer und behingen es mit Thierfellen zum Schutz gegen Brandpfeile; und gegen das Sturmzeug wendeten sie allerlei Mittel an, indem sie mit Schlin-

gen an langen Seilen die Mauerbrecher hinaufzogen, oder mit schweren Balken, die sie herabschnellen ließen, denselben die Köpfe abbrachen. Ferner gruben sie einen unterirdischen Gang bis unter den Damm und holten den aufgetragenen Schutt von unten stets in die Stadt hinein. Endlich führten sie innerhalb ihrer Mauer innen für den Nothfall noch eine zweite auf, um den etwa Eingedrungenen noch eine Wehr zu bieten, und sie dann auch von zwei Seiten anzugreifen. Wie nun die Belagerer sahen, daß ihre Arbeit durch die rastlose Gegenwehr immer vereitelt ward, so machten sie einen Versuch, die Stadt in Brand zu stecken. Zu dem Ende häuften sie Reisbündel in großer Menge an der Mauer auf und füllten den ganzen Raum zwischen dem Wall und der Mauer damit aus, zündeten dann das Holz von allen Seiten an, und es entstand ein so gewaltiges Feuer, wie man noch nie eins gesehen hatte, also daß, hätte nur ein günstiger Wind in der Richtung geweht, die Plataer verloren gewesen wären. Es soll aber ein starker Regen die Flamme gelöscht haben. Als nun die Peloponnesier auch hierin ihre Absicht verfehlten, so schlossen sie die Stadt ringsum mit Verschanzungen ein, und besetzten dieselben zur Hälfte mit Böotiern, zur andern Hälfte mit einem Theil ihres Heers, mit den übrigen zogen sie ab. Die Verschanzungen aber bestanden aus zwei Ringmauern, etwa sechszehn Fuß von einander, die eine gegen Platää, die andre für den Fall eines Angriffs gegen Athen hin; der Zwischenraum war mit Wohnungen für die Wachen dicht besetzt, so daß das Ganze eine dicke Mauer mit Brustwehren auf beiden Seiten bildete. In einiger Entfernung von einander standen hohe Thürme von gleicher Dicke mit der Mauer, welche sowohl an die äußere, als an die innere Seite derselben reichten, so daß man nicht neben dem Thurme vorbei konnte, sondern mitten durch ihn gehen mußte.

Die belagerten Plataer, die also eingeschlossen wurden, betru-

gen vierhundert Mann nebst achtzig Athenern und einhundert und zehn Weibern. Als diesen mit der Zeit die Lebensmittel ausgingen, und die Hoffnung auf Entsatz von Athen verschwand, so faßten sie im Winter des folgenden Jahres den Plan, bei der Nacht einen Ausfall zu machen und sich durchzuschlagen. Nachher trat die Hälfte davon zurück, und etwa zweihundert und zwanzig Mann versuchten das Wagstück. Sie verfertigten Leitern von gleicher Höhe mit der feindlichen Mauer, dann in einer stürmischen, dunkeln Nacht, als die Wachen des Regens wegen sich von den Brustwehren in die Thürme zurückgezogen hatten, legten sie dieselben zwischen zwei Thürmen an und erstiegen die Mauer, fast alle unbemerkt. Als endlich Lärm entstand, und die Feinde, ohne jedoch zu wissen, wo die Gefahr war, nach der Mauer eilten, lenkten die Zurückgebliebenen durch einen Ausfall ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hin, und durch viele Lärmfackeln, die sie auf ihrer Mauer anzündeten, machten sie dieselben ganz irre. Unterdessen hatten die Plataer, die entrinnen wollten, der zwei nächsten Thürme sich bemächtigt, und indem ein Theil von da aus die Feinde abwehrte, überstiegen die andern sämmtlich die Mauer dazwischen: zuletzt und mit größerer Gefahr stiegen auch die von den Thürmen hinüber. Noch hatten sie eine Schwierigkeit zu bestehen, als sie über den Graben jenseits der Mauer setzen wollten; denn da trafen sie auf dreihundert Feinde mit Fackeln, und der Graben war voll Wasser und nur leicht zugefroren. Da sie aber im Dunkeln waren und jene in der Beleuchtung, so waren sie beim Kampf im Vortheil und der arge Sturm erleichterte auch ihr Entrinnen. Also kamen sie, wiewohl mit großer Anstrengung, glücklich hinüber. Sodann schlugen sie nicht gleich den Weg nach Athen ein, weil der Feind sie dahinaus verfolgen wollte, sondern erst später als die Verfolger wieder zurück waren, kehrten sie um und wandten sich auf den Weg nach

Athen, und kamen daselbst an ihrer zweihundert und zwölf; denn einige waren, ehe sie die Verschanzung erstiegen, wieder umgekehrt und Einer war gefangen worden.

Die Zurückgebliebenen mußten sich endlich, im fünften Jahre des Kriegs, als alle Lebensmittel ausgegangen waren, ergeben. Sie thaten es auf das Versprechen, daß nur die Schuldigen und Niemand ohne Recht und Urtheil solle bestraft werden. Darauf legten ihnen die Feinde, einem nach dem andern, nur die Frage vor: ob sie den Lacedämoniern oder deren Verbündeten in dem gegenwärtigen Kriege irgend einen Dienst erwiesen hätten? und sowie Einer dieß verneinte, wurde er zum Tode geführt, und nicht Einer wurde verschont. Die Weiber wurden in die Sklaverei geführt, die Stadt aber von Grund aus zerstört.

11.

Die Pest in Athen.

(430.)

Im zweiten Jahre des Peloponnesischen Krieges brach in Attika eine verheerende Seuche aus, und es entstand ein solches Sterben unter den Leuten, wie seit Menschengedenken noch nirgends eins gewesen. Denn auch die Aerzte leisteten aus Unkunde der Krankheit keine genügende Hülfe, ja sie starben am häufigsten weg, indem sie am meisten mit den Kranken in Berührung kamen. Keine menschliche Kunst vermochte etwas dagegen auszurichten, und alles Gebet in den Tempeln und die Zuflucht, die man zu den Orakeln und andern dergleichen Mitteln nahm, waren eben so unnütz.

Jenes Jahr war grade vor allen andern frei von sonstigen Krankheiten und jedes andre Uebel, woran Jemand schon vorher litt, ging in diese Seuche über. Bei den Uebrigen kam dieselbe ohne weitere Veranlassung ganz plötzlich zum Ausbruch und äußerte sich zuerst durch starke Hitze im Kopfe und eine außerordentliche Röthe und Brennen in den Augen, sogleich wurden dann die innern Theile, die Kehle und die Zunge mit Blut unterlaufen und gaben einen widrigen und übelriechenden Athem von sich. Darauf gesellte sich Niesen und Heiserkeit hinzu und in Kurzem warf sich die Krankheit auf die Brust mit heftigem Husten. Wenn sie sich dann beim Magen festsetzte, so kehrte sie denselben gleichsam um und es erfolgten mit großer Beschwerde die heftigsten Entleerungen der Galle. Die Meisten befiel dabei ein leeres Schlucken von heftigem Krampf begleitet, welcher bei Einigen bald nachließ, bei Andern länger anhielt. Von außen fühlte man keine sonderliche Hitze am Leibe, dieser war auch nicht blaß anzusehen, sondern röthlich und dunkelblau, mit einem Ausschlag von kleinen Blasen und Geschwüren. Innerlich aber war die Hitze so stark, daß man selbst die dünnsten Kleider und eine Bedeckung von der feinsten Leinwand nicht auf dem Leibe leiden konnte, und nur immer ganz unbekleidet sein wollte, am liebsten aber sich in kaltes Wasser stürzte. Manche, die keine Wartung und Aufsicht hatten, warfen sich, von unaussprechlichem Durste getrieben, wirklich in die Cisternen. Dabei war es einerlei, ob man viel oder wenig trank. Ueberaus drückend war auch die beständige Unruhe und die Schlaflosigkeit. So lange die Krankheit im Zunehmen war, wurde der Körper nicht merklich magerer, sondern widerstand dem Leiden über die Erwartung, so daß die Meisten am neunten oder siebenten Tage noch bei ziemlichen Kräften an innerlichem Brande dahinstarben; kamen sie auch für jetzt davon, so warf sich die Krankheit auf den Unterleib, verursachte daselbst heftige Geschwüre

und einen starken Durchfall und dieses entkräftete dann die Meisten dergestalt, daß sie davon starben. So zog sich das Uebel von dem Haupte, wo es seinen anfänglichen Sitz hatte, hinunter durch den ganzen Leib, und wenn man auch die größte Gefahr überstanden hatte, so zeigte sich die Macht der Krankheit noch in den äußersten Theilen des Körpers und ergriff die Spitzen der Hände und Füße, so daß Manche mit dem Verlust dieser Gliedmaßen davon kamen. Einige büßten selbst die Augen ein. Noch andere verloren bei ihrer Genesung ganz ihr Gedächtniß, so daß sie sich selbst und ihre nächsten Angehörigen nicht mehr kannten.

Ueberhaupt läßt es sich nicht wohl beschreiben, was dieses für eine besondere Art von Krankheit gewesen ist. Nicht allein griff sie Jeden heftiger an, als es die menschliche Natur zu ertragen vermochte, sondern auch die Vögel und andre Thiere, die Menschenfleisch fressen, rührten die todten Körper, welche unbegraben liegen blieben, entweder gar nicht an, oder, wenn sie davon fraßen, starben sie.

Dieß war im Allgemeinen die Gestalt, in welcher die Krankheit auftrat, einer Menge anderer seltsamer Zufälle, welche sich bei dem Einen so, bei dem Andern anders äußerten, nicht zu gedenken. Die Leute starben theils aus Mangel an gehöriger Pflege, theils aber auch aller sorgfältigen Wartung ungeachtet. Es gab kein einzelnes bestimmtes Heilmittel, von welchem man hätte sagen können, daß sein Gebrauch entscheidende Hülfe gewähre. Denn was dem Einen zuträglich war, das war dem Andern schädlich. So vermochte auch keine Leibesbeschaffenheit, sie mochte stärker oder schwächer sein, dieser Krankheit zu widerstehen, sondern sie raffte Alle dahin, ohne Unterschied der Naturen und Heilungsarten. Das Schlimmste bei dem ganzen Uebel war die Niedergeschlagenheit, welche die Leute befiel, sobald sie merkten, daß sie krank wurden. Denn da gaben sie sogleich alle Hoffnung verlo-

ren und gingen eben deßwegen noch weit unvorsichtiger mit sich um, ohne sich Mühe zu geben, der Krankheit Widerstand zu thun. Einer bekam durch Wartung des Andern die Seuche, und so starben sie wie die Schaafe dahin. Und dieser Umstand verursachte das meiste Unheil. Denn wollte man aus Furcht nicht zu einander gehen, so starben die Leute von allem Beistande entblößt, wie denn viele Häuser aus Mangel an Pflege ganz ausstarben. Gingen sie aber zu einander, so waren sie verloren, solche zumal, die sich besonders dienstfertig zeigen wollten, denn aus Ehrgefühl vergaßen sie die Schonung gegen sich selbst und besuchten ihre Freunde. Das meiste Mitleiden gegen Sterbende und Kranke bewiesen noch die, welche wieder genesen waren, weil sie nicht nur aus Erfahrung das Uebel am Besten kannten, sondern auch für ihre Person nunmehr sicher waren, denn Niemand bekam die Krankheit zum zweitenmal so, daß sie tödtlich wurde.

Eine der größten Beschwerden der Einwohner bei diesem Unglück war das Zusammenströmen der Leute vom Lande in die Stadt. Denn da nicht Wohnungen genug vorhanden waren, sondern da sie zur Sommerszeit in dumpfigen Hütten sich aufhielten, so starb Alles durcheinander weg. Ja die Todten lagen einer über dem andern, so wie sie verschieden waren. Andere wälzten sich halb todt auf den Straßen und bei den Brunnen herum, voll Begierde, ihren Durst zu stillen. Selbst die Tempel, worin sie ihren Aufenthalt genommen hatten, waren voller Leichname, die daselbst ihren Geist aufgegeben hatten. Denn da die Plage ihnen so arg zusetzte, daß die Leute nicht mehr wußten, was sie anfangen sollten, so fingen sie an, sich aus Allem, was heilig und pflichtmäßig ist, Nichts mehr zu machen. Alle Gebräuche, die man sonst bei Leichenbestattungen beobachtete, wurden hintangesetzt und Jedermann beerdigte seine Todten so gut er konnte. Manche gingen dabei so schamlos zu Werke, daß sie, weil es

ihnen am Nöthigen dazu fehlte, über fremde Scheiterhaufen herfielen, und theils, ehe diejenigen, so sie aufgerichtet, dazu kommen konnten, ihre Todten darauf setzten und das Holz in Brand steckten, theils ihren mitgebrachten Todten auf den ersten besten Holzstoß, der bereits in Brand stand, hinauf warfen, und sich davon machten.

So gab diese Seuche auch sonst noch zu weiterer Gesetzlosigkeit die erste Veranlassung. Denn ungescheuter wagte man nun, was man sonst, ohne sein Gelüste offen zu befriedigen, verheimlicht hatte, da man den raschen Wechsel des Schicksals sah, wie die Reichen plötzlich hinstarben, und solche, die zuvor Nichts gehabt, auf einmal zu dem Besitz ihrer Güter gelangten. Daher wollten sie sich einen schnellen und angenehmen Genuß derselben verschaffen, da sie Leben und Vermögen, eins wie das andre, nur auf wenige Tage sich versichert glaubten. Niemand hatte Lust, für das, was als gut und edel galt, ein Opfer zu bringen, da es ihm ungewiß dünkte, ob er nicht vor Erreichung seines Zwecks weggerafft würde. Daher Jedermann das für löblich und ersprießlich erklärte, was seine Sinnlichkeit vergnügte und der Lust irgend welchen Gewinn gewährte. Keine Furcht vor den Göttern, kein menschliches Gesetz gab eine Schranke. Denn jene zu ehren oder nicht, achteten sie für gleichgültig, indem sie sahen, wie doch Alles ohne Unterschied hingerafft wurde. Und in Ansehung bürgerlicher Verbrechen glaubte Niemand, daß er so lange leben würde, bis er dafür zur Strafe gezogen werden könnte, da ein bereits über sie gefälltes, weit schrecklicheres Gericht schon über ihren Häuptern schwebe, vor dessen wirklichem Eintritt sie billig ihres Lebens noch froh zu werden suchen müßten.

Diese Seuche, die dazumal die Athener heimsuchte, begann, wie man behauptet, zuerst in Aethiopien, das jenseits Aegypten liegt; dann verbreitete sie sich auch über Aegypten und Libyen und

viele Länder des Perserkönigs. In den Peloponnes aber drang sie gar nicht ein, sondern verheerte hauptsächlich Athen und sodann andere sehr volkreiche Gegenden.

12.

Die Spartaner auf Sphacteria.

(425.)

Auf der Westküste des Peloponnes lag in dem ehemaligen Messenischen Gebiete nur vierhundert Stadien*) von Sparta entfernt der Ort Pylos, von den Lacedämoniern Koryphasium genannt, an einem geräumigen Seehafen. Hier landete eine Athenische Flotte, die auf der Fahrt nach Sicilien begriffen war, unter Anführung des Demosthenes, und da der Ort, von Natur schon fest, mit leichter Mühe noch mehr befestigt werden konnte und durch seine Lage besonders geeignet für einen Waffenplatz schien, um von da aus den Lacedämoniern viel Schaden zuzufügen, so beschloß Demosthenes, den Ort zu befestigen und eine Besatzung dahin zu legen. Mit Eifer wurde Hand ans Werk gelegt, und, nachdem in sechs Tagen die nöthigsten Werke eingerichtet waren, fuhr der größte Theil der Flotte weiter und nur mit fünf Schiffen blieb Demosthenes zurück.

Als aber die in Attika stehenden Lacedämonier dieß erfuhren, zogen sie, die ihrem Lande drohende Gefahr erkennend, schleunig in ihre Heimath und rückten sogleich vor Pylos. Ferner ließen sie ihre sechszig bei Korcyra befindlichen Schiffe herbeikommen, welche

*) 10 deutsche Meilen.

unbemerkt von der bei Zakynthus liegenden Attischen Flotte anlangten. Aber Demosthenes hatte noch zeitig genug diese von der Gefahr benachrichtigen können, und so nahete dieselbe ebenfalls heran. Die Lacedämonier aber rüsteten sich, die Verschanzung zu Lande und zur See anzugreifen, und da sie erwarteten, die Attische Flotte werde von Zakynthus her den Ihrigen zu Hülfe kommen, so beschlossen sie den Eingang des Hafens zu sperren, damit die Athener nicht darin einlaufen könnten. Dieses ging um so leichter an, da eine Insel von etwa funfzehn Stadien Länge, Sphacteria genannt, sich vor dem Hafen herzieht und den Eingang desselben verengert, so daß auf der einen Seite nur zwei, auf der andern acht bis neun Schiffe durchfahren können. Dieselbe war unbewohnt, ganz mit Gehölz bewachsen und unwegsam. Jene Einfahrten also beschlossen sie vermittelst etlicher mit den Vordertheilen gegen einander geschlossener Schiffe zu versperren; und da sie befürchteten, die Insel möchte zum Waffenplatz gegen sie gemacht werden, so setzten sie dort schweres Kriegsvolk ans Land und andre Truppen der Art stellten sie längs des Festlandes auf, denn so, dachten sie, würde den Athenern sowohl die Insel als das Festland unzugänglich und das Anlanden unmöglich werden; und da die Küste von Pylos außer dieser Einfahrt sonst gegen die offene See zu keinen Hafen hatte, so würden sie keinen bequemen Standort finden, um den Ihrigen Hülfe zu bringen; sie selbst hingegen würden, ohne den mißlichen Ausschlag eines Seetreffens zu wagen, um so leichter sich des Platzes durch Belagerung bemächtigen, zumal da derselbe ohne hinlängliche Lebensmittel und nur schwach besetzt war. Demzufolge schickten sie wirklich Schwerbewaffnete, die sie durchs Loos erwählt hatten, auf die Insel hinüber, an der Zahl vierhundert und zwanzig, die Heloten eingerechnet, die zu ihrem Gefolge gehörten.

Als nun Demosthenes sah, daß die Lacedämonier im Begriff

waren, ihn zu Land und von der See her anzugreifen, traf auch er seine Anstalten, zog die paar Kriegsschiffe, die er noch hatte, unter die Verschanzungen und umgab sie mit Pfahlwerk, bewaffnete seine Leute, so gut er konnte und stellte die Meisten gegen die Landmacht auf, er selbst zog mit sechszig Schwerbewaffneten und wenig Bogenschützen an eine gefährliche Stelle der Küste, wo er einen Landungsversuch erwartete. So schlug er mit großem Muthe einen allgemeinen Angriff, den die Lacedämonier mit dem Landheer und drei und vierzig Schiffen unternahmen, glücklich zurück. Während diese nun beschäftigt waren, Sturmzeug zu fertigen, kamen die vierzig Athenischen Schiffe von Zakynthus an, und da die Spartaner ihnen nicht auf offener See entgegen gingen, auch die Einfahrten nicht, wie sie vorhatten, sperrten, so drangen sie durch die Engen ein und lieferten in dem sehr geräumigen Hafen eine Schlacht. Bald trieben sie die Lacedämonier in die Flucht, eroberten und versenkten einige Schiffe und nachdem sie an der Küste noch einen sehr harten Kampf bestanden, errichteten sie ein Siegeszeichen und kreuzten um die Insel, auf welcher die Mannschaft nunmehr abgeschnitten war.

Als die Nachricht von dem, was bei Pylos vorgegangen war, nach Sparta gelangte, so beschloß man, wie bei einem großen öffentlichen Unglück zu geschehen pflegte, die Obrigkeiten in das Lager reisen zu lassen, um nach eigner Anschauung das Angemessene nach Gutdünken zu verfügen. Da diese nun die Unmöglichkeit einsahen, die Mannschaft zu entsetzen, und sie nicht der Gefahr aussetzen wollten, daß sie durch Hunger Noth litten, oder dem Feinde in die Hände geriethen, so hielten sie es für's Beste, mit den Athenischen Anführern wo möglich einen Stillstand zu schließen, und wegen des Friedens Gesandte nach Athen zu schicken, um nur ihre Leute so bald als möglich wieder zu bekommen. Darauf kam ein Stillstandsvertrag auf folgende Bedingungen zu

Stande: „Die Lacedämonier sollten ihre Schiffe den Athenern überliefern und in deren Gewalt lassen, bis ihre Gesandten von Athen wieder zurückgekehrt seien: unterdessen sollten sie die Festung weder zu Lande, noch zur See angreifen, dagegen sollten die Athener ihnen verstatten, ihren Leuten auf der Insel ein bestimmtes Maß von Lebensmitteln an Mehl, Wein und Fleisch zuzuführen. Sie sollten daher die Insel ferner bewachen, aber nicht darauf landen, auch sonst das Peloponnesische Heer weder zu Lande noch zur See, angreifen." Auf diese Bedingungen lieferten die Lacedämonier sechszig Schiffe aus und schickten Gesandte nach Athen. Sie glaubten, man sehne sich zu Athen längst nach dem Frieden und werde ihn, wenn er angeboten würde, gerne annehmen. Die Athener aber, welche glaubten, da sie die Leute auf der Insel in ihrer Gewalt hätten, sei ihnen der Frieden doch sicher, spannten die Saiten nur höher. Vornämlich reitzte dazu an der Volksredner Kleon, welcher damals den größten Einfluß auf die Menge hatte. Da nun die Lacedämonier sahen, daß keine billigen Bedingungen zu erlangen wären, so kehrten sie unverrichteter Sache wieder zurück. Nach ihrer Rückkehr wurde der Stillstand sogleich aufgehoben; aber die Athener gaben ihnen ihre Schiffe nicht wieder heraus, indem sie über einen vertragswidrigen Versuch, die Festung zu berennen und über andre Kleinigkeiten Beschwerde führten. Darauf begannen die Feindseligkeiten wieder und es wurde von beiden Seiten mit Anstrengung gekämpft. Die Athener ließen den Tag über beständig zwei Schiffe um die Insel herum gegen einander kreuzen, und des Nachts legten sie sich alle um dieselbe herum, auf der Seeseite ausgenommen, wenn der Wind stark wehte. Auch kamen von Athen noch zwanzig Schiffe zur Verstärkung, so daß sie jetzt in allem siebzig hatten. Die Peloponnesier aber machten vom Lande aus Angriffe gegen die Fe-

stung und lauerten auf Gelegenheit, ihre Leute auf der Insel zu retten.

Den Athenern wurde die Einschließung wegen Mangels an Wasser und Lebensmitteln sehr beschwerlich, am meisten entmuthigte sie die lange Verzögerung der Sache; denn sie hatten gehofft, binnen wenigen Tagen die Leute auf der öden Insel zur Uebergabe zu zwingen. Die Lacedämonier nämlich hatten sehr hohe Geldpreise für die Zufuhr von Lebensmitteln ausgesetzt und den Heloten, welche sie nach der Insel hinüberschafften, Freilassung versprochen. Also strengten sich diese besonders an trotz mancherlei Gefahren und benutzten besonders die Gelegenheit, wann der Wind die Athenischen Schiffe an der Bewachung hinderte, von der Seeseite her zu landen. Auch schwammen Taucher unter dem Wasser hinüber und zogen in Schläuchen Erquickungen nach sich.

Als man in Athen hörte, daß das Heer Noth leide und die Männer auf der Insel beständige Zufuhr von Lebensmitteln erhielten, so war man wegen des Winters in Verlegenheit; denn sie sahen ein, daß ihnen dann die Zufuhr um den Peloponnes herum ganz unmöglich sein würde, und befürchteten, die Mannschaft möchte bei minder strenger Einschließung während eines Sturmes entwischen. Jetzt bereuten sie, den angebotenen Frieden nicht angenommen zu haben. Und als nun Kleon bemerkte, daß man ihn darum ansah, so drang er darauf, eine Kriegsflotte dahin zu senden und fügte hinzu, wenn die Feldherrn Männer wären, müsse es ein Leichtes sein, durch eine Seerüstung die Leute auf der Insel zu fangen, ja wenn er nur Feldherr wäre, würde er bald damit fertig sein. Da erklärte der Feldherr Nicias, es sei ihm und seinen Mitfeldherrn ganz recht, wenn Kleon mit einer beliebigen Heeresmacht den Versuch mache. Kleon, der anfangs

meinte, es sei das nur leeres Gerede, zeigte sich willig dazu. Als er aber merkte, daß jener im Ernste ihm die Anführerstelle abtreten wolle, ward ihm bange und er suchte Ausflüchte und sagte, nicht er, sondern Nicias sei Feldherr. Da drang Nicias abermals in ihn und sagte sich öffentlich von seiner Befehlshaberstelle los, und je mehr Kleon auszuweichen suchte, desto eifriger bestätigte das Volk des Nicias Antrag. Also, da er kein Mittel sah, von seinem Worte los zu kommen, übernahm er den Seezug und erklärte, er wolle hinschiffen ohne Mannschaft aus der Stadt, sondern nur mit den da befindlichen Lemniern und Imbriern und den leichten Hülfsvölkern von Aenos und den anderwärts hergekommenen vierhundert Bogenschützen: mit diesen, sagte er, und den Kriegsleuten in Pylos wolle er binnen zwanzig Tagen die Lacedämonier entweder lebendig herbeibringen oder todt niedermachen. Die Athener konnten sich über seine Großsprecherei des Lachens nicht enthalten. Indessen war die Sache dem vernünftigen Theile der Einwohner erwünscht, indem sie von zweien Vortheilen den einen zu erhalten hofften, entweder Kleons los zu werden, oder die Lacedämonier in ihre Gewalt zu bekommen. Also wurde in der Volksversammlung dem Kleon die Leitung des Zuges förmlich übertragen und er machte sich, nachdem er einen von den Anführern in Pylos, den Demosthenes, zum Gehülfen erwählt hatte, schleunig auf den Weg. Den Demosthenes aber hatte er deßhalb gewählt, weil er erfahren hatte, daß dieser zu einer Landung auf der Insel schon den Plan entworfen habe. Denn die Kriegsleute waren in Betracht der Noth, die sie litten, zu einem entscheidenden Wagestücke sehr geneigt. Auch wurde eine Unternehmung auf die Insel durch den Umstand sehr begünstigt, daß durch einen zufällig entstandenen Brand der Wald, welcher dieselbe vorher unwegsam gemacht hatte, größtentheils verzehrt war. Deßhalb

hatte Demosthenes bereits Alles zu der Unternehmung gerüstet und zum Angriff vorbereitet, als Kleon in Pylos anlangte. Nun ließen sie zuerst eine Aufforderung ergehen, sich ohne Kampf zu ergeben, und als diese erfolglos blieb, warteten sie noch einen Tag, dann schritten sie zum Angriff.

Nachdem sie in der Nacht sämmtliche Schwerbewaffnete auf wenig Fahrzeugen eingeschifft hatten, landeten sie kurz vor Tagesanbruch auf zwei Seiten der Insel, von der See her und gegen den Hafen über, etwa achthundert Geharnischte an der Zahl. Diese rückten, der Anordnung gemäß, im Sturmschritt auf den ersten Wachtposten der Insel los, der aus etwa dreißig Geharnischten bestand. Den mittlern und obersten Theil der Insel hatte der Anführer Epitadas mit dem größten Theile der Truppen besetzt, und eine kleine Abtheilung bewachte die äußerste Spitze der Insel gegen Pylos, die von der Seeseite her steil und von der Landseite durch eine aus alten Steinen erbaute Verschanzung gedeckt war. Die Athener nun hieben den ersten Wachtposten, den sie unvermuthet überfallen hatten, sogleich nieder. Mit Anbruch des Morgens landete sodann auch das übrige Heer auf etwa siebzig Schiffen, nämlich sämmtliche Truppen außer den Wachen auf den Festungswerken zu Pylos. Nach des Demosthenes Anordnung theilten sie sich in Schaaren zu etwa zweihundert Mann, und besetzten die höchsten Punkte, um die Feinde in desto größere Verwirrung zu bringen, wenn sie sich von allen Seiten umringt sahen und nicht wüßten, gegen wen sie ihren Widerstand richten sollten, sondern von beiden Seiten immer einen gleich starken Feind gegen sich hätten. Wohin sie sich wenden möchten, sollten ihnen leichte Truppen im Rücken stehen, die von der Ferne sie angriffen, ohne daß ihnen beizukommen wäre. Dieß war der Plan,

welchen Demosthenes gleich anfangs für die Landung entwarf und jetzt ausführte.

Als nun Epitadas und seine Leute sahen, daß der erste Wachtposten niedergehauen war und das Heer auf sie eindrang, stellten sie sich auf und gingen den Atheniſchen Geharniſchten entgegen, in der Abſicht, handgemein zu werden; aber sie konnten diesen nicht nahe kommen, da die Leichtbewaffneten von den Seiten und im Rücken ihnen mit Geſchoſſen zuſetzten, jene dagegen nicht vorrückten. Die leichten Truppen brachten sie zwar zum Weichen, aber ohne beſondern Vortheil, da sie in ihrer ſchweren Rüſtung ihnen nicht nachſetzen konnten. So kämpften sie kurze Zeit aus der Ferne mit einander. Da aber die leichten Truppen bemerkten, daß die Gegenwehr der Lacedämonier immer ſchwächer wurde, und sie ſelbſt beim Anblick ihrer überlegenen Anzahl ſich ermuthigt fühlten, ſo drangen ſie mit Geſchrei in geſchloſſenen Gliedern auf jene ein und ſchleuderten Steine, Pfeile und Wurfſpieße, was jeder bei der Hand hatte. Dieſe ungewohnte Art des Kampfes verſetzte die Lacedämonier in Beſtürzung: dazu kam, daß die mit Staub vermiſchte Aſche der jüngſt verbrannten Waldung dicht emporwirbelte, ſo daß man vor Geſchoſſen und Steinen mitten unter den Staubwolken nicht vor ſich ſehen konnte. Da hatten die Lacedämonier einen harten Stand; denn ihre Harniſche ſchützten nicht mehr, die Ausſicht war ihnen verdunkelt, vor dem argen Geſchrei hörten ſie die Befehlsworte nicht mehr und bei der von allen Seiten ſie umdrängenden Gefahr ſahen ſie keine Hoffnung mehr, ſich durch Gegenwehr zu retten. Endlich ſchloſſen ſie ihre Schaaren enge zuſammen und zogen ſich nach der äußerſten Verſchanzung, die nicht weit entfernt war, zurück. Dahin entkamen ſie nun größtentheils und ſtellten ſich ſchlagfertig zur Wehr auf, und da die Athener ſie hier nicht von allen Seiten angreifen konnten, ſo wurde ihnen die Vertheidigung minder ſchwer, und lange

Zeit hielten beide Theile unter den größten Beschwerden des Gefechtes aus. Da man so zu keinem Ziele kam, so trat der Anführer der Messenier, welche auf der Seite der Athener kämpften, zu Kleon und Demosthenes und erbot sich, mit einer Schaar Bogenschützen und leichter Truppen sie im Rücken zu umgehen. Es wurde ihm verstattet und so brach er unbemerkt auf, kletterte immer an den Klippen der Küste, wo es nicht allzusteil war, hinan und kam endlich unter vieler Mühe und Beschwerde, ehe ihn Jemand gewahr wurde, von hinten herum bei einer Stelle an, welche die Lacedämonier für unersteiglich gehalten, und deßhalb nicht besetzt hatten. Da er also plötzlich hinter ihnen auf der Höhe zum Vorschein kam, so verursachte dieser unerwartete Anblick eine gewaltige Bestürzung unter ihnen, die Athener dagegen bekamen dadurch neuen Muth. Da nun die Lacedämonier von zwei Seiten beschossen wurden, so konnten sie nicht länger Widerstand thun, zumal da sie an Anzahl so gering und von Hunger entkräftet, auch die Zugänge bereits von den Athenern besetzt waren.

Als jetzt Kleon und Demosthenes sahen, daß jene alle würden dem Kampf erliegen, thaten sie ihren Leuten Einhalt und ließen die Feinde durch einen Herold fragen, ob sie ihre Waffen und sich selbst den Athenern übergeben wollten, um nach Gutdünken über sie zu verfügen. Da ließen die Meisten ihre Schilde sinken und hoben die Hände in die Höhe zum Zeichen, daß sie den Antrag annahmen. Darauf kam man überein, daß sie durch einen Herold bei den Ihrigen auf dem Festland durften anfragen, was sie thun sollten. Von diesen erhielten sie den Bescheid, sie sollten selbst über ihr Loos einen Beschluß fassen, nur sollten sie Nichts gegen die Ehre thun. Darauf übergaben sie ihre Waffen und sich selbst, an der Zahl noch zweihundert und neunzig, nachdem sie auf der Insel waren belagert worden zwei und siebenzig

Tage lang. Nun zogen sich die Athener und Peloponnesier mit ihrem Heere von Pylos in die Heimath zurück, und Kleon hatte sein Versprechen, so vermessen es war, gehalten; denn binnen zwanzig Tagen, wie er sich anheischig gemacht hatte, brachte er die Männer nach Athen.

13.

Feldzug der Athener auf Sicilien.

(415 — 413.)

Die Unternehmung der Athener auf Sicilien ist eins der wichtigsten Ereignisse nicht blos während des Peloponnesischen Kriegs, sondern vielleicht der ganzen griechischen Geschichte, und merkwürdig sowohl durch das Aufgebot außerordentlicher Kräfte und die daran geknüpften glänzenden Hoffnungen, als durch beispiellosen Wechsel des Glücks.

Veranlassung dazu gab ein Gesuch der Egestäer um Hülfe wider Selinus, mit welchem Syrakus verbündet war. Sie stellten den Athenern vor, welche Gefahr auch ihnen von Syrakus als einer Dorischen Colonie drohe, wenn diese Stadt die Oberherrschaft über die ganze Insel gewänne. Zugleich täuschten sie dieselben über ihre Mittel, den Krieg zu führen, indem sie vorgaben, bedeutende Schätze zu diesem Zweck bereit zu haben. Diese Täuschung und jener Beweggrund fand bei den Athenern um so leichteren Eingang, da sie unter dem anständigen Vorwand, ihren Stammesverwandten Hülfe zu leisten, in der That gern eine erwünschte Gelegenheit ergriffen, die ganze Insel zu unterwerfen. Die Seele dieser eroberungslustigen Pläne war der junge Alcibiades, der voll der kühnsten Entwürfe für sich selbst von diesem

Zuge die Erfüllung seiner ehrgeizigen Wünsche erwartete und in seinen Mitbürgern die weitaussehendsten Hoffnungen zu erregen wußte. Die Eroberung Siciliens war ihm nur der Anfang und das Mittel zu größern Unternehmungen. Schon sah er im Geiste Italien unterworfen, Karthago und Libyen erobert, und dann die Herrschaft über ganz Griechenland als das Ziel seines Strebens. Durch ihn bestimmt waren die Athener zu mächtiger Hülfsleistung bereit, und so sehr auch der besonnene und kluge Nicias ihnen das Mißliche und Gewagte der Unternehmung auseinandersetzte: seine Vorstellungen hatten nur den Erfolg, daß sie die Athener zu umfassenderen Rüstungen und dem Aufgebot bedeutenderer Mittel anreizten. Zu Anführern des Zuges wurden Alcibiades, Nicias und Lamachus erwählt, mit unumschränkter Vollmacht, sowohl in Absicht auf die Stärke des Heeres, als auf die Anordnung des ganzen Zuges. Mit allgemeinem Eifer wurden sodann die Rüstungen betrieben.

Als endlich die Schiffe der Athener sich im Piräus zur Abfahrt sammelten, gab die ganze Bevölkerung der Stadt ihnen das Geleite, voll kühner Hoffnungen und banger Sorgen. Denn nun erst, im Augenblick des Scheidens, fiel ihnen das Gefahrvolle des Unternehmens auf. Doch ermuthigte sie der Anblick der vorhandenen Macht und der außerordentlichen und prächtigen Anstalten. Denn kostspieliger und glänzender war bis auf diese Zeit noch nie eine Ausrüstung aus einer Griechischen Stadt in die See gegangen. Also schien das ganze Unternehmen mehr ein Schaugepränge der Macht und des Reichthums, als eine Ausrüstung gegen die Feinde zu sein. Denn gar nicht im Verhältniß zu dem Feind, dem es galt, stand sowohl das Aufgebot der Streitkräfte, als die Pracht des Schauspiels. Bei Corcyra, wo die Schiffe der Bundesgenossen dazu stießen, trafen nicht weniger als hundert und dreißig Kriegsschiffe, außer der unzähligen Menge kleinerer Fahr-

zeuge und Frachtschiffe, zusammen und das vereinigte Heer belief sich auf mehr als zwanzigtausend Mann.

Aber je größer die Erwartungen waren, die man allgemein von einem so prächtigen und mächtigen Zuge hegte, je glänzender und stolzer die Hoffnungen der Athener, desto demüthigender war der schwache Erfolg und der schmähliche und jämmerliche Ausgang desselben. Schon an der Italischen Küste erfuhren die Athener den Betrug und den Mangel der Egestäer; die Griechischen Städte Unteritaliens verschlossen sich vorsichtig und die Sicilischen waren schwankend auf den Erfolg der ersten Unternehmung gespannt. In dieser Verlegenheit wollte Nicias nur den nächsten Zweck des Zuges, Beseitigung des Streites zwischen Egesta und Selinus verfolgen, dann, nachdem man den Siciliern Athens Macht gezeigt, zurückkehren und die Streitkräfte auf andre Zwecke in der Heimath verwenden: Lamachus wollte sogleich den ersten Eindruck ihrer Ankunft benutzen und Syrakus, bevor es gehörig gerüstet sei, unverweilt angreifen, trat aber nachher des Alcibiades Vorschlag bei, zuerst die übrigen Sicilischen Städte zu gewinnen und dann mit verstärkter Macht auf Syrakus loszugehen. Dieser Vorschlag ward also angenommen, Katana durch List und Gewalt besetzt, und Naxos schloß sich in Freundschaft an. Nun aber wurde Alcibiades, die Seele der ganzen Unternehmung, durch die Ränke seiner Gegner in Athen zurückberufen. Er entfloh unterwegs zu den Spartanern, die er später dazu bewog, den Syrakusiern die erbetene Hülfe zu schicken, welche den verderblichen Ausgang der ganzen Unternehmung herbeiführte. Der bedächtige Nicias ließ nun die beste Zeit der ersten Bestürzung mit Zaudern und unbedeutenden Unternehmungen verstreichen, und erst im folgenden Jahre griff er Syrakus mit Nachdruck und Erfolg an, eroberte die Anhöhe, Epipolä genannt, welche im Westen die Stadt beherrschte, schloß sie bald von allen Seiten ein, und in wiederhol-

ten Gefechten Sieger, bedrängte er die Stadt dergestalt, daß sie schon, an ihrer Rettung verzweifelnd, zu Unterhandlungen schritt. Jetzt aber erschienen Spartanische und Korinthische Hülfstruppen unter dem trefflichen Feldherrn Gylippus und bald änderte sich die ganze Gestalt der Dinge. Nachdem ihm mehrere Städte Siciliens sogleich beigetreten waren, eroberte er die Verschanzungen der Athener, selbst Epipolä, und entzog ihnen, indem er die meisten Sicilischen Städte gewann, die Zufuhr: durch Mangel bedrängt zog sich Nicias an die See zurück und besetzte das Vorgebirge Plemmyrium, das in den Hafen hineinragt. In dieser Noth, da nun die Syrakusier ihre Flotte verstärkten und auch zur See anfingen, dem Feinde gewachsen zu werden, schickte Nicias nach Athen, und bat um schleunige Verstärkung an Schiffen, Truppen und Geld und wegen eigner Krankheit um einen Nachfolger. Die Athener schickten eine ansehnliche Flotte und zwei tüchtige Feldherrn, Demosthenes und Eurymedon. Letzterer eilte mit Geld und einigen Schiffen voran, Demosthenes folgte mit den übrigen und so erschienen in allem drei und siebzig Schiffe und achttausend Mann Truppen. Unterdessen aber hatte Gylippus die Verschanzungen der Athener auf Plemmyrium erobert, in einer Seeschlacht zwar den Kürzern gezogen, aber in der zweiten einen entschiedenen Sieg gewonnen.

Die Ankunft des Demosthenes ermuthigte ebenso die Athener, wie sie die Syrakusier bestürzt und besorgt machte: jene hatten jetzt wieder das Uebergewicht zu Land und See, während diese ihnen nicht mehr die Spitze zu bieten wagten. Diese Stimmung und diese Uebermacht wollte Demosthenes benutzen, und durch unvorzüglichen Angriff den Krieg in kürzester Frist beendigen.

Sofort wurde in einer mondhellen Nacht mit dem größten Theile des Heeres ein Angriff auf Epipolä gewagt, aber er mißlang gänzlich und mit großem Verlust mußten sich die Athener zu-

rückziehen. Nunmehr war Demosthenes für unverweilten Abzug, aber Nicias widersprach, da er die Geldnoth in Syrakus kannte und in geheimem Einverständniß mit einer Parthei stand, welche ihm die Stadt in die Hände spielen wollte. Während man daher schwankte und zögerte, erhielten die Syrakusier Verstärkung aus dem Peloponnes sowohl als aus den Sicilischen Städten. Nun war auch Nicias zum Abzug bereit, und insgeheim wurden alle Anstalten getroffen. Da trat in der Nacht, wo man abfahren wollte, ein Mondfinsterniß ein, und dieß Ereigniß versetzte das ganze Heer in solche Bestürzung, daß Nicias, dem Ausspruch der Wahrsager gemäß, nicht eher, als nach Verlauf von dreimal neun Tagen auszurücken gebot. Aber die Syrakusier, bei denen sich bald die Nachricht von dem Plan der Athener verbreitete, waren nur um so eifriger bedacht, sie nicht entwischen zu lassen. Alsbald zogen sie aus, griffen die Athener zu Land und See an, und gewannen die Seeschlacht, während der Angriff zu Land mißlang. Mit erhöhtem Muthe und voller Begierde, das ganze Atheniſche Heer zu vernichten, sperrten sie darauf den Hafen, dessen Mündung etwa acht Stadien *) breit ist, und rüsteten sich zu einer neuen Seeschlacht. Die Athener geriethen nun in doppelte Noth; denn sie hatten in der Absicht abzuziehen, die Zufuhr von Katana selbst bereits abgesagt: schon litten sie Mangel an Lebensmitteln und nun waren sie auch von der See abgeschnitten. Sie entschlossen sich daher zu einer entscheidenden Schlacht, verließen ihr bisheriges Lager, verschanzten einen kleinen Platz nahe am Meere für ihre Kranken und Geräthe, die sämmtliche übrige Mannschaft schiffte auf etwa hundert und zehn Schiffen, die noch tauglich waren, ein, um im Falle des Siegs nach Katana zu segeln, im andern Falle aber die Schiffe zu verbrennen und zu Lande nach ei-

*) ¼ deutsche Meile.

nem befreundeten Orte abzuziehen. Darauf begann eine sehr blutige Schlacht. Von beiden Seiten hatten die Führer alle Beredsamkeit aufgeboten, ihre Leute zu befeuern. Anfangs gelang es den Athenern, der Fahrzeuge, womit der Hafen gesperrt war, sich zu bemächtigen. Als sie aber die Ketten sprengen wollten, eilten die Feinde von allen Seiten herbei, die Schlacht ward allgemein und so hitzig wie keine der frühern. Mit der größten Anstrengung kämpften beide Theile, die einen in Verzweiflung um Leben und Freiheit, die andern voll stolzen Muthes, trachtend den bittersten Feind gänzlich zu vertilgen. Die Steuermänner boten alle Kunst auf und die Seeleute wetteiferten im Dienst, und von den Schiffssoldaten bestrebte sich jeder, der erste zu sein. Bei dem engen Raum war das Anrennen der Schiffe von vorne selten, häufiger war der Angriff von der Seite; kamen sich die Schiffe nahe, so überschütteten sie sich mit einem Hagel von Geschossen und Steinen, und berührten sie sich, so versuchten sie gegenseitig, das feindliche Schiff zu besteigen, und so traf es sich oft, daß ein Schiff das andre enterte, während es selbst von einem dritten geentert wurde, und Ein Schiff nach mehrern Seiten mit Gegenwehr und Angriff beschäftigt war. Vor dem gewaltigen Getöse wurde der Zuruf der Befehlshaber nicht gehört, aber mannichfacher Ermunterungsruf und vermischtes Geschrei erhob sich auf beiden Seiten. Während so die Seeschlacht unentschieden schwankte, befand sich das beiderseitige Landheer am Ufer in der äußersten Spannung des Gemüths zwischen Furcht und Hoffnung. Bald faßten sie neuen Muth und wandten sich flehend zu den Göttern, bald erhoben sie lautes Klagegeschrei, wo sie die Ihrigen unterliegen sahen; Andere, die dahin sahen, wo die Schlacht schwankte, schwebten in der peinlichsten Erwartung dessen, was Rettung oder Untergang bringen sollte. Endlich wurden die Athener zum Weichen gebracht und von den Feinden mit lautem Jubel zum Strande ver-

folgt. Die Seetruppen sprangen eiligst ans Land und rannten dem Lager zu, die Landtruppen eilten theils den Schiffen zu Hülfe, theils zu den Verschanzungen, die Meisten dachten nur, einen Zufluchtsort zu suchen. Die Bestürzung war so groß, wie irgend je, selbst die Todten vergaßen sie sich ausliefern zu lassen und zu bestatten, und noch in der Nacht wollten sie zu Lande abziehen. Demosthenes dagegen that den Vorschlag, nochmals einen letzten Versuch zu wagen, um mit Tagesanbruch die Ausfahrt zu erzwingen; denn die Athener hatten noch mehr Schiffe als die Feinde gerettet. Aber die Mannschaft, an der Möglichkeit des Siegs verzweifelnd, weigerte sich, die Schiffe wieder zu besteigen.

Der Syrakusier Hermocrates, der ihre Absicht, schleunig abzuziehen, vermuthete, drang darauf, sogleich mit gesammter Macht auszuziehen und dem Feinde die Wege zu versperren. Da aber die siegesfrohen Soldaten, zumal da es ein Festtag war, zur Erholung von der bestandenen Noth bei Gelagen und andern Festlichkeiten zerstreut waren, so schien der Vorschlag unausführbar. Daher ersann er folgende List. Als es dunkel wurde, schickte er einige seiner Vertrauten zum feindlichen Lager hin; diese stellten sich, als seien sie Freunde der Athener, und sagten dem Nicias, er solle in dieser Nacht nicht mit seinem Heere abziehen, da die Syrakusier die Wege besetzt hätten, sondern er möge in Ruhe seine Anstalten treffen und bei Tage abziehen. Nicias glaubte es und wartete nicht blos diese Nacht, sondern auch noch den folgenden Tag, um desto bequemer die Anstalten zu treffen. Unterdessen kamen ihnen die Syrakusier und Gylippus zuvor, sperrten durch Verhaue die Wege, welche die Athener vermuthlich nahmen, besetzten die Furthen der Bäche und Flüsse und stellten sich auf verschiedenen Wegen auf, um das abziehende Heer zu empfangen.

Endlich, am dritten Tag nach der Schlacht brechen jene auf: ein kläglicher Auftritt und erschütternd für Auge und Herz. Nicht

blos die Todten unbestattet zurückzulassen, war grauenhaft, die Kranken und Verwundeten, die zurückgelassen werden mußten, schienen noch weit bejammernswerther. Mit Flehen und Klagen hingen sich diese an ihre Angehörigen und Zeitgenossen und baten, sie mitzunehmen, und folgten ihnen, so weit ihre Kräfte reichten. So schied das Heer noch vierzigtausend Mann stark, mit Thränen und bangen Empfindungen und in der größten Niedergeschlagenheit, zumal da man von so glänzenden Hoffnungen zu solcher Demüthigung herabgesunken war. Denn es war dieß der gewaltigste Glückswechsel, den je ein Griechisches Heer erlitt. Nicias und Demosthenes ermunterten und trösteten, so viel sie vermochten.

Sie zogen einher in länglichtem Viereck, voran die Abtheilung des Nicias, hinten die des Demosthenes, den Troß in der Mitte. Als sie an die Furth des Flusses Anazus kamen, trafen sie auf eine Abtheilung Feinde: sie zerstreuten sie, setzten über und zogen weiter, nur von den Reitern und leichten Truppen beunruhigt. So zogen sie mit großen Beschwerden mehrere Tage in kleinen Märschen, überall die Wege versperrt, die Anhöhen und Flüsse besetzt und rings von lästigen Verfolgern umgeben, die zurückwichen, sobald die Athener gegen sie vordrangen, und sowie jene weiter zogen, wieder ihnen zusetzten, besonders dem Nachtrab. In Erwägung dieses schlimmen Zustandes beschlossen die Feldherrn, die Richtung ihres Marsches während der Nacht zu ändern, und nicht, wie bisher, nach Katana zu, wo ihnen die Feinde auflauerten, sondern gegen Kamarina und Gela, nach der entgegengesetzten Seite zu ziehen. Sie zündeten also in der Nacht viele Feuer an, und brachen auf; aber der Zug ging in der größten Verwirrung. Des Nicias Abtheilung blieb beisammen und gewann einen großen Vorsprung; aber des Demosthenes Truppen zerstreuten sich zur Hälfte, und blieben weit zurück. Diese holten die Syrakusier am folgenden Mittag ein, umzingelten sie mit der

Reiterei und drängten sie in einen engen von Mauern umschlossenen Raum. Hier beschossen sie dieselben den ganzen Tag über. Darauf bot Gylippus den Bewohnern der Insel, die zu ihm übergingen, Leben und Freiheit an. Wenige machten davon Gebrauch. Mit den übrigen Truppen kam der Vergleich zu Stande, daß sie die Waffen streckten unter der Bedingung, daß Keiner gewaltsamer Weise oder im Kerker oder durch Entziehung der unentbehrlichsten Nahrung getödtet würde. So ergaben sich denn sechstausend Mann.

Den Nicias und sein Heer holten sie am andern Mittag ein, thaten ihm die Gefangennehmung der andern Abtheilung kund und forderten ihn auf, ein Gleiches zu thun. Er schickte Reiter ab um Erkundigungen einzuziehen, und als er die Bestätigung erhielt, erklärte er sich zu einem Vertrag bereit, unter der Bedingung, daß den Syrakusiern alle Kriegskosten ersetzt würden, dagegen seine Leute frei abzögen. Gylippus verwarf diesen Vorschlag, und erneuerte seine Angriffe. Also bedrängt und ohne Lebensmittel zog Nicias doch am folgenden Tag weiter und kam an den Fluß Asinarus. In wilder Unordnung, theils aus Begierde den Durst zu löschen, theils um dem nachdrängenden Feinde zu entgehen, stürzten sie sich in den Fluß, in dichtem Gedränge stürzte Einer über den Andern, traten einander zu Boden, Manche wurden vom Strome fortgerissen, die Feinde schossen theils vom hohen Ufer auf sie herab, theils setzten sie ihnen nach in den Fluß, und bald schwamm der von Blut geröthete Strom voll Leichen. Da ergab sich Nicias dem Gylippus, dem er mehr als den Syrakusiern vertraute und bat, das Morden seiner Leute einzustellen. So wurden sie nun lebendig eingefangen. Aber eingebracht als Gefangene des Staats wurden nur Wenige: die Meisten wurden heimlich weggeschafft, und in ganz Sicilien verbreitet. Groß war auch die Zahl der Umgekommenen. Manche entrannen theils jetzt,

theils später der Sklaverei, diese fanden in Katana einen Zufluchtsort. Nicias und Demosthenes, die Gylippus gern erhalten und nach Sparta gebracht hätte, wurden hingerichtet, die übrigen Gefangenen in die Steinbrüche bei Syrakus gebracht, und daselbst mit vieler Härte behandelt. In einen engen Raum eingeschlossen litten sie durch die erstickende Luft, ohne Obdach durch die Glut der Sonnenstrahlen, bei den kalten Herbstnächten durch Krankheiten — und dazu wurden die Leichname der Verstorbenen nicht einmal weggebracht — endlich selbst durch Hunger und Durst bei sehr spärlich gereichter Kost. Nach siebenzig Tagen wurden die Meisten verkauft. Im Ganzen betrug die Zahl der Gefangenen etwa siebentausend.

So hatte die im Beginnen glänzendste Unternehmung den jammervollsten Ausgang.

14.

Die dreißig Tyrannen zu Athen.

(V. Chr. 404 — 403.)

Nachdem der Peloponnesische Krieg siebenundzwanzig Jahre gedauert hatte, wurde Athen von dem Spartanischen Feldherrn Lysander erobert, seine Mauern geschleift und seine sämmtlichen Schiffe bis auf zwölf ausgeliefert. Darauf wählte das Volk dreißig Männer, um neue Gesetze abzufassen, nach welchen der Staat verwaltet werden sollte. Wiewohl dieselben nun zu diesem Zwecke eingesetzt waren, so zögerten sie doch stets, ans Werk zu gehen; dagegen ernannten sie den Rath und die übrigen Obrigkeiten, wie es ihnen gut dünkte. Dann verhafteten sie zuerst alle diejenigen, von denen bekannt war, daß sie bisher von heimtückischer Angebe-

rei gelebt und die rechtschaffenen Leute bedrückt hatten, und ließen sie zum Tode führen. Nachher aber gingen sie ernstlich damit um, eine willkührliche Gewalt für sich zu begründen. Zu dem Ende wußten sie sich durch Lysander eine Spartanische Schutzwache zu verschaffen, bis daß sie die Verfassung eingerichtet hätten. Und als sie diese erhalten hatten, verhafteten sie nicht mehr blos die Schlechten und Nichtswürdigen, sondern auch solche, von denen sie den ernstlichsten Widerstand gegen ihr Vorhaben vermutheten.

Unter den Dreißigen hatten Kritias und Theramenes das meiste Ansehen. Diese waren anfangs mit einander einverstanden und vertraut: in der Folge aber, als der erstere viele beim Volke beliebte Bürger wollte hingerichtet haben, widersetzte sich ihm Theramenes. Wiederum, als viele ungerechter Weise umgebracht wurden und die rechtschaffenen Bürger anfingen, zusammen zu treten und bedenklich zu werden, so erklärte Theramenes, wenn man nicht tüchtige Leute an der Staatsgewalt Theil nehmen ließe, so werde sich ihre Regierung unmöglich erhalten können. Jetzt fürchteten sich Kritias und die übrigen von den Dreißigen besonders vor Theramenes, es möchten die Bürger sich um diesen sammeln, und wählten Dreitausend, welche an der Staatsverwaltung Theil nehmen sollten. Darauf entwaffneten sie alle übrigen Bürger, die nicht zu den Dreitausend gehörten. Nun aber meinten sie, es sei ihnen Alles zu thun erlaubt, was ihnen beliebte, und fuhren mit Hinrichtungen fort, theils zur Befriedigung ihres Hasses, theils aus schnöder Habsucht. Endlich beschlossen sie gar, Jeder von ihnen solle sich einen Schutzgenossen auswählen, ihn selber tödten und sein Vermögen einziehen. Als Theramenes diese Handlung mißbilligte und selbst keinen Antheil daran nahm, betrachteten sie ihn als einen Mann, der ihrem tyrannischen Verfahren im Wege stehe, und suchten ihn zu stürzen.

Sie versammelten den Rath, dessen Glieder sie zuvor einzeln gegen ihn einzunehmen versucht hatten, und nachdem sie verwegene junge Leute, mit Dolchen bewaffnet, in der Nähe aufgestellt hatten, trat Kritias auf und stellte den Theramenes zuerst als einen durch Wankelmuth gefährlichen Mann dar, dann klagte er ihn als Verräther, der die jetzige Regierung zu stürzen beabsichtige, auf den Tod an. Nach ihm erhob sich Theramenes und vertheidigte sich männlich und mit so überzeugender Beredsamkeit, daß der Rath durch Zuruf ihm seinen Beifall laut zu erkennen gab. Da nun Kritias wohl merkte, daß der Rath ihn freisprechen würde, so trat er zuerst zu den Dreißigen, sprach einige Worte mit ihnen, dann ging er hinaus und ließ die mit Dolchen bewaffneten Leute herein an die Schranken treten. Dann trat er wieder vor und sprach: „Ich glaube, daß ein Vorsteher, wie er sein soll, die Pflicht hat, wenn er sieht, daß seine Freunde hintergangen werden, dieß nicht zu dulden. So werde nun auch ich handeln. Diese Leute, die hier vor uns stehen, erklären, daß sie es nicht dulden werden, wenn wir den Mann frei lassen, der offenbar die bestehende Regierung stürzen will. Nun ist aber in den neuen Gesetzen enthalten, daß von denen, welche unter der Zahl der Dreitausend sind, Niemand ohne eure Zustimmung hingerichtet werden soll; daß hingegen die Dreißig Vollmacht haben sollen, Leute, die nicht auf jener Liste stehen, zu tödten. Ich streiche nun den Theramenes mit euer aller Zustimmung aus der Liste aus. Und so verurtheilen wir ihn denn zum Tode.“ Als dieß Theramenes hörte, sprang er zu dem Altare und rief den Schutz der Gesetze an, welche es dem Kritias nicht verstatteten, ihn von der Liste zu streichen. Aber die Gerichtsdiener traten ein und rissen ihn auf Befehl vom Altar, um ihn zum Tode zu führen. Nochmals beschwor er Götter und Menschen. Aber der Senat verhielt sich ruhig, aus Furcht sowohl vor den Bewaffneten an den Schranken, als vor den Schutz-

wachen, womit der Vorplatz besetzt war. Also wurde Theramenes weggeführt und erlitt die Todesstrafe.

Von nun an glaubten die Dreißig, ganz ungescheut ihre Gewalt ausüben zu dürfen und fuhren fort, Leute von der Zahl derer, die nicht auf der Liste standen, zu verhaften. Da wanderte aus, wer konnte, wann er Gefahr fürchtete, und so füllte sich Megara und Theben von Flüchtlingen.

Von Theben aus zog Thrasybulus mit einer Schaar von siebzig Verbannten heran und besetzte den festen Platz Phyle, der an der Nordgrenze von Attica lag. Die Dreißig rückten nun nebst den Dreitausend und der Reiterei aus der Stadt und berannten den Platz, aber vergebens; und da plötzlich ein tiefer Schnee fiel, der sie an einer förmlichen Belagerung hinderte, so zogen sie mit Verlust wieder nach Haus. Darauf schickten sie die Laconische Besatzung nebst Reiterei aus, und diese lagerten sich in der Nähe von Phyle, um jene zu bewachen und vom Plündern abzuhalten. Da indessen die Zahl der Vertriebenen in Phyle auf siebenhundert herangewachsen war, so machte Thrasybulus einen Ausfall und trieb jene mit großem Verlust in die Stadt zurück.

Jetzt hielten die Dreißig ihre Macht für nicht mehr sicher begründet; um daher im Nothfall einen Zufluchtsort zu haben, entschlossen sie sich, Eleusis durch einen Gewaltstreich in Besitz zu nehmen. Sie zogen daher mit der Reiterei dahin, hielten eine Reitermusterung und unter dem Vorwand, um zu wissen, ob ihre Besatzung stark genug sei, befahlen sie, daß Alle sich sollten aufschreiben lassen, und sowie Jeder seinen Namen angegeben hätte, sollte er durch ein Pförchen, das zum Meere führte, hinausgehen. An dem Ufer aber hatten sie Reiter aufgestellt, und so wie einer heraustrat, wurde er von den Gerichtsdienern gebunden. So wurden dreihundert Eleusinier gefangen genommen. Am folgenden Tage versammelten sie die Schwerbewaffneten, welche auf der

Liste standen, nebst den Reitern, und nachdem sie die Laconischen Schutzwachen in der Nähe in Waffen aufgestellt hatten, trat Kritias auf und befahl jenen, die Gefangenen zu verurtheilen. Dieselben gehorchten und die dreihundert Eleusinier wurden zum Tode geführt.

Hierauf besetzte Thrasybulus mit seiner Schaar, die sich bereits auf etwa tausend Mann belief, bei Nacht den Piräus. Als die Dreißig dieß vernahmen, rückten sie sogleich mit den Lacedämoniern, den Reitern und Schwerbewaffneten aus. Nun zogen jene, da der Umfang des Platzes für ihre geringe Anzahl, um alle Posten gehörig zu besetzen, zu groß war, sich nach dem Hügel Munychia zusammen. Ihre Gegner stellten sich in der Straße, welche dahin führte, in Schlachtordnung, deren Tiefe nicht weniger als funfzig Schilde betrug. Also rückten sie an. Ihnen gegenüber stellten sich die von Phyle, deren Anzahl sich bereits bedeutend vermehrt hatte, die Schwerbewaffneten nicht mehr als zehen Mann hoch, hinter diesen jedoch die Leichtbewaffneten und dann die Schleuderer also den Hügel hinan, daß sie leicht über ihre Vordermänner weg Lanzen und Pfeile und Steine schleudern, dagegen von jenen nur die vordern Reihen in den Kampf kommen konnten. Nachdem Thrasybulus ermunternde Worte zu ihnen gesprochen, stürzten sie auf den Feind, warfen ihn bald und verfolgten ihn bis in die Ebene. Hier fiel von den Dreißigen Kritias und etwa siebzig von den Uebrigen. Indem sie nun vertragsmäßig die Todten zur Bestattung auslieferten, näherten sie sich einander und Viele besprachen sich. Da erhob der Herold Kleokritus, einer der Verbannten, seine starke Stimme, und redete den Feinden zu, das abscheuliche Joch der Dreißig nicht mehr zu dulden, und nicht länger gegen ihre Mitbürger, die so oft gemeinsam mit ihnen für Freiheit und Vaterland gestritten hätten, die Waf-

fen zu erheben. Als dieß die feindlichen Anführer hörten, beeilten sie um so mehr den Rückzug in die Stadt.

Am folgenden Tage saßen die Dreißig sehr niedergeschlagen und verlassen in der Rathsversammlung. Von den Dreitausend aber waren zwar die, welche irgend gewaltthätig gehandelt hatten, noch für sie gestimmt und wollten denen im Piräus nicht nachgeben, die aber, welche sich keines Vergehens bewußt waren, bedachten, daß sie nicht nöthig hätten, solches Ungemach sich gefallen zu lassen und erklärten, man solle den Dreißig nicht gehorchen, noch ihnen gestatten, die Stadt zu Grunde zu richten. Endlich setzten sie jene ab, und wählten an ihre Stelle zehen Männer; die Dreißig zogen nach Eleusis ab. In der Stadt, wo nun die Zehen nebst den Reiteroberſten an der Spitze standen, herrschte große Verwirrung und gegenseitiges Mißtrauen. Die im Piräus aber nahmen an Anzahl täglich zu, bewaffneten sich besser und nachdem sie auch einige Reiterei hatten, zogen sie bei Tage aus und machten Streifzüge auf Lebensmittel und brachten die Nacht wieder im Piräus zu. Von der Stadt rückte Niemand gegen sie aus, nur die Reiter suchten sie am Plündern zu stören.

Es schickten nun einerseits die Dreißig von Eleusis, andererseits die aus der Stadt Gesandte nach Lacedämon und baten um Hülfe. Lysander wußte es dahin zu bringen, daß er mit Landtruppen und sein Bruder Libys mit einer Flotte ausgesendet wurde. Nun rückte er nach Eleusis und sein Bruder schnitt denen im Piräus die Zufuhr zur See ab, so daß diese bald wieder in Noth und Verlegenheit geriethen und denen in der Stadt der Muth wuchs. Unterdessen geschah es, daß der König Pausanias, welcher dem Lysander den Ruhm der Unternehmung mißgönnte, ebenfalls mit einem Heere heranrückte. Als derselbe angekommen war, forderte er die im Piräus auf, auseinander zu gehen, Jeder in seine Heimath. Da sie nicht Folge leisteten, so

rückte er so weit vor, als nöthig war, um Lärm zu machen, damit man es nicht merkte, wie sehr er ihnen gewogen sei. Am folgenden Tage rückte er mit verstärkter Mannschaft aus, um zu untersuchen, wo man mit Belagerungswerken beikommen könnte. Als er bei seinem Abzug beunruhigt wurde, trieb er die Leichtbewaffneten zurück und verfolgte sie bis in den Piräus. Hier aber kam er ins Gedränge und mußte sich vor den Schwerbewaffneten unter Thrasybulus zurückziehen. Nun rückte er in dichtgedrängten Reihen zum zweitenmal vor und trieb die Athener in die Flucht und tödtete ihnen an hundert und funfzig Mann. Pausanias errichtete ein Siegeszeichen, unterrichtete jedoch die im Piräus durch geheime Sendungen, mit welchen Vorschlägen sie Gesandte an ihn und die Ephoren schicken sollten. Diesen Rath befolgten sie. Auch stiftete er Uneinigkeit unter Denen in der Stadt und forderte sie auf, sich in möglichst großer Anzahl zusammen zu rotten und an ihn und die Seinigen mit der Erklärung zu wenden, daß sie den Krieg mit Denen im Piräus für überflüssig ansähen und verlangten, beide Theile sollten sich aussöhnen und Freunde der Lacedämonier bleiben. Darauf ließ Pausanias Gesandte sowohl aus der Stadt als aus dem Piräus nach Sparta abgehen. Von da wurden funfzehn Männer gesendet, um in Verbindung mit Pausanias die Versöhnung zu vermitteln. Dieselbe kam zu Stande unter der Bedingung, daß Jeder in seine Heimath und zu seinem Eigenthum sich begebe mit Ausnahme der Dreißig, der Eilfer und der zehen gewesenen Vorsteher im Piräus. Darauf entließ Pausanias sein Heer und die vom Piräus zogen auf die Burg. Die Athener aber hielten sich wieder an ihre alte Verfassung.

15.

Die Schlacht bei Kunaxa und Verrätherei gegen die Häupter der zehntausend Griechen.

(401.)

Cyrus der Jüngere, Bruder des Perserkönigs Artaxerxes Mnemon, ein Mann von seltenen Herrschergaben, machte seinem Bruder den Besitz des Thrones streitig. Zum Statthalter von Lydien, Phrygien und Cappadocien bestellt, sammelte er unter andern Vorwänden ein großes Heer und zog damit in das Innere des Reichs. Dasselbe bestand aus hunderttausend Barbaren, nebst zwanzig Sichelwagen und dreizehntausend geworbenen Griechen unter Anführung des Klearchus, welche den Kern und die Blüthe des Heeres bildeten. Als dasselbe nur noch einige Tagemärsche von Babylon entfernt war, traf es mit dem Heere des Königs zusammen, das aus einer Million und zweimalhunderttausend Mann zu Fuß, nebst zweihundert Sichelwagen und sechstausend Reitern bestand.

In dieser Gegend stieß Cyrus auf einen breiten und tiefen Graben mit Verschanzungen, der quer vom Tigris zum Euphrat zog und nur einen schmalen Durchgang neben letzterem Flusse frei ließ. Da er den Paß und die Verschanzungen unbesetzt fand, und weiterhin die Spuren von Menschen und Thieren anzeigten, daß des Königs Heer sich zurückzog, so wurde Cyrus sorgloser und der größte Theil seines Heeres zog ohne Ordnung einher. Da ging es nun gewaltig durcheinander und in größter Eile waffneten und ordneten sich die Truppen. Klearchus mit den Griechen stand am Euphrat auf dem rechten Flügel; auf dem linken

Ariäus, der angesehenste von des Cyrus Unterbefehlshabern; in der Mitte befand sich Cyrus mit sechshundert Reitern, die trefflich mit Panzern, Beinharnischen und Helmen bewehrt waren, nur Cyrus selbst ohne Helm. Während das Heer sich nach und nach aufstellte, zogen die Feinde in gerader Linie heran in geschlossenen Vierecken und nach Völkerschaften geordnet. Den linken Flügel bildeten Reiter in weißen Panzern unter Tissaphernes: auch auf dem rechten waren Reiter und Bogenschützen, in der Mitte Schwerbewaffnete, und voran fuhren in weiten Zwischenräumen die Sichelwagen, um damit die Reihen der Gegner zu brechen. Der König mit allen Anführern befand sich in der Mitte, welche schon weit über des Cyrus linken Flügel hinausreichte.

Als die Heere sich nahe waren, erhoben die Griechen ihren Schlachtgesang und rückten im Sturmschritt auf die Feinde los, während sie mit den Lanzen an die Schilde schlugen. Bevor man aber noch in Schußweite kam, wandte sich die feindliche Reiterei zur Flucht und die Griechen verfolgten sie in geschlossenen Reihen. Die Sichelwagen rannten um ohne Lenker, theils durch die Feinde selbst, theils gegen die Griechen, die ihnen, sowie sie solche kommen sahen, Bahn machten, so daß sie nicht den mindesten Schaden zufügten. Schon wurde Cyrus von seiner Umgebung als König begrüßt. Er aber beobachtete, ohne an der Verfolgung Theil zu nehmen, die Bewegungen des Königs, und als er sah, daß dieser eine Schwenkung machte, um sein Heer zu überflügeln und einzuschließen, brach er mit seinen sechshundert Reitern auf die Feinde ein, warf Alles nieder, was vor dem Könige stand und trieb die sechstausend Reiter, die ihn umgaben, in die Flucht. Hierauf zerstreuten sich in der Hitze des Verfolgens auch die sechshundert Begleiter des Cyrus und nur sehr Wenige waren um ihn geblieben. Da erblickte er den König in seinem Gefolge, sprengte auf ihn los und verwundete ihn durch den Panzer in die Brust;

zugleich aber traf ihn Einer vom Gefolge des Königs unter das Auge, und wie er fiel, warfen sich seine Genossen über ihn, um ihn zu decken, und es entstand ein hitziger Kampf unter dem Gefolge. So blieben acht seiner vornehmsten Freunde über seinem Leichnam. Ein solches Ende nahm Cyrus, nach dem einstimmigen Urtheil Aller, die ihn kannten, seit Cyrus dem Aelteren unter allen Persern der würdigste, ein Diadem zu tragen.

Nach des Cyrus Fall hielt Ariäus mit seinen Leuten nicht mehr Stand, und floh durch das Lager hin zu dem Standorte, von dem sie ausgezogen waren. Artaxerxes aber eroberte das Lager und plünderte es, während die Griechen ihrerseits den Feind verfolgten, als hätten sie einen vollständigen Sieg gewonnen. Endlich hörten sie, daß der König ihr Lager plündere, und dieser erfuhr den Sieg der Griechen. Er sammelte daher seine Leute, stellte sie wieder in Schlachtordnung und rückte jenen entgegen, nachdem er den Tissaphernes mit seinen Leuten an sich gezogen hatte. Denn dieser war anfangs nicht geflohen, sondern hatte sich neben dem Flusse auf die Leichtbewaffneten der Griechen geworfen. Diese aber öffneten ihre Reihen, ließen ihn zwischen sich durch, und setzten ihm dann aus der Nähe und Ferne zu. Daher zog er sich wieder zurück und schloß sich an den König an, mit dem er nun vereint von Neuem heranrückte. Nun erhoben die Griechen den Schlachtgesang und drangen noch weit muthiger vor, als früher. Allein die Barbaren erwarteten sie nicht, sondern flohen noch viel eher, als das erstemal, und die Griechen verfolgten sie bis zu einem Dorfe. Hinter diesem sammelten sich die Königlichen wieder auf einem Hügel, als aber die Griechen auch hier vorrückten, flohen jene nach allen Richtungen hin. Da nun Klearchus von dem Hügel herab die allgemeine Flucht gewahrte, als die Sonne schon unterging, ließ er seine Truppen rasten. Voll Verwunderung indessen, daß sich Cyrus nirgends sehen ließ und

auch Niemand von seinem Gefolge, beschlossen sie, ins Lager zurückzukehren. Als sie hier ankamen, fanden sie all ihre Habe geplündert, und auch vierhundert Wagen mit Mehl und Wein beladen, welche Cyrus für sie bestimmt hatte, waren den Feinden in die Hände gefallen. So mußten sie denn, nachdem sie nicht zu Mittag gespeist hatten, nach den Anstrengungen des Tages die Nacht ohne Abendbrot zubringen.

Als sie am folgenden Morgen die Nachricht erhielten, daß Cyrus gefallen sei und Ariäus an der Spitze des übrigen Barbarenheeres im Begriff sei, nach Jonien zurückzuziehen, boten sie diesem an, als Sieger ihn auf den Thron von Persien zu setzen. Aber er lehnte es ab, da noch viele vornehme Perser seien, die ihn nicht als König dulden würden und forderte sie auf, sich beim Rückzug an ihn anzuschließen. Unterdessen waren Herolde vom König gekommen, der ihnen befehlen ließ, ihre Waffen auszuliefern. Darüber waren die Griechen insgesammt sehr entrüstet und bereit, lieber zu sterben, machten sie sich unverzüglich auf den Weg zu Ariäus, um mit ihm den Rückzug anzutreten. Als sie bei demselben ankamen, traten die Heerführer und Hauptleute zusammen und verbanden sich mit Ariäus und den vornehmsten Persern durch einen Eid, sich einander nicht zu verrathen, sondern treulich beizustehen. Die Perser schwuren ferner, redliche Wegweiser zu sein. Darauf traten sie den Rückzug an. Der Weg aber von da bis nach Ephesus in Jonien betrug drei und neunzig Tagemärsche.

Noch am ersten Tage kamen sie in die Nähe des königlichen Lagers. Der König gerieth über ihren Anzug in Schrecken und schickte Herolde, um ihnen Waffenstillstand anzubieten. Klearchus, der eben das Heer musterte, das er in Schlachtordnung aufziehen ließ, nahm einen hohen Ton an und sagte, es könne nicht eher von Waffenstillstand die Rede sein, bis seine Truppen

mit Lebensmitteln versorgt seien. Der König ging die Bedingung ein, für ihren Unterhalt zu sorgen, und nun erst ließ sich Klearchus auf die Unterhandlung ein. Als nun Tissaphernes die Frage stellte, warum sie gegen den König die Waffen geführt, antwortete Klearchus: „Wir kamen nicht nach Asien, um gegen den König Krieg zu führen, sondern Cyrus brauchte allerlei Vorwände, uns bis hieher zu führen. Als wir später seine Absicht erfuhren, schämten wir uns, ihn in der Noth im Stiche zu lassen. Nun aber nach seinem Tode haben wir keinen Grund zur Feindschaft gegen den König und wünschen nur unangefochten in unsere Heimath zurückzukehren.“ Darauf wurde die Uebereinkunft geschlossen, daß die Griechen von Tissaphernes geleitet, sicher, wie durch Freundesland und friedlich nach ihrer Heimath zögen: Lebensmittel, welche die Perser zu stellen versprachen, sollten sie baar bezahlen; wo ihnen aber Nichts zu Markte gebracht würde, solle ihnen gestattet sein, das Nöthige aus dem Lande selbst zu nehmen. Als dieser Vertrag von beiden Theilen beschworen war, begab sich Tissaphernes wieder zum König und blieb über zwanzig Tage aus. Unterdessen kamen zu Ariäus seine Verwandten und brachten ihm vom Könige die Versicherung der Verzeihung, wenn er die Griechen verließe und zu seiner Pflicht zurückkehre. Von nun an zeigte dieser und seine Truppen eine auffallende Kälte gegen die Griechen, und als endlich Tissaphernes zurückkehrte und unter seinem Geleite der Zug begann, zog er mit diesem zusammen und schlug auch sein Lager bei ihm auf. Die Griechen schöpften daraus Verdacht und zogen getrennt mit eignen Wegweisern, immer in einiger Entfernung. Daraus entstand bald Argwohn und gegenseitige feindselige Stimmung. So zogen sie vorsichtig weiter an der Medischen Mauer vorbei, die aus Backsteinen gebaut, mit Erdharz verkittet, zwanzig Fuß breit und hun-

dert Fuß hoch, sich zwanzig Parasangen*) weit erstreckt, dann setzten sie bei der Stadt Sitare über den Tigris, von da gelangten sie nach Medien und zogen nun meist durch öde Gegenden, bis sie, zwanzig Tage seit ihrem Abzuge, an den Fluß Zabatus kamen. Hier machten sie drei Tage Halt.

Wiewohl der gegenseitige Argwohn nicht in offenbaren Feindseligkeiten sich zeigte, so hielt doch Klearchus fürs Beste, mit Tissaphernes eine Zusammenkunft zu halten, um wo möglich die Mißhelligkeit zu beseitigen. Dieser war dazu bereit, und als sie zusammenkamen, sprach Klearchus also:

„Ich weiß, Tissaphernes, daß wir uns durch Eidschwur und Handschlag verpflichtet haben, einander keinen Schaden zuzufügen: dennoch sehe ich, daß du uns wie Feinde bewachst, und wir, die wir dieß gewahren, sind dagegen auf unserer Hut. Da ich nun überzeugt bin, daß weder du uns Etwas zu Leide thun willst, noch auch wir dergleichen im Sinne haben, und da ich glaube, daß Mißverständnisse am besten durch offenes Besprechen beseitigt werden, so will ich dir beweisen, daß du keinen Grund zu Mißtrauen gegen uns hast. Erstens und hauptsächlich verbietet unser Eid, uns einander Feinde zu sein; denn wer diesen bräche, wie wollte der dem Zorn der Götter entfliehen? Alles allenthalben steht unter der Götter Allmacht. Sodann halte ich in unserer gegenwärtigen Lage dich für unsern größten Wohlthäter. Denn mit dir steht uns jedes Land offen, kein Fluß hemmt uns, kein Mangel drückt uns; ohne dich tappen wir allerwärts im Finstern, jeder Fluß setzt uns eine Schranke entgegen, Menschen drohen uns Gefahren, größere noch die Einöden. Wären wir also so wahnsinnig, dich zu tödten, dann würden wir unsers eignen Wohlthä-

*) Eine Parasange = 30 Stadien = ¾ deutsche Meilen.

ters uns berauben und mit unserm furchtbarsten Feinde, dem Könige selbst, zu kämpfen haben. Demnach, warum sollten wir nicht Alles aufbieten, um dich zum Freunde zu haben? Meine Hoffnung aber, daß auch du unser Freund sein willst, baue ich auf folgendes. Die Mysier, die, wie ich weiß, euch schwierig sind, getraue ich mir mit meinen Truppen euch zu unterwerfen; so auch noch andere Völker, die euch immer stören und belästigen, und zumeist die Aegyptier könnt ihr nicht besser züchtigen, als mit unserer Hülfe. Wir würden deine Macht und dein Ansehen bei Feind und Freund erhöhen, und wir würden dir nicht blos des Soldes wegen, sondern aus Dankbarkeit mit Ergebenheit dienen. Wenn ich nun dieß alles bedenke, kommt es mir unbegreiflich vor, daß du uns mißtrauen kannst, und gerne möcht' ich den Mann kennen, der dich zu überreden vermochte, daß wir Böses gegen dich im Schilde führen." Also sprach Klearchus und Tissaphernes erwiederte ihm:

„Es freut mich, Klearchus, so verständige Worte von dir zu hören. Damit du aber wissest, daß auch ihr keinen Grund habt, dem Könige und mir zu mißtrauen, so höre mich dagegen. Wenn wir euch verderben wollten, würde es uns dann wohl an Streitmitteln fehlen, ohne eigne Gefahr gegen euch zu kämpfen? Sind nicht die geeignetsten Plätze in unsern Händen? Welche Gefahren können wir euch in den Ebenen bereiten? Können wir nicht die Gebirge, welche ihr übersteigen müßt, besetzen, über die Flüsse euch den Uebergang wehren? Können wir nicht durch Verheerung der Ernten euch dem Hunger Preis geben, einem Feinde, gegen den all eure Tapferkeit nichts ausrichtet? Aus so vielen Mitteln und Wegen nun, euch ohne eigne Gefahr zu verderben, sollten wir wohl ein solches auswählen, das allein gottlos und schändlich ist, und durch Eidbruch gegen die Götter, durch Wortbruch gegen die Menschen sündigen? Nein, Klearchus, so thöricht, so unbe-

sonnen sind wir nicht. Vielmehr wünschte ich mich den Griechen als zuverlässigen Mann zu zeigen und die Truppen, welche dem Cyrus so treu gedient, durch Wohlthaten an mich zu fesseln."

Indem Klearchus diese Rede für aufrichtig und ehrlich hielt, antwortete er: „Da wir nun solche Gründe zur Freundschaft haben, sollten nicht die, welche den Saamen des Mißtraueus ausstreuen, die härteste Strafe verdienen?" Tissaphernes erwiederte: „Wenn ihr, Heerführer und Hauptleute, öffentlich zu mir kommen wollt, so will ich diejenigen nennen, die mir angaben, daß ihr gegen mich und mein Heer Böses im Sinne habt." — „Ich werde, versetzte Klearchus, Alle mitbringen, und dann auch diejenigen nennen, die mir ein Gleiches von dir berichten."

Nach dieser Unterredung war Tissaphernes sehr vertraulich gegen ihn, hieß ihn bleiben und zog ihn zur Tafel. Und als Klearchus am folgenden Tage ins Lager zurückkam, sah man wohl, daß er glaubte, den Tissaphernes für sich gewonnen zu haben. Nachdem er erzählt hatte, was jener zu ihm geredet, verlangte er, daß alle die, welche er dazu bestimme, mit ihm zu Tissaphernes gingen, damit diejenigen, welche der Verläumdung überwiesen würden, als Verräther bestraft würden. Dadurch wollte Klearchus sowohl das Heer sich geneigt machen, als auch seiner Gegner sich entledigen. Einige von dem Heere erwiederten nun zwar, man möge dem Tissaphernes nicht unbedingt vertrauen, und nicht alle Heerführer hingehen lassen. Aber Klearchus setzte durch eifrige Bemühung es durch, daß fünf Anführer und zwanzig Hauptleute mit ihm gingen in Begleitung von zweihundert Soldaten.

Als sie vor Tissaphernes Zelt ankamen, wurden die Anführer hineingerufen, die Hauptleute blieben außen. Darauf wurden auf ein gegebenes Zeichen die letzteren niedergehauen, die ersteren

gefangen genommen, später zum Könige gebracht und daselbst hingerichtet. Persische Reiter aber sprengten durch das Feld, und hieben alle Griechen, die ihnen aufstießen, zusammen.

16.

Befreiung Thebens durch Pelopidas.

(378.)

In Theben waren zwei Partheien, eine demokratische unter Ismenias und Androclidas, und eine aristokratische unter Archias, Leontidas und Philippus, die stritten hart wider einander, als gerade Phöbidas, ein Spartanischer Feldherr, auf dem Marsche nach der Stadt Olynthus mit einem Heere in der Nähe vorbeizog. Diesen wußten die Aristokraten, wiewohl Theben in Frieden mit Sparta war, zu bereden, daß er unvermuthet die Stadt überfiel und die Burg einnahm. Darauf ließen sie unter dem Schutze der Spartanischen Besatzung die Häupter der Gegenparthei hinrichten, Andere, darunter Pelopidas, verbannten sie und so seufzte die Stadt fünf Jahre unter dem harten Joche der Tyrannen. Die Spartaner nahmen zwar dem Phöbidas den Heeresbefehl, legten ihm auch eine bedeutende Geldbuße auf, aber dennoch behielten sie die Burg in Besitz. Ja sie forderten sogar die Athener auf, die Thebanischen Flüchtlinge, welche dort Aufnahme gefunden, aus ihrer Stadt zu entfernen. Diese aber wollten den Thebanern den Dank dafür, daß sie ihren Flüchtlingen unter Thrasybulus Vorschub geleistet, nicht schuldig bleiben, und kehrten sich nicht an die Aufforderung der Spartaner.

Unter den Ausgewanderten zu Athen war Pelopidas, aus einer angesehenen und reichen Familie, wiewohl einer der Jüng-

sten, doch am eifrigsten und thätigsten zur Befreiung seiner Vaterstadt bemüht. Er wußte seine Schicksalsgenossen zuerst einzeln für einen kühnen Plan zu gewinnen und dann in Gesammtheit zu einem Unternehmen gegen die Tyrannen zu begeistern. Darauf meldete er das Vorhaben heimlich den zurückgebliebenen Freunden zu Theben. Unter diesen war Charon, ein angesehener Mann, bereit, sein Haus zu heimlicher Versammlung herzugeben, Phyllidas wußte sich die Stelle eines Schreibers bei Archias zu verschaffen und Epaminondas hatte die Jugend durch Belebung ihres Selbstgefühls auf den Ringplätzen für die Wiedergewinnung der Freiheit empfänglich gemacht.

Nachdem Alles vorbereitet war, beschloß man, in Gesammtheit an die Thebanische Grenze zu ziehen und von da aus vorerst einige der Jüngeren vorauszuschicken. Zu diesem Wagniß erbot sich zuerst Pelopidas und an ihn schlossen sich dann andere Männer aus den angesehensten Familien an, welche durch gegenseitige Freundschaft eng verbunden, stets um den Preis der Ehre und Tapferkeit wetteiferten. Diese nun ihrer zwölf zusammen, begaben sich, nachdem sie es Charon gemeldet, in Jagdkleidern, mit Jagdgeräthe versehen und von Hunden begleitet auf den Weg, und durch Schneegestöber begünstigt schlichen sie sich, der Eine da, der Andere dort, noch bei Tage in die Stadt und kamen unbemerkt in Charons Haus an. Daselbst fanden sich in Allem ihrer acht und vierzig zusammen.

Phyllidas, der vertraute Schreiber, hatte den Archias und seine Genossen auf diesen Tag zu einem Gastmahl bei sich eingeladen, um ihrer, wenn sie von Lustbarkeit erschöpft und von Wein berauscht wären, desto leichter Herr werden zu können. Noch aber waren sie nüchtern und besonnen, als ein dunkles Gerücht von Ausgewanderten, die in der Stadt versteckt seien, zu ihren Ohren drang. Und obwohl Phyllidas dem Gespräch eine

andere Wendung gab, so schickte doch Archias einen Diener ab, den Charon sogleich zu rufen. Es war Abend und in Charons Hause traf man bereits alle Vorbereitungen zur Ausführung des Vorhabens. Plötzlich klopft es an die Thüre: Einer eilt hin und vernimmt des Archias Auftrag. Wie er diesen den Andern mittheilt, da meinen sie im Augenblick alle, ihr Anschlag sei entdeckt und sie seien insgesammt verloren. Doch wurde beschlossen, Charon, als ein Mann sonst mannhaft und unverzagt in der Gefahr, solle dem Auftrag Folge leisten und sich arglos stellen. Dieser, um seine Gäste sehr besorgt und tief bekümmert, es möchte Verdacht des Verraths auf ihn fallen, holte seinen Sohn, einen schönen blühenden Knaben, und gab ihn als Geisel in Pelopidas Hand. Die Verschwornen aber, gerührt durch sein Ehrgefühl und unwillig, daß er nur Einem von ihnen so elenden Argwohn zutrauen könne, baten ihn, seinen Sohn lieber in Sicherheit zu bringen, damit, wenn sie als Opfer ihrer Kühnheit fielen, er wenigstens gerettet würde, um der Stadt und den Freunden ein Rächer zu sein. Charon aber entfernte ihn nicht, indem er erklärte, es könne ihn kein schöneres Schicksal treffen, als gemeinschaftlich mit seinem Vater und dessen Freunden zu sterben. Darauf begab er sich hin zu Archias, sein Inneres zu verläugnen gefaßt. Als er an dessen Thüre kam, trat derselbe mit Philippus heraus und sprach: Ich höre Charon, daß sich Fremde in die Stadt eingeschlichen haben und bei Bürgern versteckt sind, die es mit ihnen halten. Charon, zuerst bestürzt, faßte sich doch bald und fragte, wer die Eingeschlichenen seien und wer ihre Hehler? Und als er des Archias Unsicherheit bemerkte, fuhr er fort: Laßt euch nur nicht durch ungegründetes Gerede beunruhigen! Indeß ist es doch gerathen, Nichts gering zu achten, und ich will mich daher auch auf Kundschaft legen. Diesen Worten zollte Phyllidas, der dabei stand, Beifall und nachdem er den Archias wie-

der hineingeführt hatte, schenkte er ihm vom Besten tüchtig ein und benahm ihm alle weitere Besorgniß. Noch aber drohete eine größere Gefahr. Archias erhielt von einem Gastfreunde in Athen einen Brief, worin nicht bloßer Verdacht geäußert, sondern der ganze Anschlag entdeckt wurde: und der Bote, welcher ihn überbrachte, fügte mündlich hinzu, der Inhalt sei von Wichtigkeit, drum möge er ihn gleich lesen. Doch Archias, der jetzt trunken war, sagte lächelnd: „Auf morgen die Sorgen!" und damit schob er den Brief unter sein Kissen, während Phyllidas fortfuhr, ihn durch Gespräch zu zerstreuen.

Als endlich die passende Zeit erschien, brachen die Verschwornen in zwei Abtheilungen auf, Pelopidas und Damoklidas gegen Leontidas und Hypates, die nahe bei einander wohnten; gegen Archias und Philippus aber Charon und Mellon, in Frauenkleidern über den Harnischen, und dichte Kränze auf dem Kopf, um ihr Gesicht unkenntlich zu machen. Wie diese an der Thüre des Saales erschienen, erhub die trunkene Gesellschaft, die sie für Frauen hielten, ein lautes Händeklatschen. Alsbald aber zogen jene die Schwerter und stürzten auf Archias und Philippus ein und hieben sie nieder, und die von den Andern nicht, wie Phyllidas ihnen rieth, ruhig am Platze blieben, wurden mit denselben im Rausche erschlagen.

Pelopidas aber mit seinen Genossen hatte einen härteren Stand; denn Leontidas war ein starker Mann und nicht, wie jene, berauscht. Da er bereits schlief, fanden sie sein Haus verschlossen und sie mußten lange pochen. Als ihnen endlich geöffnet wurde, stürzten sie alle mit einander hinein, und über den Pförtner weg, gerade auf Leontidas Schlafzimmer. Dieser, aus dem Lärm die nahe Gefahr vermuthend, sprang vom Bette auf und stellte sich mit gezücktem Schwert den Eindringenden entgegen. Den Ersten, der hineinkam, stach er sogleich nieder; dann aber

wurde er mit Pelopidas handgemein, der keinen leichten Kampf zu bestehen hatte, doch endlich die Oberhand gewann. Darauf begaben sie sich schnell in des Hypates Haus, drangen auf gleiche Weise ein, und da er schon zu den Nachbarn geflüchtet war, folgten sie ihm auf der Ferse nach und erlegten ihn.

Als sich nach vollendetem Werke beide Abtheilungen wieder vereinigt hatten, schickten sie vorerst Boten ab zu der Schaar der übrigen Verbannten, die an der attischen Grenze ihrer harrten: dann riefen sie die Bürgerschaft zur Freiheit auf und nahmen, um sie zu bewaffnen, Rüstungen und Waffen aus den Werkstätten und Hallen weg, wo sie deren habhaft wurden. Jetzt führte ihnen auch Epaminondas und Gorgidas eine tüchtige Schaar Bewaffneter zu Hülfe. Bereits war die ganze Stadt in Aufruhr, überall Lärmen und Licht um die Häuser und allgemeines Hin- und Herrennen. Noch aber war die Menge nicht versammelt: sondern voll Furcht und Besorgniß erwartete Jeder den Morgen. Aber auch die Spartanische Besatzung, die an funfzehnhundert Mann stark war, hielt sich ruhig auf der Burg. Mit Tagesanbruch waren die übrigen Verbannten von der Grenze schon angelangt und das Volk versammelt. Da führte Epaminondas, in Begleitung der Priester, welche die Bürger zur Freiheit und die Götter zur Hülfe aufriefen, den Pelopidas und seine Freunde in die Volksversammlung herein. Und bei dem erhebenden Anblick stand die Gemeinde auf und begrüßte die Männer mit Händeklatschen und Zuruf als Retter und Wohlthäter.

Sogleich dann belagerte Pelopidas, nebst Charon und Mellon vom Volke zu Kriegsobersten erwählt, die Burg und bedrängten die Besatzung so arg, daß sie bald gegen freien Abzug dieselbe räumte, kurz vor Ankunft des zum Entsatz heraneilenden Heeres, dem sie bei Megara begegneten.

17.

Timoleon, Befreier von Syracus und Wohlthäter Siciliens.

(345 — 337.)

Dionysius, Tyrann von Syracus, war durch Dion vertrieben worden. Aber bald darauf fiel der Befreier durch Meuchelmord und die Stadt bald diesem, bald jenem Tyrannen dahin gegeben, litt durch Partheiwuth und Anarchie außerordentlich. So gelang es denn dem Dionysius im zehnten Jahre nach seiner Vertreibung, durch eine Schaar Söldner den damaligen Herrn von Syracus zu verjagen und die höchste Gewalt von Neuem an sich zu reißen. War er ohnedieß nicht von mildem Charakter, so zeigte er sich nunmehr zur äußersten Härte gereizt und die arme Stadt empfand sein Joch drückender als früher. Daher wandten sich die Edelsten und Angesehensten um Beistand an Hicetas, Tyrannen von Leontini.

Da nun aber die Karthager, um diese Gelegenheit zu Eroberungen zu benutzen, mit einer großen Flotte herüber kamen, so riefen die Syracuser in doppelter Bedrängniß ihre Mutterstadt Korinth um Hülfe an, welche ihre Freiheitsliebe und ihren Tyrannenhaß schon öfters bewährt hatte. Die Korinther waren auch sogleich bereit, ihnen schleunig Beistand zu senden, und zum Anführer der Hülfstruppen ernannten sie den Timoleon.

Dieser war ein Mann von angesehener Familie, mit ausgezeichnetem Talent für die Kriegführung begabt, und von seltener Milde des Charakters, doch von glühendem Tyrannenhaß beseelt. Sein Bruder Timophanes hatte, als ein tapferer und unterneh-

mender Mann öfters an die Spitze des Heeres gestellt, einmal dieß Zutrauen mißbraucht und sich zum Tyrannen seiner Vaterstadt aufgeworfen. Von schmerzlicher Betrübniß ergriffen, versuchte Timoleon alles Mögliche, ihn durch Bitten und Vorstellungen zu bewegen, daß er sein Unrecht wieder gut mache und seinen Mitbürgern die Freiheit wieder gäbe. Als aber dieß Alles vergeblich war, verband er sich mit zwei Vertrauten und war diesen behülflich, seinen Bruder niederzustoßen. Als diese That doch mannichfachen Tadel erfuhr und seine Mutter gräßliche Verwünschungen gegen ihn ausstieß, so versank er in tiefe Schwermuth und wollte sich anfänglich durch Hunger tödten, dann aber zog er sich ganz von öffentlichen Geschäften zurück. In dieser Zurückgezogenheit lebte er bereits zwanzig Jahre, als ihm der Auftrag, den Syracusern Hülfe zuzuführen, zu Theil ward, den er auch bereitwillig übernahm.

Unterdessen war Hicetas, welcher an der Korinthischen Hülfe gar keinen Gefallen hatte, in offenes Bündniß mit den Karthagern getreten, um mit ihnen gemeinschaftlich den Dionysius zu verjagen und selbst Tyrann in Syracus zu werden. Darum schrieb er den Korinthern, sie möchten nur die Mühe und den Aufwand einer Fahrt nach Sicilien sparen, da die Karthager, mit welchen er wegen ihrer Zögerung einen Bund geschlossen habe, mit ihrer großen Flotte ihnen wehren würden. Dieser Brief erregte allgemeinen Unwillen, so daß nun die Rüstungen zur Abfahrt mit verdoppeltem Eifer betrieben wurden. So fuhr denn Timoleon mit zehen Schiffen ab und gelangte bald an die Italische Küste nach Rhegium. Hier traf er unerfreuliche Nachrichten aus Sicilien. Hicetas hatte den Dionysius in einem Treffen besiegt, Syracus größtentheils eingenommen und den Tyrannen in die Burg und den Stadttheil, welcher die Insel genannt wird, eingeschlossen, wo er ihn belagerte, während die Karthager es auf

sich genommen hatten, Timoleon von der Insel abzuhalten. Diese schickten also dreißig Kriegsschiffe nach Rhegium, worauf sich Gesandte des Hicetas an Timoleon befanden, die ihn persönlich zu demselben einluden, ihn aber aufforderten, seine Schiffe und Soldaten nach Korinth zurückzusenden. Waren gleich seine Leute voll Erbitterung über solchen Hohn und voll Besorgniß für die Syracuser, welche dem Verrath zum Opfer fallen sollten; so erschien es doch offenbar unmöglich, hier die doppelt so starke Flotte der Karthager, welche ihnen den Weg versperrte und dort die Truppen des Hicetas zu besiegen. Aus dieser Verlegenheit zog sich Timoleon, unterstützt von den Vorstehern der Rheginer, welche die Nachbarschaft der Karthager fürchteten, durch einen schlau angelegten Plan. Er that, als füge er sich in ihre Forderungen, äußerte jedoch den Wunsch, zu seiner eignen Sicherheit seine Erklärung vor dem versammelten Volke der Rheginer abzugeben. Es ward also eine Volksversammlung gehalten bei verschlossenen Thoren, um die Bürger von jedem andern Geschäft abzuhalten: dann traten die Vorsteher auf und hielten weitläufige Reden, immer über denselben Gegenstand, nur zu dem Zwecke, die Zeit leer hinzubringen, bis die Schiffe der Korinther abgesegelt waren. Die Karthager ließen sich ohne Argwohn in der Versammlung hinhalten, weil auch Timoleon zugegen war und sich stellte, als wolle er im nächsten Augenblick auftreten und auch einen Vortrag halten. Als ihm aber heimlich gemeldet wurde, daß alle anderen Schiffe bereits abgefahren seien, schlich er sich davon und segelte eilig von dannen. Er landete auf Sicilien zu Tauromenium, wo er bei dem Fürsten Andromachus die beste Aufnahme fand.

Auf die Nachricht von Timoleons Ueberfahrt rief Hicetas eine Menge Karthagischer Schiffe zu sich, welche den Hafen einnahmen, während er die Stadt besetzt hielt und Dionysius die Burg. Timoleon aber hatte zu Tauromenium nicht mehr als

eintausend Mann, und die übrigen Städte, voll Mißtrauen gegen alle Führer von Soldatenschaaren, wiesen seine Aufforderungen, sich an ihn anzuschließen, ab. Nur zu Adranum, wo die Bürger in Zwiespalt waren, rief ihn die eine Parthei zu Hülfe, während die andere sich an Hicetas wendete. Beide Theile beeilten sich und kamen gerade zu gleicher Zeit vor der Stadt an, Hicetas mit fünftausend Mann, Timoleon mit zwölfhundert. Dennoch gewann dieser durch raschen Ueberfall einen glänzenden Sieg. Nun öffnete Adranum seine Thore und andre Städte folgten dem Beispiel: selbst das mächtige Katana trat in den Bund. Ja Dionysius selbst, der sich nicht länger mehr in der Burg halten konnte und den Hicetas als schmählich geschlagenen verachtete, Timoleon dagegen bewunderte, schickte Abgeordnete und bot sich mit der Burg zur Uebergabe an. Timoleon ließ vierhundert Mann in kleinen Abtheilungen hineinschleichen, welche die Burg mit allen Vorräthen in Besitz nahmen; unter andern fanden sie nicht weniger als siebenzigtausend Waffen vorräthig. Dionysius übergab auch die zweitausend Mann Soldaten, welche er noch hatte, versah sich mit Geld und begab sich mit wenigen Freunden, ohne daß Hicetas es gewahrte, in Timoleons Lager. Von hier wurde er nach Korinth geschickt, wo er den Rest seines Lebens in Verborgenheit hinbrachte.

Die Korinther aber, ermuthigt durch dieß außerordentliche Glück — denn erst fünfzig Tage war Timoleon auf Sicilien gelandet und schon hatte er die Burg gewonnen und Dionysius fortgeschickt — sendeten ihm zweitausend schwerbewaffnete Fußgänger und zweihundert Reiter zu Hülfe, die jedoch zu Thurii an der Italischen Küste durch die Karthagische Seemacht von der Ueberfahrt abgehalten wurden. Hicetas belagerte indessen die Burg und schnitt den Korinthern die Zufuhr ab. Timoleon's aber suchte er sich durch Meuchelmörder zu entledigen. Doch der

Himmel schützte sichtbar den edlen Mann: im Augenblick der Ausführung wurde das Vorhaben vereitelt und Timoleon gewann durch diese sichtbare Obhut der Götter nur an allgemeiner Verehrung. Nun rief Hicetas die ganze Karthagische Macht herbei. Mago erschien mit hundert und fünfzig Schiffen, nahm den Hafen von Syracus ein und schiffte sechzigtausend Mann Landtruppen aus, mit denen er die Stadt besetzte. Dabei befand sich die Korinthische Besatzung der Burg in sehr bedrängter Lage, da ihr die Lebensmittel ausgingen und die Häfen gesperrt waren. Dennoch schickte ihnen Timoleon von Katana aus Getreide in kleinen Fahrzeugen, welche sich besonders bei heftigem Winde zwischen den großen Schiffen der Karthagischen Flotte durchzuschleichen wußten. Als Mago und Hicetas dieß bemerkten, beschlossen sie, Katana zu erobern, und verließen Syracus mit dem Kerne ihrer Macht. Als nun die Belagerten von der Burg herab gewahrten, daß die zurückgebliebenen Feinde nachlässig und sorglos Wache hielten, machten sie einen plötzlichen Ausfall, schlugen jene in die Flucht, bemächtigten sich eines Theils der Stadt, der für den stärksten derselben galt, und sicherten sich diesen durch verstärkte Mauern und Schanzen, die ihn mit der Burg verbanden. Mago und Hicetas aber, die schon nahe bei Katana waren, kehrten, als sie Nachricht davon erhielten, unverrichteter Sache schleunig zurück.

Unterdessen waren die Korinthischen Hülfstruppen von Thurii aus zu Lande bis Rhegium gekommen, setzten, während der Karthagische Feldherr, der sie hier gar nicht erwartete, davon gesegelt war, sicher und leicht über die Meerenge und vereinigten sich mit Timoleon. Jetzt eroberte dieser zuerst Messene und rückte dann mit viertausend Mann gegen Syracus. Während hier die Heere gegenüber standen, verkehrten die beiderseitigen Miethsoldaten mit einander und die Korinther suchten die Griechen im feindlichen Heere zu bereden, daß sie nicht dazu beitragen möchten,

ein so herrliches Land unter die Gewalt der Barbaren zu bringen. Als sich solche Gerede weiter in Mago's Heer verbreiteten, schöpfte dieser Verdacht des Verrathes und segelte mit seiner gesammten Macht von dannen nach Afrika. Am folgenden Tage erschien Timoleon mit schlagfertigem Heere, theilte es in drei Theile und schlug durch gleichzeitigen Angriff von allen Seiten den Feind in die Flucht und eroberte die übrigen Theile der Stadt, ohne daß nur Ein Korinther fiel oder verwundet wurde. Darauf zerstörte Timoleon, nachdem er durch Herolde auch die Syracuser dazu zusammenberufen, die Burg und die Palläste der Tyrannen und gründete die Volksherrschaft auf den Trümmern der Tyrannei.

Noch aber war das Werk nicht vollendet. Die junge Freiheit hatte noch harten Kampf zu bestehen und die Stadt war durch die Wirren der Bürgerkriege fast verödet und leer von Bewohnern, welche theils umgekommen, theils geflüchtet waren. Timoleon schickte daher nach Korinth und bat um neue Ansiedler. Und die Korinther setzten ihren bisherigen Verdiensten die Krone auf, indem sie ohne alle eigne Ansprüche an die Stadt auf die uneigennützigste Weise gleichsam zum zweitenmal Gründer der Stadt wurden. Sie ließen bei den heiligen Kampfspielen und den besuchtesten Festversammlungen Griechenlands und in Kleinasien und auf den Inseln durch Herolde bekannt machen, daß sie die Gewaltherrschaft in Syracus zerstört, den Tyrannen vertrieben hätten und jetzt die vertriebenen Syracuser und übrigen Sicilier einlüden, die Stadt frei und unabhängig zu bewohnen. Dazu boten sie ihnen Führer und sichere Ueberfahrt an. Nun sammelte sich in Korinth eine große Anzahl der Flüchtigen und dazu gesellten sich Ansiedler aus Korinth und dem übrigen Griechenland, so daß ihrer nicht weniger als zehntausend nach Syracus überschifften. Unterdessen strömten Andere aus allen Gegenden Siciliens und

Unteritallens zu Timoleon zusammen, daß sich die gesammte Anzahl der neuen Ansiedler auf sechzigtausend belief.

Während also Syracus wieder neu auflebte, beschloß Timoleon auch die übrigen Städte zu befreien und die Gewaltherrschaft in Sicilien gänzlich auszurotten. Zuerst zog er gegen Hicetas und zwang ihn, dem Bündniß mit den Karthagern zu entsagen, seine Burgen niederzureißen und in den Privatstand zurückzutreten. Und als er nach einiger Zeit das Gelöbniß brach, zog er abermals gegen ihn und ließ ihn nebst seinem Sohne mit dem Tode büßen. Dann nahm er den Leptines, Tyrannen mehrerer kleinerer Städte, gefangen und schickte ihn nach Korinth.

Indessen setzten die Karthager nach Lilybäum über (340), mit einem Heere von siebenzigtausend Mann, zweihundert Kriegsschiffen und tausend Frachtschiffen, beladen mit Kriegsmaschinen, Streitwagen und ungeheuern Vorräthen. Mit dieser Macht wollten sie die Griechen mit einem Schlag aus ganz Sicilien treiben. Die Nachricht von der Landung dieses furchtbaren Heeres erregte in Syracus solche Bestürzung, daß von so vielen Tausenden kaum dreitausend den Muth hatten, sich bewaffnet um Timoleon zu sammeln, und von den viertausend Miethsoldaten zogen sich etwa eintausend feiger Weise zurück. Timoleon achtete es für Gewinn, daß diese Memmen vor der Entscheidung des Kampfs sich abgesondert hatten, die übrigen ermuthigte er durch ermunternde Worte und führte sie zu dem Flusse Krimessus, wo sich die Karthager zusammenzogen.

An dem Flusse angekommen, besetzte er mit seinem Heere einen Hügel, von dessen Gipfel man die ganze Macht des Feindes konnte heranziehen sehen. Dichter Nebel, der aus dem Flusse sich erhob, verhüllte anfangs die Ebene und ließ Nichts vom Feinde sichtbar werden: nur ein dumpfes, verworrenes Getöse drang aus der Ferne, beim Aufbruch eines so großen Heeres, zu

dem Hügel empor. Allmählich stieg der Nebel auf und lagerte sich in Wolken um die Gipfel der Berge, während die untere Gegend sich aufklärte: der Krimessus ward sichtbar und man gewahrte die Feinde, wie sie eben übersetzten, voran die Wagen, furchtbar zum Kampfe ausgerüstet, hinter diesen zehntausend Schwerbewaffnete mit weißen Schilden, dem Anscheine nach lauter geborne Karthager, hernach die übrigen Völkerschaften in verwirrtem Gedränge mitten im Uebergang begriffen. Da hieß Timoleon seine Soldaten hinabschauen und die Verwirrung betrachten und den Vortheil, der sich darbot, von der ganzen Menge nur so viel durch den Fluß abzutrennen, als sie selbst sich gegenüber haben wollten. Und sogleich schickte er die Reiterei ab, um ihre Reihen sich nicht gehörig ordnen zu lassen. Sodann zog er selbst in die Ebene hinab, stellte die anderen Sicilischen Griechen nebst den meisten Söldnern auf die Flügel, um sich in die Mitte aber die Syracuser nebst den streitbarsten der Miethstruppen und wartete zuerst eine Weile auf den Erfolg des Reiterangriffs. Als er aber sah, daß diese durch die Wagen, die vor der Schlachtordnung hin- und herrannten, gehindert waren, sich zu nähern, hob er den Schild empor und rief mit ungewöhnlich starker Stimme dem Fußvolk zu, ihm muthig zu folgen, ließ die Reiter sich seitwärts ziehen, um dem Feind in die Flanke zu fallen, dann stürzte er, die vorderste Reihe Schild an Schild zusammengedrängt, unterm Schmettern der Trompeten auf die Karthager. Diese hielten gegen dem ersten Angriff wacker Stand und die Geschosse prallten zurück von den eisernen Panzern und ehernen Helmen und an den vorgehaltenen Schilden. Als man aber zum Schwertkampf schritt, da plötzlich krachten von den Bergen her furchtbare Donnerschläge, flammende Blitze fuhren herab, und das um die Gipfel gelagerte finstere Gewölk senkte sich nieder auf das Schlachtfeld unter Sturm, Regen und Hagel, der den Griechen in den

Rücken, den Barbaren aber ins Angesicht schlug, während die unablässigen Blitze ihre Augen blendeten. Ueberdieß unbehülflich in ihrer schweren Rüstung blieben die Karthager eher im Morast stecken, wurden leichter zu Boden geworfen, und wenn sie einmal fielen, konnten sie sich nicht mehr aufrichten. Und dieß Ungemach wurde noch dadurch vermehrt, daß der Krimessus, ohnedieß vom Regen angeschwellt, durch die Menge der Uebersetzenden aus seinen Ufern gedrängt, das Feld überschwemmte und reißende Bäche aus den Schluchten der Berge die Fluthen verstärkten. Endlich, nachdem das erste Glied unter fortwährendem Regen den Griechen erlag, wandte sich die übrige Menge zur Flucht. Viele wurden in der Ebene eingeholt und niedergemacht, Andere kamen im Flusse mit den Uebersetzenden ins Gedränge und wurden von den Wellen fortgerissen, noch eine größere Anzahl, die den Hügel zu gewinnen suchte, wurde von den nachsetzenden leichten Truppen getödtet. Also fielen an zehntausend und darunter sollen dreitausend Bürger aus Karthago gewesen sein. Unermeßliche Beute wurde gemacht, denn nachdem sie über den Fluß gesetzt, fiel auch das Lager sammt dem Gepäcke in die Hände der Griechen. Sehr groß war die Zahl der Gefangenen, deren fünftausend öffentlich angegeben wurden; bei weitem den größten Theil aber behielten die Soldaten insgeheim für sich. Auch zweihundert Streitwagen wurden erbeutet. Prachtvoll war der Anblick, den Timoleons Zelt nach dem Siege darbot, wo außer der Masse anderer Leute eintausend Panzer von ausgezeichneter Arbeit und Schönheit und zehentausend Schilde zur Schau ausgestellt waren. Die schönsten Stücke der Beute schickte Timoleon zugleich mit der Siegesnachricht nach Korinth, als Weihgeschenke in die Tempel der Götter.

Im folgenden Jahre zogen die Karthager noch einmal dem Mamercus, Tyrannen von Katana, zu Hülfe, wurden abermals geschlagen und baten um Frieden, in welchem sie den Bund mit

dem Tyrannen entsagen mußten. Bald darauf wurde auch Mamercus nebst Hippo, Tyrann von Messene, gefangen und beide hingerichtet.

Auf diese Art also zerstörte Timoleon die Gewaltherrschaften und machte den Kriegen ein Ende. Ja auf der ganzen Insel, die er durch Elend verwildert und ganz verödet angetroffen hatte, verbreitete er Ruhe und Wohlbehagen, so daß zu neuem Anbau Fremde dahin schifften, von wo vorher die Einheimischen wegflüchteten. Dadurch stieg sein Ansehen zu solcher Höhe, daß kein Friedensschluß, keine Gesetzgebung, keine neue Ansiedelung, keine Staatsverfassung Beifall zu verdienen schien, wenn Timoleon nicht daran Theil nahm und gleich dem Meister die letzte Hand anlegte. Bei all diesen Thaten, die bei gerechter Schätzung Werke des beglückten Verdienstes zu nennen sind, war er so bescheiden, sie einzig dem Glücke und der göttlichen Fügung zuzuschreiben. Und wie er Alles glücklich geordnet hatte, zog er sich mit seiner Familie, die er aus Korinth kommen ließ, auf ein Landgut, das ihm die Syracuser als Ehrengeschenk auserlesen hatten, in die Stille des Privatlebens zurück, fern von den Unruhen Griechenlands, entzogen dem Neide ehrsüchtiger Mitbürger, im Genuß des beseligenden Gefühls, so viele Städte und Hunderttausende von Menschen durch seine Bemühung glücklich zu sehen. Dahin folgte ihm die ausgezeichnete Verehrung und Dankbarkeit der Syracuser bis ins späte Alter, da er erblindete. Auch da noch riefen sie ihn bei allen wichtigeren Verhandlungen in die Volksversammlung, um seinen Rath zu hören und empfingen ihn mit Jubel und Händeklatschen. Und als er starb, bewies die allgemeine Theilnahme des trauernden Volkes, daß seine glänzende Leichenfeier nicht eitles Gepränge war, sondern tiefgefühlter Tribut dankbarer, liebender Herzen.

18.

Die Schlacht bei Issus.

(333.)

Alexander der Große war (im J. 334) mit einem Heere von dreißigtausend Mann Fußvolk und fünftausend Reitern über den Hellespont gegangen und hatte mit ausgezeichneter persönlicher Tapferkeit gleich die erste Schlacht am Flüßchen Granicus gewonnen. In Folge dieses Sieges und seines klugen Benehmens hatte er leicht die Griechischen Städte in Kleinasien gewonnen: mit mehr Anstrengungen und Beschwerden war er durch die inneren und südlicheren Länder nach Cilicien gedrungen, wo er durch eine heftige Krankheit einige Zeit zu verweilen genöthigt war.

Unterdessen hatte König Darius ein ungeheures Heer von Babylon herangeführt. Mit mehr als sechsmalhundert tausend Streitern, außer dem Troß und dem Gefolge der Weiber, lagerte er bei Sochi in Syrien, etwa zwei Tagereisen von der Cilicischen Grenze, in einer weiten Ebene, die für die Größe des Heeres, so wie für die Reiterei besonders geeignet war. Diese vortheilhafte Stellung verließ er jedoch, gegen den Rath der ihn begleitenden Griechen; und irre geleitet durch seine Schmeichler, welche die durch Alexanders Krankheit entstandene Verzögerung ihm als Feigheit auslegten, führte er sein Heer um dieselbe Zeit durch die Amanischen Pässe nach Cilicien, wie Alexander, der seinen Gegner aufsuchte, durch die Syrischen Pässe in die Syrische Ebene rückte. Alexander konnte kaum seinen Ohren trauen, als er vernahm, daß Darius sich hinter seinem Rücken befinde und bereits die Stadt Issus besetzt habe. Sehr erfreut, daß er nun an einer Stelle zu

kämpfen habe, so vortheilhaft, wie er sich dieselbe kaum wünschte, benutzte er diesen Umstand geschickt, um den Muth und das Vertrauen seiner Truppen zu steigern, als habe ihm Gott seinen Gegner in die Hände gegeben. Sogleich ließ er die Soldaten sich durch Speise und Trank stärken, dann zog er während der Nacht wieder rückwärts, so daß er noch vor Tagesanbruch wieder im Besitz der Pässe war. Darauf ordnete er sein Heer zur Schlacht.

Darius glaubte seinen Feind auf der Flucht, als er plötzlich die Kunde von seiner Annäherung erhielt, und da er mehr zum Marsch, wie zum Kampf gerüstet war, so erregte diese Nachricht nicht geringen Schrecken. In Eile griff man zu den Waffen; aber selbst die Eile bei dem Hin- und Herlaufen und dem ordnungslosen Rufe zu den Waffen vergrößerte die Furcht. Einige eilten auf die nächste Anhöhe, um den Heranzug des Feindes zu beobachten: die Reiter schirrten ihre Rosse auf. Mangel an Einheit und Ordnung und das verwirrte Getöse machten die Bestürzung allgemein. Der rechte Flügel reichte ans Meer, der linke an das Gebirge. Hier ließ Darius vor allen Dingen eine Anhöhe besetzen, um, wenn er zugleich vom Meere aus vorrückte, den Feind von allen Seiten zu umringen. Sodann schickte er, um Zeit zur Aufstellung seiner Schlachtordnung zu gewinnen, eine Abtheilung von zwanzigtausend Mann nebst einer Anzahl Bogenschützen über den Fluß Pinarus, der beide Heere trennte, voraus: diese sollten einstweilen die Macedonier aufhalten, und, wenn das nicht möglich wäre, sich links auf das Gebirge zurückziehen, um von da die Feinde unvermerkt zu überflügeln. So klug dieser Plan ausgedacht war, so kam er doch nicht zur Ausführung. Die Truppen hatten theils nicht Muth genug, den Befehl zu vollziehen, und die ihn auszuführen suchten, thaten es ohne Erfolg. Das Persische Heer war in folgender Ordnung aufgestellt. Den rechten Flügel deckte die Reiterei, nebst etwa zwanzigtausend Schleuderern und

Bogenschützen. Auf demselben Flügel standen dreißigtausend Griechische Söldlinge, ohne Zweifel der Kern des Heeres, welcher der Macedonischen Phalanx *) gewachsen war. Den linken Flügel bildeten zwanzigtausend Mann Barbaren zu Fuß: die Reserve bestand aus den streitbarsten Truppen. Den König selbst begleiteten auf demselben Flügel seine Leibwache, dreitausend Reiter und vierzigtausend Mann zu Fuß, alles auserlesene Schaaren. Darauf folgten die Hyrkanischen und Medischen Reiter und an diese reiheten sich rechts und links die übrigen Völkerschaften. So war der ganze Raum, so weit er zwischen dem Gebirg und dem Meere zugänglich war, mit Truppen angefüllt. In der Mitte befanden sich des Darius Gemahlin und Mutter nebst den übrigen Frauen.

Alexander stellte den Kern seiner Truppen, die Macedonische Phalanx, voran. Den rechten Flügel hatte Nicanor, Parmenio's Sohn, inne: diesen zunächst standen Conus und Perdiccas und Ptolemäus und Amyntas, mit ihren Schaaren. Auf dem linken Flügel befanden sich Kraterus und Parmenio, aber jener diesem untergeordnet. Die Reiterei war auf beiden Flügeln aufgestellt, auf dem rechten die Macedonier nebst den Thessaliern, auf dem linken die Peloponnesier; vor dieser Schlachtordnung war eine Abtheilung Schleuderer und Bogenschützen, nebst den leichtbewaffneten Kretern und Thraciern. Die Agrianer, die erst kürzlich aus Griechenland angekommen waren, ließ er gegen die von Darius gleich anfangs besetzte Anhöhe zu seiner Rechten anrücken; um aber von dieser die Schlachtordnung so weit als möglich fern zu halten, hatte Parmenio den Befehl, das Heer ganz nahe an's Meer rücken zu lassen. Aber jene hielten weder gegen seine anrückenden Truppen Stand, noch wagten sie dieselben zu umgehen,

*) Der Kern des Fußvolks, der in dichter Masse, gewöhnlich 16 Mann tief, aufgestellt war.

sondern flohen beim ersten Anblick der Schleuderer davon, wodurch Alexander die eine Flanke frei bekam. So rückte Alexander anfangs in einer Tiefe von zweiunddreißig Mann vor; denn die Enge gestattete nicht, die Reihen weiter auszudehnen. Allmählich darauf, so wie der Raum sich erweiterte, ließ er immer mehr Abtheilungen des Fußvolks in die Linie einrücken und die Reiterei auf beiden Flügeln sich anschließen.

Jetzt waren sich beide Heere im Angesicht, als sie, die Perser zuerst, ein furchtbares Schlachtgeschrei erhoben, das an den Felsen und Wäldern der Gebirge verstärkt wiederhallte. Alexander, vor den ersten Reihen einherreitend, hemmte das allzu große Ungestüm seiner Truppen und redete sie an, wie es dem verschiedenen Charakter der Truppen angemessen war. Die Macedonier erinnerte er an ihre bereits bewährte Tapferkeit und zeigte ihnen als Ziel die Eroberung Asiens bis nach Indien, als Lohn die Beute des reichen Orients: wie leicht ihnen diese zufallen werde, dafür bürge ihnen der Sieg am Granicus, dafür die Unterwerfung so vieler Städte und Völker bis hieher. Den Griechen rief er die seit Darius und Xerxes von den Persern erlittenen Angriffe ins Gedächtniß, die Zerstörung ihrer Tempel, die Verwüstung ihrer Städte. Den Illyriern aber und Thraciern zeigte er den reichen Schmuck, wovon das feindliche Heer strotzte, als Beute, die ihnen die Weichlinge entgegenbrächten, und die Aussicht auf die gesegneten Fluren Persiens, die sie mit den nackten Felsen ihrer ärmlichen Heimath vertauschen würden. Als sie in den Schußbereich gekommen waren, eröffneten die Persischen Reiter muthig den Angriff gegen den feindlichen linken Flügel; denn Darius wünschte durch die Reiterei den Hauptschlag zu thun, da er die Phalanx für den Kern des Macedonischen Heeres hielt. Und schon wurde auch Alexanders rechter Flügel umgangen. Als dieser es gewahrte, schickte er zwei Schwadronen Reiter gegen den Berg zu seiner Rechten, auf den

linken Flügel aber schickte er die Thessalischen Reiter insgeheim im Rücken seiner Linien dem Parmenio, der mit einer bedeutend überlegenen Anzahl zu kämpfen hatte, zu Hülfe. Jetzt stürzten sie selbst von allen Seiten auf das Persische Hauptheer in der Mitte, und kämpften vortrefflich; aber dicht zusammengedrängt hatten sie nicht Raum genug, die Wurfspeere zu schleudern: wenige trafen, aber kraftlos verwundeten sie nicht, die meisten fielen ohne zu treffen nieder. Rasch wurden also die Schwerter gezogen und nun begann ein entsetzliches Blutbad. Beide Heere trafen so hart wider einander, daß Waffen an Waffen schlugen, die Spitzen der Schwerter ins Angesicht reichten. Keinen Feigen oder Furchtsamen war es möglich, zu weichen: Fuß an Fuß, wie im Zweikampf, behaupteten sie dieselbe Stelle, bis sie durch Siegen sich kaum Raum schafften. Erst über die feindlichen Leichen konnte man vorwärts dringen. Dann aber empfing die Ermüdeten ein neuer Feind, und die Verwundeten konnten nicht, wie sonst gewöhnlich, die Reihen verlassen, da von vorne der Feind drängte, von hinten die eigenen Leute.

Alexander, der sich persönlich wie ein gemeiner Soldat der Gefahr aussetzte, suchte seinen königlichen Gegner zum Zweikampf, der hoch auf seinem Wagen hervorragte. Als dessen Bruder Oxathres, der durch seine Rüstung, wie durch seine Körperstärke alle übertraf und an Muth und Liebe zu seinem Bruder Keinem nachstand, — den Alexander eindringen sah, warf er sich mit seiner Reiterschaar vor des Königs Wagen, und bewährte ganz besonders in dieser Schlacht seinen Ruhm der Tapferkeit. Aber die Macedonier, welche den König umgaben, stürzten, durch gegenseitigen Zuruf sich ermunternd, mit ihm auf die feindliche Reiterschaar. Und da entstand ein Gemetzel, daß Leichen auf Leichen sich thürmten. Vor des Darius Augen starben die angesehensten Führer den rühmlichsten Tod, alle, wie sie kämpfend gefallen wa-

ren, das Antlitz zur Erde gekehrt, die Brust mit Wunden bedeckt: und um sie haufenweise die Leichen der Gemeinen. Auch die Macedonier zählten zwar nicht Viele, aber ihre Tapfersten unter den Todten. Alexander selbst empfing an der rechten Hüfte eine leichte Wunde. Und schon waren die Rosse an Darius Wagen von Lanzen durchbohrt und wüthend vor Schmerz im Begriff das Joch abzuschütteln und den König aus dem Wagen zu schleudern, als er, um nicht lebend den Feinden in die Hände zu fallen, herausprang und ein Pferd, das zu diesem Zweck in der Nähe war, bestieg und davon floh, indem er selbst die Abzeichen seiner königlichen Würde von sich warf. Dieß war das Zeichen zu allgemeiner Flucht. Jeder suchte zu entkommen, wo und wie es ihm möglich schien, und warf die Waffen weg, die er eben noch zu seiner Wehr gebraucht hatte. Die Fliehenden verfolgte des Parmenio Reiterei, denn nach dessen Flügel waren sie alle hin geflohen.

Aber auf dem rechten Flügel setzten die Perser den Thessalischen Reitern arg zu. Und bereits war der eine Flügel durch ihren stürmischen Angriff geworfen, als die Thessalier mit einer raschen Wendung ihrer Pferde wieder ins Treffen zurückkehrten und die Barbaren, welche sich im Vertrauen auf ihren Sieg ordnungslos zerstreuet hatten, in die Flucht trieben: ihre Niederlage war ungeheuer, da unter dem Druck der schweren Rüstung Roß und Reiter der Gewandheit entbehrten, worin jetzt ihnen die Thessalier durchaus überlegen waren.

Auf die Nachricht von diesem glücklichen Kampfe, da auf beiden Seiten der Sieg errungen war, gestattete Alexander die Verfolgung des Feindes und trieb selbst, nur von tausend Reitern begleitet, eine ungeheure Menge Feinde, gleich einer Heerde Vieh, vor sich her. Aber die Griechischen Söldlinge in Darius Dienst, abgetrennt von den übrigen, zogen sich in guter Ordnung zurück.

Ganz anders die Barbaren: einige wendeten sich gerades Weges nach Persien zu, andere suchten geheime Umwege durch Wald und Gebirg, wenige gelangten in ihr Lager zurück.

Aber hier drang mit den Flüchtigen zugleich schon der Sieger ein, und fand darin eine Pracht und einen Reichthum, der den plündernden Soldaten eine unermeßliche Beute darbot. Weit und breit sah man Kostbarkeiten auf den Weg verschleudert, welche die Habsucht der Soldaten, die nach werthvollerem jagte, unbeachtet ließ. Alles war mit Jammer und Geschrei erfüllt und alle Arten von Gräuel geschahen, da der siegreiche Soldat mit zügelloser Grausamkeit weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht verschonte. Nur des Darius Zelt, das mit der üppigsten Pracht ausgeschmückt war, ließen sie nach alter Sitte für ihren König unberührt.

Hier befanden sich des Darius Mutter und Gemahlin, welche alle Blicke fesselten, alle Herzen rührten, jene durch Hoheit und Alter ehrwürdig, diese durch Schönheit, welche durch ihr gegenwärtiges Unglück noch erhöht wurde: an ihrem Busen hielt sie ihr noch nicht sechsjähriges Söhnchen; aber im Schooße der Großmutter ruhten ihre zwei erwachsenen Töchter, vom Kummer über ihr gemeinsames Unglück niedergebeugt. Um sie herum stand eine Schaar edler Frauen, mit zerrauften Haaren und zerrissenem Gewande, ihrer früheren Herrlichkeit uneingedenk. Jene, ihr eigenes Unglück vergessend, erkundigten sich, auf welchem Flügel Darius sich befunden, welches Schicksal ihn betroffen habe. Wenn nur er noch lebe, sagten sie, fühlten sie ihre Gefangenschaft nicht. Aber ihn hatte sein öfters gewechseltes Pferd schon weit hin enttragen.

In der Schlacht aber fielen hunderttausend Perser zu Fuß und zehntausend Reiter. Alexander zählte nur vierundfunfzig Verwundete, von den Fußtruppen wurden im Ganzen zweiund-

dreißig vermißt, von den Reitern hundert und funfzig getödtet. Mit so geringem Verlust wurde ein so ungeheurer Sieg erkauft.

19.

Belagerung von Tyrus.

(V. Chr. 333 — 332.)

Nach der Schlacht bei Issus suchte Alexander, bevor er den Darius in das Innere seines Reichs verfolgte, vor Allem die Meeresküste und Aegypten zu gewinnen, und ganz besonders war ihm daran gelegen, die Seemacht der Phönicier und Cyprier auf seiner Seite zu haben. Denn dann erst war ihm der Rücken frei, die Verbindung mit Macedonien gesichert und das zweideutige Griechenland nicht mehr zu fürchten. Sogleich schlossen sich auch die Phönicischen Fürsten an ihn an, die Städte öffneten willig ihre Thore, nur Tyrus, im Besitz des Welthandels, reich und mächtig vor allen andern Städten, suchte die günstige Gelegenheit zur Unabhängigkeit zu benutzen. Und in der That hatte die Stadt auch Grund genug, auf günstigen Erfolg zu hoffen. Auf einer Insel gelegen, durch himmelhohe Mauern geschirmt, mit Vorräthen und Vertheidigungsmitteln reichlich versehen, konnte sie bei ihrer Uebermacht zur See einem feindlichen Angriffe wohl Trotz bieten: ihre Vertheidigung schien nicht zu schwierig für eine wehrhafte Bevölkerung, die mit den Gefahren vertraut, von Muth und Vaterlandsliebe beseelt, durch ihre zahlreiche Flotte in Verbindung mit allen Küsten der Welt, selbst von der mächtigen Tochterstadt Karthago Unterstützung erwarten durfte. Allein für Alexander war der Besitz der Stadt für alle seine ferneren Pläne zu wichtig,

als daß ihn die Schwierigkeiten der Belagerung hätten abschrekken sollen.

Vor Allem beschloß er daher, einen Damm vom festen Lande aus bis an die Stadt zu führen. Das Meer, welches die Straße zwischen der Insel bildet, ist nach dem Lande hin seicht, auf der Stadtseite höchstens drei Klafter tief, und an Holz und Steinen hat die Gegend Ueberfluß. Mit großem Eifer betrieben die Macedonier das Werk, und es förderte ohne Schwierigkeit, bis man der Stadt näher kam: hier aber, wo das Wasser tiefer war, wurden sie zugleich durch Geschosse von der Mauer herab geplagt und von dem Meere aus durch Kriegsschiffe angegriffen. Dagegen errichteten die Macedonier zwei Thürme auf dem Damm, und pflanzten Wurfmaschinen darauf, womit sie namentlich die Angriffe der Schiffe zurückwiesen. Nun richteten die Tyrier ein Frachtschiff zu einem gewaltigen Brander zu, trieben ihn bei günstigem Winde gegen die Thürme und setzten dieselben alsbald in helle Flammen: zugleich wehrten sie von andern Schiffen aus mit Geschossen die Löschenden ab, und indem sie den Damm an verschiedenen Stellen angriffen, steckten sie alle Maschinen vollends in Brand. Darauf ließ Alexander dem Damm eine größere Breite geben, andere Maschinen verfertigen, und um den Tyriern zur See die Spitze bieten zu können, suchte er eine möglichst starke Flotte zusammen zu bringen. Von Sidon, Rhodus, Lydien und Macedonien zog er so viel Schiffe als möglich herbei, die Phönicischen Fürsten und Städte stellten deren achtzig, dann kamen auch noch die Fürsten von Cyprus mit hundert und zwanzig Schiffen, indem sie auf den Erfolg der Schlacht bei Issus die Parthei der Perser verließen. Sobald diese beisammen waren, steuerte Alexander in Schlachtordnung auf Tyrus los; überrascht durch den Anblick einer so großen Flotte, die in der schönsten Ordnung heransegelte, gaben die Tyrier den Gedanken an ein Seetreffen auf

und suchten nur dieselbe am Eindringen in ihre Häfen durch Sperrung der Mündungen zu hindern. Nun theilte Alexander seine Schiffe in zwei Abtheilungen, und legte sich mit der einen vor den südlichen, nach Aegypten zugekehrten, mit der andern vor den nördlichen, nach Sidon zu liegenden Hafen.

Mittlerweile waren auch eine Menge Maschinen fertig geworden, welche theils auf dem Damme, theils auf Schiffen angebracht und gegen die Mauer in Bewegung gesetzt wurden. Die Tyrier dagegen wiesen sie überall mit Wurfgeschossen zurück und schleuderten brennende Pfeile in die Schiffe, so daß diese sich nicht mehr zu nähern wagten. Auch waren ihre Mauern nach dem Damm zu wenigstens hundert und fünfzig Fuß hoch und sehr dick aus Quadersteinen aufgeführt, und damit die Schiffe nicht nahe beikommen könnten, waren viele ungeheuere Steinmassen ins Meer versenkt, welche herauszuziehen keine Kleinigkeit war. Sodann segelten sie auch mit kleineren Schiffen herbei und schnitten die Ankertaue durch und als dieß durch andere Fahrzeuge verhindert wurde, erreichten sie durch Taucher dieselbe Absicht bis die Macedonier ihre Anker an Ketten befestigten und so wieder ihr Bemühen vereitelten. Darauf faßten sie die Steine in Schlingen, wanden sie mit Maschinen heraus und versenkten sie an tieferen Stellen: nun erst konnten sich die Schiffe nahe vor die Mauern legen. Jetzt von allen Seiten bedrängt, beschlossen die Tyrier gegen das Cyprische Geschwader, welches den nördlichen Hafen sperrte, auszulaufen. Geraume Zeit, bis die Rüstung fertig war, verhängten sie die Hafenmündung mit Segeln, dann brachen sie mit dreizehn Fahrzeugen und der beherztesten Mannschaft um die Mittagsstunde hervor, als gerade das Schiffsvolk seinen Bedürfnissen nachgegangen war und auch Alexander sich in sein Zelt zurückgezogen hatte. Da nun die feindlichen Schiffe theils von der Mannschaft ganz verlassen waren, theils in Eile nothdürftig bemannt wurden,

so gelang es den Tyriern, dieselben theils in Grund zu bohren, theils auf den Strand zu treiben. Alexander, der sich bei dem andern Geschwader befand, ließ dieses eiligst bemannen, stellte es dann zum Theil vor dem südlichen Hafen auf, mit den übrigen segelte er um die Stadt herum den ausgelaufenen Tyriern entgegen. Die auf den Mauern, welche den Feind heransegeln und Alexandern dabei in Person anwesend sahen, schrieen den Ihrigen auf den Schiffen zu und suchten sie durch Zeichen zum Rückzug zu bewegen. Allein vor dem Getümmel des Kampfes wurden sie nicht gehört und so wurden sie zu spät die Annäherung Alexanders gewahr. Nun lenkten sie um und flohen dem Hafen zu, doch nur wenige Schiffe entkamen noch, die übrigen wurden theils genommen, theils zerstört, während die Mannschaft sich durch Schwimmen rettete. Jetzt rückten die Macedonier mit den Maschinen näher gegen die Mauer. Auf dem Damme zwar und auf den Schiffen an der Nordseite konnten sie wegen der Stärke der Mauern Nichts ausrichten; allein auf der Nordseite gelang es, einen Theil derselben zu zertrümmern. Sogleich ließ Alexander an dieser Stelle Brücken anlegen und den Sturm versuchen; aber die Tyrier schlugen ihn mit leichter Mühe ab.

Drei Tage darauf erschien Alexander abermals mit dem Sturmzeug auf den Schiffen vor der Stadt, und nachdem er wieder eine ziemlich bedeutende Lücke in die Mauer gebrochen, ließ er hier zwei Schiffe mit Fallbrücken anfahren, während ein allgemeiner Angriff von allen Seiten die Tyrier beschäftigt hielt und die Dreiruderer in beide Häfen einzudringen versuchten.

Jene beiden Schiffe hatte er mit den besten Truppen besetzt: er selbst leitete auf dem einen den Angriff. Sobald die Fallbrücken auf die Mauer niedergelassen waren, drangen die Truppen durch Alexanders Gegenwart befeuert muthig und rasch hinüber, vertrieben die Tyrier von der Mauer und besetzten sogleich die näch-

sten Thürme, dann zogen sie gegen die Burg. Auf den Schiffen drangen einerseits die Phönicier, nachdem sie die Sperrketten gesprengt, in den Aegyptischen Hafen und zertrümmerten die dortigen Schiffe oder trieben sie auf den Strand; andererseits die Cyprier gewannen den nördlichen Hafen und drangen von da aus in die Stadt. Die Tyrier, welche die Mauer verlassen hatten, sammelten sich wieder auf einem freien Platz und boten den Macedoniern die Spitze. Alexander rückte hier gegen sie an und trieb sie auseinander; die Stand hielten, wurden niedergehauen. Jetzt entstand ein allgemeines Blutbad; denn grimmig hausten die über die lange Dauer der Belagerung erzürnten Macedonier. Gegen achttausend Tyrier fanden ihren Tod. Die Macedonier verloren bei diesem Sturm nur zwanzig Mann, nebst einem der Feldherrn, Admet, während der ganzen Belagerung überhaupt vierhundert Mann. Die sich in den Tempel des Hercules geflüchtet hatten, darunter die höchsten Behörden nebst dem König, wurden begnadigt, alle Uebrigen zu Sclaven gemacht, wenigstens zwei und dreißigtausend. Also wurde die Stadt nach siebenmonatlicher Belagerung erstürmt.

20.

Alexander in Indien entschließt sich zum Rückzug.

(V. Chr. 327.)

Als Alexander an den Hyphasis, den östlichsten der Nebenflüsse des Indus, gelangte und von dem Lande jenseits hörte, daß es fruchtbar sei und seine Bewohner, tüchtig im Feldbau, wie streitbar im Kriege, unter wohlgeordneten Regierungen lebten, und daß es eine Menge großer und streitbarer Elephanten erzeuge: da reizten solche Nachrichten nur noch mehr seine Lust, weiter vorzudringen, bei den Macedoniern aber die Unlust, an den unabläßigen Mühen und Kämpfen ferner Theil zu nehmen. Es entstanden Aufläufe im Lager und die Einen beklagten ihr Geschick, die Andern erklärten geradezu, sie würden dem König nicht weiter folgen. Wie Alexander dieß hörte, berief er, ehe die Unruhe und die Muthlosigkeit weiter um sich griffen, eine Versammlung der Anführer und redete zu ihnen folgendermaßen: „Macedonier! Kriegsgefährten! Indem ich wahrnehme, daß ihr mir nicht mehr mit der alten Willigkeit in die Gefahren folgt, habe ich euch um mich versammelt, entweder euch zum weiteren Vordringen zu bestimmen, oder von euch mich zum Rückzug bestimmen zu lassen. Gelten eure Beschwerden den bis jetzt überstandenen Mühsalen und mir, eurem Feldherrn, so brauche ich kein Wort weiter zu verlieren. Verdanken wir aber eben diesen Mühsalen den Besitz all der eroberten Länder vom Hellespont bis zum Indus, von Aegypten und Arabien bis zu den Scythischen Wüsten jenseits des Caucasus und sind wir schon über den Indus bis zum Acesines und Hydraotes gedrungen; warum bedenkt ihr

euch, auch noch den Hyphasis und die jenseitigen Völker eurer Herrschaft zu unterwerfen, oder fürchtet ihr, die andern Barbaren möchten eurem Angriff Stand halten, die ja schon theils sich freiwillig unterworfen, theils auf der Flucht ergriffen worden, theils fliehend ihr verödetes Land in unsern Händen zurücklassen? Durch Beschwerden läßt sich kein edler Mann von dem Ziel großer Thaten zurückschrecken. Wollt ihr aber das endliche Ziel unserer Kriege wissen, so vernehmet: Nicht weit mehr von hier ist der Ganges und das östliche Weltmeer, mit diesem hängt, wie ihr sehen werdet, das Hyrcanische Meer, sowie der Indische und der Persische Busen zusammen; denn das große Meer umgibt die ganze Erde. Vom Persischen Busen aus wird unsere Flotte Africa umschiffen bis zu den Säulen des Hercules, und wenn wir die von dieser Gränze umschlossenen Länder unterworfen haben, so wird keine andere Gränze unserer Herrschaft sein als die, welche Gott auch der Erde gesetzt hat. Kehren wir aber jetzt wieder um, so werden die streitbaren Völkerstämme jenseits des Hyphasis bis an das östliche Weltmeer und die von da nördlich wohnen, nebst den Scythischen Stämmen, — diese werden, wenn wir den Rückzug antreten, die bisher unterworfenen Völker zum Abfall verleiten. Dann sind unsre vielen Beschwerden vergebens oder wir müssen mit Kämpfen und Mühseligkeiten wieder von vorn anfangen. So harret denn aus, Macedonier, Kampfgenossen! nur unter Müh und Kampf wird ja Preiswürdiges geleistet, und schön wie das Leben des Tapfern ist auch sein Tod, indem er unsterblichen Nachruhm zurückläßt. Füget zu dem Vielen, das ihr bereits errungen, das Wenige, was übrig ist, hinzu. Was würden wir selbst wohl Großes und Preiswürdiges verrichtet haben, wenn wir ruhig in Macedonien verbleibend uns damit begnügt hätten, unsere Heimath zu schirmen? Ferner, hätte ich euch zu Mühen und Kämpfen geführt, ohne selbst an Kampf und Müh

Theil zu nehmen, so würdet ihr gerechte Ursache haben, unzufrieden zu sein. Nun aber theilen wir Mühen und Kämpfe mit einander und der Kampfpreis ist für alle gemeinschaftlich. Denn euer ist das eroberte Land: ihr seid Herrn desselben und von den Schätzen fällt ein großer Theil euch zu. Und haben wir vollends Asien durchzogen, dann werde ich, bei Gott, eure schönsten Hoffnungen nicht nur erfüllen, sondern noch übertreffen. Wer nach Hause zurückkehren will, den werde ich entlassen oder selbst dahin führen, wer aber hier bleibt, den werde ich zum Gegenstand des Neides für die Andern machen."

Solches und Aehnliches sprach Alexander. Ein langes Schweigen folgte. Dem König zu widersprechen wagte man nicht und zustimmen wollte man auch nicht. Alexander forderte mehrmals zum Sprechen auf, wer etwa nicht mit ihm einverstanden sei. Dennoch blieb es lange still. Endlich faßte Cönus, einer der ältesten und vertrautesten Anführer Alexanders, den Muth, also zu sprechen: „Du selbst, mein König, willst nicht als Gebieter dich an die Spitze der Macedonier stellen, sondern versicherst, nur dann weiter ziehen zu wollen, wenn du sie dazu bestimmest. Darum nicht für uns, die wir, geehrt vor Allen und für unsre Beschwerden belohnt, dir in Allem zu folgen bereit sind, nicht für uns werde ich jetzt sprechen, sondern im Namen des ganzen Heeres. Und selbst im Namen dieses werde ich nicht aussprechen, was dasselbe am liebsten hören möchte, sondern was ich für die Gegenwart am zuträglichsten, für die Zukunft am sichersten für dich erachte. Gerade je mehr deine und der Deinigen Thaten an Größe und Umfang alles Andere übertreffen, desto gerathener scheint mir zu sein, endlich einmal den Mühen und Kämpfen ein Ziel zu setzen. Du selbst siehst es ja, wie viel unsrer, die mit dir ausgezogen, noch übrig sind. Nur Wenige von den Vielen sind noch am Leben; körperlich nicht mehr so kraftvoll, gei-

stig entmuthigt. Sie alle theilen die Sehnsucht nach ihren Eltern, nach Weib und Kind, die Sehnsucht nach dem heimathlichen Boden, — eine in der That wohl verzeihliche Sehnsucht. Darum führe die Widerstrebenden nicht weiter: denn sie werden in Gefahren nicht mehr dieselben sein, weil ihnen der gute Wille fehlt. Gehe vielmehr selbst, wenn es dir genehm ist, zurück in die Heimath: trage diese zahlreichen, herrlichen Siege in deine väterlichen Hallen ein und dann magst du von Neuem einen andern Zug antreten, wohin dir's beliebt, und folgen werden dir andere Macedonier und andere Griechen, junge statt der alten, statt der entkräfteten frische, denen die Wechselfälle des Kriegs bei mangelnder Erfahrung für den Augenblick nichts Abschreckendes und bei lachender Aussicht in die Zukunft nur Einladendes darbieten. Diese werden natürlich schon deßhalb um so bereitwilliger dir folgen, weil sie die früheren Genossen deiner Mühen und Kämpfe wieder in die Heimath zurückgekehrt sehen, reich, die einst arm, berühmt, die einst unbekannt gewesen waren. Schön ist, mein König, wenn's irgend etwas Schönes gibt, die Mäßigung im Glück. Wohl hat ein Feldherr, wie du, und an der Spitze eines solchen Heeres von Feinden Nichts zu fürchten; aber was von oben kommt, trifft unerwartet und darum für Menschen unvermeidlich!"

Also sprach Cönus und mit lautem Beifall wurden seine Worte aufgenommen: Thränen, deren sich Viele nicht enthalten konnten, zeigten noch deutlicher ihre Abneigung gegen weitere Gefahren, ihre Freude an der Heimkehr. Alexander, im Augenblick voll Verdruß, hob die Versammlung auf, am andern Tage jedoch rief er sie wieder zusammen und erklärte zornig: „er selbst werde weiter ziehen; zwingen werde er keinen Macedonier, ihm zu folgen. Er werde noch Leute finden, die freiwillig ihren König begleiten würden. Wer nach Haus gehen wolle, der könne hinziehen und

in der Heimath erzählen, er komme zurück, nachdem er seinen König mitten unter den Feinden verlassen." Darauf zog er sich in sein Zelt zurück und ließ jenen ganzen Tag und die beiden folgenden nicht einmal einen seiner Vertrauten vor sich, wartend, ob nicht eine Sinnesveränderung einträte. Allein tiefe Stille herrschte im Lager und es sprach sich wohl Betrübniß aus über den Zorn des Königs, aber keine Neigung sich auf andere Gedanken bringen zu lassen. Dennoch ließ er Opfer anstellen wegen des Uebergangs über den Hyphasis; aber die Opfer waren nicht günstig. Jetzt erst berief er seine Freunde zu sich und ließ dem Heere bekannt machen, die Rückkehr sei beschlossen. Darüber erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei: die meisten vergossen Thränen. Noch befahl Alexander zwölf Altäre so hoch als die höchsten Thürme zu errichten zum Zeichen des Dankes gegen die Götter, die ihn siegreich bis hieher geführt und als Denkmäler seiner Thaten. Sobald diese Altäre errichtet waren, opferte er auf denselben, dann ward der Rückzug angetreten.

21.

Alexander in der Stadt der Maller.

(V. Chr. 326.)

Auf seinem Rückzug aus Indien kam Alexander, noch jenseits des Indus, in das Gebiet der Maller, welche zu den mächtigsten und streitbarsten Indierstämmen gehörten. Nachdem er ihre Hauptstadt eingenommen und sie am Hydraotes, wohl fünfzigtausend Mann stark, geschlagen hatte, flüchteten sie eiligst in eine sehr feste Stadt. Diese griff Alexander sogleich an und eröffnete selbst an der Spitze des Heeres den Sturm. Die Indier hielten den Andrang der Macedonier nicht aus, verließen die Wälle der Stadt und zogen sich in die Burg zurück. Jene gelangten also leicht in die Stadt und suchten die Burg durch Untergraben der Mauern und durch Sturmleitern zu gewinnen. Da riß Alexander einem Macedonier die Leiter aus der Hand, legte sie selbst an die Mauer und stieg unter dem Schutz seines Schildes hinauf; hinter ihm kamen auf derselben Leiter Peucestes und Leonnatus, so wie auf einer andern der Doppelsöldner Abreas. Bereits war der König an der Brustwehr der Mauer und den Schild auf dieselbe stützend stieß er einige Indier nach innen von derselben hinab, andere stach er mit dem Schwerte nieder und trieb an dieser Stelle die Feinde weg. Seine Leibwächter, in größter Besorgniß für ihren König, drängten sich hitzig alle nach derselben Leiter, sie brach und Einige, die schon oben waren, stürzten wieder herab, die übrigen konnten nicht mehr hinaufkommen. Alexander hatte kaum auf der Mauer festen Fuß gefaßt als er ringsherum, sowohl von den benachbarten Thürmen her, als von unten aus der Burg mit Geschossen überdeckt wurde; denn er war sowohl durch den Glanz seiner Waffen,

als durch seine ausnehmende Kühnheit weithin kenntlich. Da er nun einsah, daß er auf dieser Stelle großer Gefahr blosgegeben war, ohne etwas Rühmliches thun zu können; so sprang er schnell entschlossen in die Burg hinab. Hier lehnte er sich an die Mauer, hieb einige, die sich an ihn wagten, namentlich einen Häuptling, der herzhafter auf ihn eindrang, mit dem Schwerte nieder, andere, die sich näherten, empfing er mit Steinwürfen. Da wagten sich die Feinde nicht mehr in seine Nähe, sondern umstellten ihn und warfen und schossen von allen Seiten auf ihn.

Unterdessen waren Peucestes, Leonnatus und Abreas die einzigen, welche vor dem Zerbrechen der Leitern die Mauer erstiegen hatten, ebenfalls herabgesprungen und kämpften zur Vertheidigung des Königs. Abreas stürzte, von einem Pfeil ins Gesicht getroffen. Alexander erhielt einen Schuß durch den Panzer in die Brust, daß das Blut herausströmte. Anfangs vertheidigte er sich noch, so schlimm sein Zustand war; da er aber viel Blut verlor, so befiel ihn Schwindel und Ohnmacht und er sank, auf seinen Schild gelehnt, zu Boden. Peucestes und Leonnatus schützten ihn mit ihren Schilden, aber beide wurden verwundet und Alexander war dem Tode nahe. Das Erstürmen der Mauern war für die Macedonier dadurch erschwert worden, daß, als der König hinabsprang, in verwirrtem Eifer die Leitern alle zerbrochen worden waren und nun sann jeder auf ein anderes Mittel hinaufzukommen. Einige schlugen Nägel in die Mauer, die nur aus Erde bestand und klommen an diesen mühsam hinauf, während andere einander auf die Schultern stiegen: wer so zuerst droben war, der stürzte sich von der Mauer in die Burg hinab, wo sie den König liegen sahen; und nun entspann sich um den Gefallenen ein hitziger Kampf. Mittlerweile hatten Einige ein Thor aufgesprengt und es drangen Mehrere in die Burg herein. Darauf begann ein all-

gemeines Blutbad unter den Indiern und weder Weib noch Kind wurde verschont.

Unterdessen trugen Einige den König auf einem Schilde weg und zwar in so bedenklichem Zustande, daß es zweifelhaft war, ob er zu retten sei. Während der Pfeil aus der Wunde gezogen wurde, war der Blutverlust so groß, daß er aufs Neue ohnmächtig wurde. Während nun Alexander hier liegen blieb, um von seinen Wunden geheilt zu werden, kam in das Lager, welches er bei seinem Zuge gegen die Maller verlassen hatte, die Nachricht, er sei an seiner Wunde gestorben, und es verbreitete sich allgemeine Wehklage, Muth- und Rathlosigkeit durchs ganze Heer. Als endlich das Gerücht kam, der König lebe, glaubte man es nicht, und als die schriftliche Nachricht von ihm selbst eintraf, er werde bald wieder im Lager erscheinen: da wollten die Meisten darin nur eine Täuschung von Seiten der Leibwächter und Generale erblicken. Deßhalb in Besorgniß, es möchte im Heere zu unruhigen Auftritten kommen, ließ sich Alexander sobald als möglich auf ein Schiff im Hydraotes tragen und fuhr den Fluß hinab zum Lager, das sich an der Mündung desselben in den Acesines befand. Als er sich dem Lager näherte, befahl er die Zeltdecke wegzunehmen, um Allen sichtbar zu sein. Noch hielten sie ihn, wie er dalag, nur für seinen Leichnam, bis er die Hand emporstreckte. Nun schrieen sie laut auf und streckten die Hände theils zum Himmel, theils Alexandern entgegen. Vielen entstürzten unwillkührliche Thränen. Als er aus dem Schiff getragen worden, befahl er sein Pferd vorzuführen, und sobald er hoch zu Pferd erblickt wurde, brach das ganze Heer in betäubenden Jubel aus, daß die Ufer und nahen Wälder wiederhallten. Als er nun abstieg, da drängte sich von allen Seiten Alles hinzu: hier suchte

man seine Hände, dort seine Kniee, anderswo sein Kleid zu berühren; Andere wollten ihn nur in der Nähe sehen und ihre Glückwünsche aussprechen. Noch Andere streuten Bänder und Blumen.

22.

Alexander entläßt seine Veteranen.

(V. Chr. 326.)

Nachdem Alexander aus Indien zurückgekehrt und wieder in Persien angelangt war, ließ er es sich sehr angelegen sein, die besiegten Völker Asiens an Europäische Sitten und Bildung zu gewöhnen. Um sie dazu williger zu machen, hatte er schon früher begonnen, seine Macedonier und Griechen in Kleidung und Gewohnheiten denselben zu nähern und jetzt betrieb er diese Verschmelzung der Nationen mit besonderem Eifer. Er selbst nebst seinem Vertrauten, Hephästion, und achtzig seiner Feldherrn und vornehmsten Gefährten vermählten sich mit Persischen Frauen und diesem Beispiele folgten über zehntausend Griechen und Macedonier. Dreißigtausend ausgezeichnete asiatische Jünglinge hatte er auf Macedonische Weise ausrüsten und einüben lassen. Als er nun aber diese um sich versammelte und ohne Unterschied wie die Griechen und Macedonier behandelte, zudem die vornehmsten Krieger aus den verschiedenen eroberten Provinzen in die Reihen seiner berittenen Edelschaaren aufnahm und angesehene Perser in seine Umgebung zog, so fühlten sich die Macedonier dadurch empfindlich gekränkt. Alexander suchte sie nun zwar durch die glänzendste Freigebigkeit zu begütigen, aber vergebens. Das allgemeine Mißvergnügen kam zum völligen Ausbruch, als er in der Stadt Opis

ihnen ankündigte, daß er die durch Alter und Wunden zum Dienst untauglich Gewordenen in die Heimath entlassen wolle. Das ganze Heer forderte seine Entlassung. Da ließ Alexander die Hauptaufwiegler, dreizehn an der Zahl, verhaften und sogleich zum Tode führen und als er durch diese Entschlossenheit die Uebrigen zum Schweigen gebracht, sprang er auf eine Erhöhung und sprach also:

„Nicht um euch von eurem Aufbruch in die Heimath zurückzuhalten, ergreife ich das Wort — denn meinetwegen mögt ihr gehen, wohin ihr wollt, — sondern um euch zu erinnern, was ihr ehedem waret und was ihr dagegen jetzt seid, da ihr euch entfernet. Damals, als ihr, unstät und dürftig, in Felle gekleidet, eure ärmlichen Heerden hütetet und dabei kaum gegen die benachbarten Illyrier und Triballer euch zu wehren vermochtet, zog euch mein Vater Philipp Röcke statt der Felle an, führte euch in die Ebenen und Städte und setzte euch in den Stand, es mit den Nachbarn im Kampfe aufzunehmen. Er gab euch heilsame Gesetze und Einrichtungen und machte euch zu Herren eben der Barbaren, deren Knechte ihr vordem waret, als sie euch plünderten und beraubten. Er eroberte den größten Theil von Thracien, bemächtigte sich der gelegensten Seeplätze, öffnete dem Lande bequeme Wege und sicherte euch die reichen Einkünfte aus den Thracischen Goldbergwerken. Er machte euch zu Beherrschern der Thessalier, vor welchen ihr vordem gezittert, und die Phoceer demüthigend schaffte er euch einen breiten und bequemen Paß ins Innere von Griechenland. Die Athener und Thebaner, unsere beständigen Feinde, denen ihr früher zinsbar waret, wurden nun von uns abhängig. Darauf drang er in den Peloponnes ein, stellte die Ordnung daselbst her und zum Oberfeldherrn des gesammten Griechenlandes für den Zug gegen die Perser ernannt, erwarb das ganze Volk der Macedonier diese Ehre nicht minder,

als er selber. Dieß sind meines Vaters Verdienste um euch, groß, an und für sich betrachtet, klein gegen die meinigen. Ich überkam von meinem Vater nicht einmal sechzig Talente*) im Schatze, wohl aber eine Schuldenlast von fast fünfhundert Talenten: und dazu war ich genöthigt, noch weitere achthundert aufzunehmen. Nun brach ich auf aus dem Lande, das nicht einmal euch selbst hinlänglich nährte, ging über den Hellespont und unterwarf ganz Jonien und Arabien, beide Phrygien und Lydien eurer Herrschaft. Von diesen und allen ferneren Erwerbungen kommen euch die Früchte zu gut. So die Schätze von Cyrene und Aegypten: Syrien und Palästina und Mesopotamien ward euer Besitzthum: Babylon, Bactra und Susa kamen in eure Gewalt: in eure Hände Lydiens Reichthum, Persiens Schätze und Indiens Güter: ihr seid die Statthalter, ihr die Heerführer und Hauptleute. Was aber ist mir selbst von all diesen Kämpfen geblieben als dieser Purpur und dieses Diadem? ich besitze nichts für mich, ich, der ich einerlei Speise und einerlei Schlaf mit euch genieße, der ich für euch wache, damit ihr ruhig schlafen könnt.

Aber freilich, dieß habe ich durch eure Mühe, durch eure Anstrengung erworben, selbst ohne Mühe und Beschwerde an eurer Spitze! Wer von euch weiß, ob er mehr für mich, oder ich mehr für ihn ausgestanden habe? Wohlan, wer von euch Wunden hat, entblöße und weise sie auf; auch ich werde die meinigen zeigen: kein Glied an meinem Leibe ist, das nicht verwundet wäre und keinerlei Waffen gibt es, davon ich nicht Narben an mir trage. Für euch und euren Ruhm und euren Reichthum führe ich euch siegreich durch alle Länder und Meere, über alle Flüsse, Berge und Ebenen. Zudem, so viel Sold ihr auch hattet, so viel ihr durch Raub und Plünderung gewannet, hab' ich nicht eure Schul-

*) Das attische Talent betrug gegen 1400 Thaler oder 2500 Gulden.

den getilgt? Goldene Kränze haben die Meisten von euch, als unsterbliche Denkmäler nicht blos eurer Tapferkeit, sondern auch meiner ehrenden Anerkennung. Wer gestorben ist, — ruhmvoll war sein Ende, glänzend seine Bestattung, ihre Eltern sind geehrt, sind frei von allen Leistungen und Abgaben. Und nun wollte ich diejenigen von euch, welche die Beschwerden des Kampfes nicht länger ertragen können, also entlassen, daß sie beneidenswerth für die zu Hause wären; allein ihr wollet alle gehen. Nun denn so gehet alle, und wenn ihr heimkommt, so erzählet, daß ihr euren König, Alexander, den Besieger der Perser und Meder und Bactrer und Saker, den Ueberwinder der Urier und Arachoten und Dranger, den Bezwinger der Parthyäer und Chorasnäer und des Hyrcanischen Landes bis zum Caspischen Meere, ihn, der den Caucasus jenseits der Caspischen Pforten überstiegen, der den Oxus und Tanais, den Indus, den Hydaspes und Acesines und Hydrartes überschritten hat, ihn, der durch des Indus Mündung in das große Meer geschifft und mit einem Heere durch die Gedrosische Wüste gezogen ist: — erzählet, daß ihr diesen euren König verlassen und dem Schutze der besiegten Asiaten übergeben habt. Wenn ihr solches erzählet, wird es euch wahrscheinlich bei Menschen zum Ruhme und bei Göttern denk' ich zum Verdienste gereichen! Geht!"

Darauf schloß sich Alexander einige Tage ein und ließ nicht einmal seine Vertrauten vor sich. Am dritten Tage beschied er die Auserwählten der Perser zu sich, vertheilte die Anführerstellen unter sie und ertheilte denen, die er Verwandte nannte, das Recht ihn zu küssen. Die Macedonier aber waren durch die Rede ganz betroffen und wußten nicht, was sie sagen oder thun sollten. Wie sie aber erfuhren, daß die Befehlshaberstellen an Perser vergeben, daß mit Macedonischen Benennungen eine Persische Leibschaar und Persische Edelschaaren zu Fuß und zu Pferd, auch eine

Abtheilung Persischer Silberschildner errichtet sei, — da konnten sie sich nicht länger halten: in Masse rannten sie nach dem königlichen Schlosse und warfen ihre Waffen vor den Thoren nieder, zum Friedenszeichen für den König; mit lautem Geschrei baten sie um Zutritt und versprachen, die Urheber des Aufruhrs auszuliefern, wenn Alexander sich ihrer erbarme. Als ihm dieß gemeldet wurde, eilte er heraus, und wie er ihre demüthige Stellung sah und ihre jammernde Stimme hörte, flossen auch seine Thränen. Einer aus ihrer Mitte, durch Rang und Alter ausgezeichnet, mit Namen Kallines, trat vor und sprach: „Mein König, was die Macedonier betrübt, ist, daß Perser Alexanders Verwandte genannt werden und dich küssen dürfen, unter den Macedoniern aber bis jetzt noch Keinem diese Ehre zu Theil geworden ist.“ Da fiel Alexander ins Wort und sprach: „Euch alle insgesammt acht' ich ja für meine Verwandten und von nun an werde ich euch so nennen.“ Darauf trat Kallines herbei und küßte ihn und wer sonst noch ihn küssen wollte, dann nahmen sie ihre Waffen wieder auf und gingen mit lautem Jubel ins Lager zurück. Nun veranstaltete Alexander ein öffentliches Gastmahl, bei welchem er selbst oben an saß und um ihn her die sämmtlichen Macedonier, nach diesen die Perser und sodann wer von den übrigen Völkerschaften durch Rang oder Verdienst ausgezeichnet war. Und unter andern Trinksprüchen brachte er auch den aus: „Einigkeit und des Reiches Gemeinschaft den Macedoniern und Persern!“ Ueberhaupt sollen bei dem Gastmahle neuntausend Theilnehmer gewesen sein.

Darauf nahmen alle Macedonier, die wegen Alters oder Gebrechen kampfunfähig waren, freiwillig ihren Abschied und Alexander fügte Jedem zu seiner Löhnung noch ein Talent als Geschenk bei.

23.

Philopömen.

(V. Chr. 183.)

In jener späteren Zeit, als Griechenland von den mächtigeren Staaten der Macedonier und Römer umgeben und bedrängt, in seiner Vereinzelung nicht mehr seine Selbstständigkeit wahren und nur durch Zusammenhalten sein Bestehen noch sichern konnte: damals glänzte unter den ersten Männern Griechenlands Philopömen und erwarb sich durch die erhabenen Tugenden der früheren Helden die ausgezeichnete Liebe seines Vaterlandes und bei der Nachwelt mit Recht den Namen des letzten der Hellenen. Geboren zu Megalopolis in Arcadien genoß er eine edle Erziehung, wodurch schon in früher Jugend ein hoher und königlicher Sinn ihm eingepflanzt und genährt ward. Als er zum Jüngling herangereift war, bildete er sich tiefer aus durch Pflege der Wissenschaften und hörte die Vorträge und las die Schriften der Philosophen. Doch zogen ihn immer die Wissenschaften und Schriften besonders an, welche seinem kriegerischen Sinn entsprachen und die Tapferkeit nährten; denn von früher Kindheit an war Liebe zu Streit und Krieg ein hervorstechender Zug seines Charakters und er lernte eifrig die Kenntnisse und betrieb mit Lust die Uebungen, welche dazu förderlich sind. So nahm er auch, wie er herangewachsen war, an den Streifzügen seiner Mitbürger ins Laconische Gebiet den eifrigsten Antheil, und zu Zeiten der Ruhe übte und stärkte er seinen Körper durch die Jagd und die Beschäftigungen des Landbaues. Auf Reisen und wo er ging und stand, suchte er die taktischen Kenntnisse, die er sich aus Schriften

erwarb, anzuwenden und übte Blick und Urtheil für das Bedürfniß des Feldherrn.

Die also erworbene und geübte Geschicklichkeit und Tapferkeit zu bewähren, fehlte es nicht an Gelegenheit bei der feindlichen Stellung Spartas gegen seine Vaterstadt und den Achäischen Bund. Einst überfiel der König Kleomenes nächtlicher Weile unvermuthet Megalopolis, drang in die Stadt und besetzte den Markt. Philopömen, der damals dreißig Jahre alt war, eilte an der Spitze einer kleinen Schaar zur Abwehr herbei, und vermochte er auch nicht, wiewohl er mit tapferem Muthe kämpfte, den Feind hinauszutreiben, so sicherte er doch durch Kühnheit und Ausdauer den Abzug der Bürger aus der Stadt, indem er die Kräfte und Blicke der Gegner auf sich und seine Schaar hinlenkte und Stand hielt, bis er mit Wunden bedeckt als der letzte mit Mühe entkam. — In der Schlacht bei Sellasia (v. Chr. 222.) stritt er mit seinen Mitbürgern unter der Macedonischen Reiterschaar auf Seiten des Königs Antigonus gegen Kleomenes. Neben ihm standen die Truppen der Illyrier. Als diese gegen den Befehl des Feldherrn einen Angriff auf die Spartaner machten und nun eine Schaar leichtbewaffneter Feinde rasch in die entstandene Lücke eindrang, die Illyrier abschnitt und in Verwirrung brachte: da erkannte Philopömen die günstige Gelegenheit, jene Schaar mit Vortheil anzugreifen und suchte die Macedonier dazu zu bereden. Als ihm aber dieses nicht gelang — denn sein Ansehen war außer der Heimath noch nicht groß — so zog er seine Mitbürger um sich zusammen, machte den Angriff mit diesen allein und richtete zuerst Verwirrung und dann eine große Niederlage unter den leichten Truppen der Feinde an. Um den Macedoniern Muth zu machen, sprang er in unwegsamer Gegend vom Pferd und focht zu Fuß in schwerer Reiterrüstung mühselig, bis ihm ein Wurfpfeil beide Hüften durchbohrte, so daß die Spitze auf

der andern Seite durchdrang. Wie durch Bande gefesselt stand er anfangs hülflos da und schwer war es, den Pfeil herauszuziehen. Da die Umstehenden zauderten, Hand anzulegen, das Treffen aber auf dem Punkt der Entscheidung stand, so machte er voll ungeduldiger Kampfbegier die heftigsten Bewegungen mit Händen und Füßen, bis der Schaft des Speeres in der Mitte zerbrach. Darauf ließ er die beiden Stücke herausziehen, stellte sich, das Schwert in der Hand, von Neuem an die Spitze seiner Schaar und belebte den Muth und Wetteifer der Kämpfenden. Als sich nach gewonnenem Siege die Macedonier bei Antigonus entschuldigten, daß sie durch den Jüngling aus Megalopolis zu kämpfen gezwungen worden seien, rief Antigonus lächelnd: „so hat also dieser Jüngling das Werk eines großen Feldherrn gethan!“

Durch diese That stieg, wie natürlich, sein Ansehen und sein Ruhm. Antigonus bemühte sich sehr, ihn durch lockende Anerbietungen zu gewinnen, daß er eine Anführerstelle in seinem Heer übernähme; allein er schlug sie aus. Um aber fernere Uebung und Unterricht im Kriegswesen zu haben, begab er sich nach Kreta und kämpfte dort unter Männern, die tapfer waren und gewandt in mancherlei Künsten des Krieges. Von da kehrte er mit solchem Ruhme zurück, daß er sogleich zum Anführer der Reiterei erwählt wurde. Diese befand sich damals in einem schlimmen Zustand. Die Pferde waren schlecht und ungeübt, die Reiter unkundig und muthlos. Er aber wußte die Ehrbegierde der Jünglinge anzuregen und zum schönsten Wetteifer zu beleben, dabei auch, wo es Noth that, zu züchtigen und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß sie an Kraft und Eifer bewunderungswerth und ausgezeichnet waren an Gewandheit in allen Schwenkungen und Bewegungen der Geschwader. — Auch durch wiederholte Proben persönlicher Tapferkeit erhöhete er seinen Ruhm und sein Name glänzte durch die hohe Meinung, die man weit und breit hegte, daß weder an

Muth und Kraft unter den Jünglingen, noch an Verständigkeit unter den Greisen ihn Einer übertreffe, sondern Er vor Allen zum Kampf wie zur Heerführung der fähigste sei.

Mit solchem Ruhme und im Besitz des allgemeinen Vertrauens trat er an die Spitze des Achäischen Bundes. Diesen Bund hatte zuerst Aratus zu Ansehen und Macht gehoben, indem er ihm zuerst eine bessere, mehr Einheit erzielende Verfassung gab, dann die benachbarten Städte theils durch Hülfsleistung und Befreiung von Tyrannengewalt, theils durch gleiche Staatseinrichtung und Gesinnung zur Vereinigung mit dem Bunde bewog. So bestrebten sich seitdem die Achäer, den ganzen Peloponnes zu gewinnen und Einen Körper, Eine Macht daraus zu bilden. Indessen so lange Aratus lebte, der Alles durch Unterhandlung und Freundschaft mit den Königen zu erreichen strebte, schmiegten sie sich noch vor den Waffen der Macedonier. Als aber Philopömen Heerführer ward, traten sie selbstständiger auf. Gleich in dem ersten Treffen glücklich und siegreich, wuchs ihnen mit ihrer Macht der Muth und sie gewöhnten sich unter seiner Führung überall zu siegen. Vor Allem nun änderte er, was in der Bewaffnung und Stellung der Achäer nicht taugte. Er bewog sie, größere Schilde und den langen Macedonischen Speer zu gebrauchen und mit Helmen, Panzern und Beinschienen geschirmt sich zum Kampf in unverrückten Linien zu üben. Dadurch wurden sie der Macedonischen Phalanx gewachsen und den Kämpfenden wuchs das Vertrauen, daß sie unbesieglich seien. Sodann wußte er ihre Liebe zu Aufwand und Ueppigkeit auf das Edlere zu lenken und beredete sie, was sie bisher auf Mahlzeiten und Gelage und eitle Kleiderpracht verwendet, für kriegerischen Schmuck zu gebrauchen. Selbst dadurch wuchs ihnen Eifer und Lust und Muth; denn indem sie gern immer in Waffen gingen, wurden ihnen diese bequem und leicht und sie waren begierig zu kämpfen und sich mit

den Feinden zu messen. Willig waren sie zu jeder kriegerischen Uebung und liebten ganz besonders die von ihm angeordneten Bewegungen und Heeresstellung.

Zu jener Zeit hatten die Achäer Krieg mit den Spartanern welche damals von dem Tyrannen Machanidas beherrscht wurden. Als dieser einmal plötzlich in das Gebiet von Mantinea einfiel, führte Philopömen eilig das Heer gegen ihn und es erfolgte bei dieser Stadt ein Haupttreffen.

Machanidas warf zuerst die vor den Achäern stehenden leichten Truppen und verfolgte sie, ohne die in festen Gliedern stehende Phalanx der Achäer anzugreifen. Jetzt ließ sie Philopömen erst ganz vorbeiziehen bis sie weit genug abgetrennt von den Ihrigen ihre eigne Phalanx ganz blos gegeben hatten. Dieser fiel er dann mit rascher Schwenkung in die Flanke und brachte sie mit großem Verlust zum Weichen, dann eilte er dem Machanidas, der nun von der Verfolgung zurückkehrte, entgegen. Ein tiefer Graben trennte beide Heerführer, über welchen der eine hindurch zu setzen, der andere es zu verhindern strebte und sie kämpften mit äußerster Anstrengung und Kraft, Philopömen gleich einem gewaltigen Jäger, ein edles Wild bedrängend. Das Pferd des Tyrannen, stark und wild und blutig gespornt, versuchte eben sich am jenseitigen Ufer emporzuarbeiten, da nahte Philopömen und mit wohlgetroffenem Stoße des Speeres stürzte er ihn rücklinks hinab. Diese That bewunderten die Achäer ganz besonders und verewigten sie durch ein Standbild zu Delphi. Als er bald nach diesem Siege bei der Feier der Nemeischen Spiele erschien und in Begleitung einer Schaar seiner Jünglinge im Glanz der Jugendfrische und im Schmuck ihrer Kriegsgewande in die Versammlung trat, da wandten sich alle Blicke von den wettkämpfenden Zitherspielern auf Philopömen und Alle begrüßten ihn mit freudigem

Händeklatschen, in froher Hoffnung den alten Ruhm der Hellenen wieder aufleben zu sehen.

Wie junge Pferde, von ungewohnten Reitern gelenkt, scheu und schüchtern werden, so war in Kämpfen das Heer der Achäer muthlos, sobald Philopömen sie nicht führte. Sein Anblick reichte hin, durch Vertrauen sie aufzurichten, daß sie willig waren und bereit zu jedem Wagniß. Und die Feinde wagten einzig ihm nicht ins Antlitz zu blicken und fürchteten schon seinen Namen. Als die Böotier Megara belagerten und schon die Leitern an die Mauern gelegt hatten, da erscholl das Gerücht, Philopömen nahe zum Entsatz, und sie ließen die Leitern wie sie waren im Stich und flohen eilends davon. — Nabis, der nach Machanidas Tyrann der Lacedämonier war, nahm Messene durch Ueberfall ein. Philopömen, damals Privatmann, suchte den Heerführer der Achäer, Lysippus zur Hülfsleistung zu bereden; da dieser aber sich weigerte, weil er die Stadt gänzlich verloren gab, so stellte er sich an die Spitze seiner Mitbürger, die aus freiem Vertrauen sich um ihn sammelten und zog gegen Messene. Als aber Nabis hörte, daß er herankam, zog er eilends zu den entgegengesetzten Thoren hinaus, indem er es für Gewinn achtete, glücklich zu entkommen. Als nachher die Achäer einen andern Heerführer wählten, ging Philopömen auf Bitten der Gortynier, die ihn zum Feldherrn begehrten, abermals nach Kreta, wiewohl Megalopolis damals von Nabis bekriegt wurde. Deßhalb wurden ihm seine Mitbürger gram und wollten ihm das Bürgerrecht nehmen; aber die Achäer verhinderten es und als er mit Ruhm bedeckt zurückkehrte, wählten sie ihn wieder zum Heerführer. Darauf verlor er ein Seetreffen, da er in diesem Kampfe weder Uebung noch Erfahrung hatte. Als er aber sah, wie ihn deßhalb die Feinde verachteten, überfiel er sie plötzlich und verbrannte ihr Lager. Bald nachher überraschte ihn Nabis in einer ungünstigen Gegend, wo keine

Rettung möglich schien. Doch mit schnellem und sicherem Blick wußte er die Vortheile der Gegend zu erfassen, durch veränderte Stellung die Nachtheile zu entfernen, griff an und schlug und zerstreute die Feinde gänzlich.

Als nach des Nabis Tode Verwirrung in Sparta entstand, benutzte Philopömen dieselbe rasch und klug, durch einen plötzlichen Ueberfall und durch Ueberredung diesen Staat dem Achäischen Bunde zuzuwenden. Dadurch gewann er nicht nur erneuerten und erhöheten Ruhm bei den Achäern, sondern auch die Edelsten der Spartaner ehrten und liebten ihn als Wächter der Freiheit. Da sie ihm als Zeichen ihrer Verehrung ein ansehnliches Geschenk zustellen wollten, wagte zuerst Niemand mit ihm darüber zu reden und als endlich ein Gastfreund es versuchte, schlug er es aus und rieth den Spartanern, nicht die Freunde und die Guten zu bestechen, sondern die Bösen und die Feinde der Stadt. Dieß sein Ansehen benutzte er später zum Wohl der Stadt und des Bundes. Als nämlich Unruhen in Sparta entstanden und deßhalb der Heerführer der Achäer Diophanes in Verbindung mit den Römern die Stadt angriff, ging er hin und wehrte jene ab, stillte die Unruhen und brachte die Spartaner wieder auf gütlichem Wege zum Bunde. Als aber nachher, wie er selbst Heerführer des Bundes war, wieder Beschwerden gegen sie entstanden, überschritt er in der Strafe das Maß ganz und gar: eine große Zahl Spartaner ließ er zum Tode führen, riß ihre Mauern ein, nahm ihnen einen Theil ihres Gebietes, viele der unruhigen Neubürger führte er nach Achaja, andere die zu folgen säumten, verkaufte er: ja er hob die Lycurgischen Einrichtungen ganz auf und zwang ihnen die Achäischen auf. Damals nun zwar gehorchten sie aus Noth, nachher aber stießen sie mit Erlaubniß der Römer die neue Verfassung um und nahmen die alte wieder an.

Bereits stand er im siebenzigsten Jahre und war zum achten-

male Heerführer der Achäer, als ihm ein feindseliges Geschick ein Ende bereitete, wie es gar nicht seinem Ruhm und Verdienste entsprach. Die Stadt Messene wurde durch Dinokrates, einen unverschämten und schlechten Mann, der ein persönlicher Feind Philopömens war, dem Bunde abtrünnig gemacht. Wie er dieß hörte, eilte er, obwohl krank am Fieber, mit äußerster Anstrengung von Argos nach Megalopolis, bot seine Mitbürger, die willig und wetteifernd sich um ihn sammelten, auf, und rückte schnell vor Messene. Hier kam es zu einem Treffen, worin er durch seine Kühnheit von seinen Gefährten getrennt, plötzlich mitten unter den Feinden sich befand. Keiner wagte, ihn in der Nähe anzugreifen, aber sein Pferd stürzte und warf ihn, der schon durch Krankheit und Anstrengung der Reise entkräftet war, ab, daß er besinnungslos am Boden lag. Jetzt fielen sie in Haufen über ihn her, banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn unter Hohn und Beschimpfung in die Stadt. Die Messenier aber, die freudig aus den Thoren strömten, wie sie ihn sahen gegen die Würde seiner Thaten und seines Ruhmes dahergeschleppt, wurden von Mitleid gerührt, und in Erinnerung seiner früheren Verdienste auch um ihre Stadt, waren Viele geneigt ihn frei zu geben. Diesem zuvorzukommen, beeilte sich Dinokrates ihn in dem Gefängniß, wohin er vorerst gebracht wurde, zu tödten und schickte ihm in der Nacht einen Diener mit dem Giftbecher. Philopömen erkundigte sich nach dem Schicksal seiner Gefährten und als er hörte, daß die meisten der Gefahr entkommen seien, trank er heiter das Gift und entschlief bald. Als die Nachricht von seinem Tode zu den Achäern kam, wurden sie äußerst niedergeschlagen und die Städte von Trauer erfüllt; die Jugend aber strömte gewaffnet nach Megalopolis zusammen, um zu augenblicklicher Rache gegen Messene zu ziehen. Sie wählten Lycortas zum Heerführer, fielen in ihr Land ein und eroberten sogleich die Stadt.

Dinokrates und die mit ihm für Philopömens Tod gestimmt hatten, entleibten sich selbst. Philopömens Leichnam verbrannten sie dort in Messene und brachten seinen Aschenkrug, mit Bändern und Kränzen geschmückt, in feierlichem Aufzug nach Megalopolis. Die Ersten der Achäer geleiteten ihn, es folgte das Heer in geschmückter Rüstung und das Volk aus den Dörfern schloß sich dem Zuge an. Allgemein und gerecht war die Klage um seinen Verlust und zur Anerkennung seines Verdienstes wurden ihm viel Bildnisse errichtet und große Ehren in den Städten beschlossen.

Zweite Abtheilung.

Erzählungen

aus der

Römischen Geschichte.

1.

Ursprung der Römer und Gründung Roms. Raub der Sabinerinnen.

(V. Chr. 754.)

Nach allgemein angenommener Sage kam Aeneas, nach der Eroberung Troja's aus der Heimath flüchtig, aber vom Schicksal zur Gründung eines größern Staates geleitet, nach mancherlei Fahrten und Schicksalen an die Italische Küste in der Gegend von Laurentum. Als die Trojaner, denen nach den langen Irrfahrten als einzige Habe nur Waffen und Schiffe geblieben waren, im Lande plünderten, so eilte der König Latinus mit seinem Volke aus Stadt und Land bewaffnet herbei, um den Gewaltthätigkeiten der Ankömmlinge zu wehren. Doch der König — sei es nun, nach dem Verlust einer Schlacht, oder nach friedlicher Unterredung vor dem Kampf — voll Bewunderung gegen den Führer und sein Volk, deren Ursprung er jetzt erfuhr, bot ihm zu Friede und Freundschaft die Hand. Die Fürsten schlossen einen Bund, beide Heere begrüßten sich. Der Völkerbund ward durch Familienbande befestigt: der König gab dem Aeneas seine Tochter Lavinia zur Gemahlin. Die Trojaner legten eine Stadt an, die Aeneas nach dem Namen seiner Gemahlin Lavinium nannte. Der nun vereinigte Staat erstarkte in siegreichem Kampfe erst gegen Turnus den König der Rutuler, dann gegen Mezentius, König der Etrusker in Cäre. Als in dem ersteren Latinus gefallen war, nannte Aeneas beide Völker mit gemeinsamem Namen La-

tiner. Im glücklichen Kampfe gegen die Etrusker fiel Aeneas. Sein Sohn Askanius gründete dreißig Jahre nach der Gründung Laviniums die Pflanzstadt Alba Longa, am Fuße des Albanerberges. So blühend und bevölkert war schon der junge Staat, dessen Grenze gegen die Etrusker damals der Tiberfluß, — dazumal Albula genannt — bildete.

Askanius beginnt die Reihe der Könige in Alba, deren vorletzter, Proca, zwei Söhne hatte, Numitor und Amulius. Dem älteren raubt der jüngere, Amulius, den gebührenden Thron, rottet seinen männlichen Stamm aus und weiht seine Tochter, Rhea Sylvia, zur Vestalischen Jungfrau. Diese gebar dem Gotte Mars Zwillinge. Aber weder Götter noch Menschen schützten dieselben vor des Königs Grausamkeit. Die Priesterin ward gefesselt in den Kerker geworfen, die Knaben sollen in die Tiber geworfen werden. Jedoch ausgesetzt an dem seichten Ufer des Flusses werden sie hier erst von einer Wölfin gesäugt, dann von dem königlichen Hirten Faustulus aufgefunden und insgeheim bei den Heerden aufgezogen. So wuchsen sie mit den Namen Romulus und Remus unter den Hirten kräftig heran und durchstreiften rüstig als Jäger und Räuber die Gebirge. Bei einem solchen Streifzuge ward Remus gefangen und vor den König Amulius geführt, von diesem aber dem Numitor, dessen Gut geplündert worden, zur Bestrafung überantwortet. Als sich nun das Geheimniß ihres Ursprungs offenbarte, so entspann sich ein geheimer Anschlag gegen den König. Romulus sammelte insgeheim eine Schaar rüstiger Hirten, während Remus von Numitors Hause aus einen andern Haufen zuführte. Also überfielen sie den König, brachten ihn um und stellten dem Numitor den Thron wieder zu.

Jetzt entstand in Romulus und Remus der Wunsch, da, wo sie ausgesetzt waren und erzogen wurden, eine Stadt zu gründen. Ueberfluß an Menschen in Alba und Latium ließ ein erwünschtes

Gedeihen des Vorhabens hoffen. Das Werk ward begonnen; bald aber entstand Streit unter den Brüdern, wer der neuen Stadt den Namen geben, wer sie beherrschen solle. Die Götter sollten denselben entscheiden und zu dem Ende ward eine Vogelschau angestellt. Das erste Zeichen, sechs Geier, wurde dem Remus zu Theil, aber die doppelte Zahl erschien dem Romulus. So war der Streit nicht beendigt, sondern mit Erbitterung fortgeführt ging er in blutiges Handgemenge über und im Getümmel ward Remus erschlagen. Nun erhielt Romulus die Herrschaft allein und die Stadt wurde nach seinem Namen Rom benannt.

Nachdem die Stadt gegründet, der Götterdienst eingerichtet und Gesetze gegeben waren, so eröffnete Romulus, um die Bevölkerung zu mehren, eine Freistätte. Dahin zog sich nun allerlei Gesindel aus den benachbarten Völkern, Freie und Sklaven ohne Unterschied: und dieß war der erste Kern für die begonnene Größe. Aber aus Mangel an Frauen konnte diese Größe nicht lange dauern. Da schickte Romulus zu den umwohnenden Völkern und bat um Bündniß und das Recht der Wechselheirath. Nirgends wurde der Antrag freundlich aufgenommen: so sehr verachteten die Nachbarn Rom und fürchteten seine aufstrebende Macht. Von den Meisten wurden die Gesandten mit der Frage abgefertigt: „Ob sie nicht auch für Frauen eine Freistätte errichtet hätten? Nur dann erst würden die Ehepaare zu einander passen.“ Dieß verdroß die jungen Römer und sie gedachten Gewalt zu brauchen. Um ihnen dazu Gelegenheit zu geben, veranstaltete Romulus dem Neptun zu Ehren feierliche Spiele, ließ sie den Nachbarn ansagen und um rechtes Aufsehen und Erwartung zu erregen, ließ er Zurüstungen treffen, wie man sie zu jener Zeit nur immer wußte und vermochte. Da zog eine gewaltige Menge Menschen hin, zugleich auch um die neue Stadt zu sehen: am zahlreichsten die nächsten Nachbarn aus den Städten Cänina, Crustuminum,

Antemmä. Von den Sabinern kam eine ganze Schaar mit Weib und Kind. Als nun die Zeit des Kampfspiels herankam, und Aug' und Sinn darauf gerichtet war, brach der Verabredung gemäß, die Gewaltthat aus: auf ein gegebenes Zeichen sprengten die Römischen Krieger nach allen Seiten zum Raube der Mädchen auseinander. Die meisten wurden ohne Wahl geraubt, wie sie jedem in die Hände fielen: hie und da hatten sich die vornehmsten Adlichen eine vorzüglich Schöne ausersehen, welche ihnen durch ihre Beauftragten im Volke in die Häuser geliefert wurde. Voll Schrecken und Bestürzung ergriffen die Aeltern der Mädchen die Flucht, klagten laut über bundbrüchige Verletzung des Gastrechts und riefen die Rache des Gottes an, zu dessen Fest sie, im Glauben an Heiligkeit und Treue, gekommen seien. Ebenso trostlos und ebenso erzürnt waren die Geraubten. Aber Romulus selbst ging zu ihnen in die Häuser und suchte sie zu besänftigen.

Schon waren die Geraubten ganz ordentlich besänftigt; aber ihre Aeltern setzten in Trauerkleidern mit Thränen und Klagen ihre Mitbürger in Bewegung. Und von allen Seiten strömten sie zu Titus Tatius, dem Könige der Sabiner und mächtigsten Fürsten der ganzen Gegend und baten ihn, an ihrer Spitze gegen Rom zu ziehen. Die Cäniner, Crustuminer und Antemnaten, welche glaubten, Tatius und die Sabiner verführen allzu säumig, warteten deren Beistand nicht ab und rüsteten sich allein zu gemeinschaftlichem Kriege: ja den erbitterten Cäninern waren auch die andern nicht rasch genug, und sie fielen für sich allein ins Römische Gebiet. Aber mit leichter Mühe schlägt sie Romulus in die Flucht, tödtet ihren König und erobert ihre Stadt im ersten Angriff. Während dessen machten auch die Antemnaten einen Einfall: auch sie werden beim ersten Angriff geschlagen und ihre Stadt erobert.

Als nun Romulus über den doppelten Sieg frohlockend, in Rom einzog, bat ihn seine Gemahlin Hersilia im Namen der übrigen Geraubten, ihren Eltern zu verzeihen und sie in die Stadt aufzunehmen. Gern gewährte er dieses und viele der Aeltern und Verwandten der Geraubten zogen nach Rom. Nun zog er gegen die Crustuminer und noch leichter war der Kampf gegen diese, da sie durch die Niederlagen der Nachbarn bereits muthlos geworden waren. Zuletzt griffen auch die Sabiner zu den Waffen; und dieser Krieg war weit bedeutender. Denn sie ließen sich nicht durch Zorn und Leidenschaft fortreißen und List gesellte sich zu einem durchdachten Plane. So wußten sie gleich durch Verrath die Burg zu gewinnen. Von da kamen sie nicht eher herab, als bis die Römer gegen dieselbe hinan drangen. Als der Vorfechter der Römer, Hostus Hostilius fiel, wankte die Römische Schlachtlinie und zurückgeworfen wurden sie nur durch Romulus Tapferkeit wiederhergestellt. Im Gebet und mit Gelübde ruft er zu Jupiter, tritt selbst in die vordersten Reihen und führt sie ermuthigt vorwärts, bringt mit einer Schaar der kühnsten Streiter auf den Vorkämpfer der Sabiner Mettus Curtius ein und wirft ihn zurück: seinem Beispiele folgt das Römische Heer, und so waren sie, immer noch in hitzigem Kampfe, doch wieder im Vortheil. Da wagten die Sabinischen Frauen, um deren willen der Krieg geführt wurde, mit fliegenden Haaren und zerrissenen Gewanden, sich mitten unter die fliegenden Pfeile, drängten sich von der Seite dazwischen, zu trennen die erbitterten Heere, hier zu den Vätern, dort zu den Männern flehend, sie möchten sich nicht, Schwiegerväter und Eidame, mit fluchwürdigem Blute beflecken. Das erschüttert die Menge, erschüttert die Führer. Stille ward's plötzlich und Ruhe. Nun traten die Führer vor, einen Vertrag zu schließen, und nicht nur Frieden machen sie, sondern auch Einen Staat aus zweien. Sie theilen die königliche Würde mit einan-

der; die ganze Regierung verlegen sie nach Rom: das vereinigte Volk benennen sie, nach der Sabiner Hauptstadt Cures, Quiriten.

2.

Tarquinius Superbus. Aufhebung des Königthums.

(V. Chr. 510.)

Lucius Tarquinius gelangte auf den Thron durch Ermordung seines Vorfahren, des Königs Servius, der so trefflich regiert hatte, daß selbst einem guten und gemäßigten Thronfolger die Nacheiferung schwer geworden sein würde. Ihm aber erwarben seine Thaten den Beinamen des Despoten (Superbus). Ohne Scheu ließ er die vornehmsten Senatoren, die er für Anhänger des Servius hielt, umbringen, und in dem Bewußtsein, daß man sein Beispiel, durch Frevel den Thron zu besteigen, gegen ihn selbst nachahmen könnte, umgab er sich mit einer Leibwache; denn da er auf die Liebe seiner Unterthanen nicht rechnen konnte, mußte er durch Furcht seinen Thron sichern. Um ferner für seine Gewaltthaten leichteren Spielraum zu haben, hielt er die Untersuchungen auf Leib und Leben ohne Zuziehung Anderer für sich allein: nun konnte er unter diesem Vorwande hinrichten lassen, verbannen, mit Einziehung der Güter strafen, nicht allein, wer ihm verdächtig oder mißfällig war, sondern auch, wer nur seiner Raubsucht Befriedigung darbot. Durch dieses Mittel verminderte er besonders die Anzahl der Senatoren, ergänzte auch den Senat nicht mehr, theils um seine Würde zu schmälern, theils um seinen Unwillen über Hintansetzung unschädlicher zu machen.

Denn er war der erste König, der die herkömmliche Sitte, in Allem den Senat zu befragen, aufhob, den Staat nach Willkühr regierte, Krieg und Frieden, Verträge und Bündnisse, mit wem es ihm gefiel, ohne Genehmigung des Volks und Senats einging und aufhob. Auf diese Weise mußte er nothwendig alle Liebe seines Volkes verscherzen. Um sich durch fremden Beistand gegen seine Unterthanen zu sichern, machte er sich hauptsächlich das Volk der Latiner zu Freunden und knüpfte mit ihren Häuptern Gastfreundschaft und Verwandtschaft.

War er aber ein ungerechter König im Frieden, so war er darum kein untüchtiger Anführer im Krieg. Er war es, der den Krieg mit den Volskern, welcher noch zweihundert Jahre nach ihm dauerte, anfing und die Stadt Suessa Pometia mit Sturm eroberte. Die benachbarte Stadt Gabii bekam er, nachdem er sie lange vergeblich bestürmt, gar nicht nach Weise der Römer, durch List und Trug in seine Gewalt. Aus dem Erlös der Beute von Suessa beschloß er, auf dem Capitolium dem Jupiter einen Tempel zu erbauen, wie er würdig wäre des Oberhauptes der Götter und Menschen, würdig der Herrscher in Rom, und um denselben als ein recht würdiges Denkmal seines Namens zu hinterlassen, scheute er weder Mühe noch Kosten. Für dieses Werk, wie für andere denkwürdige Bauten, nahm er Handdienste des Volks in Anspruch und plagte so die Bürger neben den Beschwerden des Kriegs. Und da die Beute von Pometia kaum für die Grundlage des Tempels hinreichte, so gebrauchte er nicht allein die öffentlichen Gelder zu diesem Zweck, sondern er begann auch ungerechten Krieg gegen das reiche Nachbarvolk der Rutuler, zugleich um seine Unterthanen durch Beute zu beschwichtigen, da sie seines Despotismus und der drückenden Arbeiten wegen seiner Herrschaft gram waren.

Während Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, belagert

wurde, konnte man ziemlich frei aus dem dortigen Standlager nach Rom ab- und zugehen, mehr noch die Anführer, als die Gemeinen. Nun vertrieben sich die königlichen Prinzen manchmal die Langeweile durch Gastgebote und Nachtschwärmereien. Einst, als sie bei Sextus Tarquinius zechten, und auch Tarquinius aus Collatia dabei war, fiel das Gespräch auf ihre Frauen. Jeder pries die seinige vor allen. Als der Streit hitziger wurde, sprach der Collatiner: „Der Worte bedarf's nicht. In wenigen Stunden können wir uns davon überzeugen, wie weit vorzüglicher meine Lucretia ist. Wohlan, laßt uns zu Pferde steigen und selbst an Ort und Stelle sehen, was an unsern Frauen ist!" Sie waren warm vom Weine. „Es gilt!" riefen sie alle, und mit verhängtem Zügel eilten sie nach Rom. Von hier, wo sie mit der ersten Dämmerung eintrafen, ritten sie weiter nach Collatia und fanden — welch ein Unterschied zwischen Lucretia und den königlichen Schwiegertöchtern! — jene noch in später Nacht bei ihrer Wollarbeit im Kreise fleißiger Mägde beschäftigt, während diese bei üppigem Mahle mit ihren Freundinnen sich die Zeit vertrieben. Der Preis des Wettstreites ward Lucretia zuerkannt.

Da erwachte in Sextus Tarquinius die schnöde Lust, Lucretia's Ehre zu rauben. Nach wenigen Tagen kam er ohne Wissen des Collatiners, nur von Einem Diener begleitet, wieder nach Collatia. Freundlich empfangen und beherbergt, mißbrauchte er das Gastrecht zu schmählicher Gewaltthat. Als er wieder abgereist war, schickte Lucretia Boten zu ihrem Vater nach Rom, nach Ardea zu ihrem Gemahl und ließ sie bitten, eilends Jeder mit einem vertrauten Freunde zu ihr zu kommen. Mit ihrem Vater Lucretius kam Publius Valerius, mit ihrem Gatten Lucius Junius Brutus. Sie fanden Lucretia in tiefer Betrübniß, und als ihr Mann nach ihrem Befinden fragte, sprach sie: „Die Ehre ist verloren; doch mein Herz ist rein: dieß wird mein Tod bezeu-

gen. Gebt mir Hand und Wort, daß ihr Rache nehmen wollt an dem Frevler Sextus Tarquinius, welcher schmählich die Gastfreundschaft mißbraucht hat!" Alle gaben ihr das Wort und suchten sie zu trösten. Sie aber ergriff den Dolch, den sie unterm Kleid verborgen hatte, und stieß sich denselben ins Herz.

Laut auf schrien Gatte und Vater. Brutus aber zog den Dolch aus der Wunde und ihn, bluttriefend wie er war, emporhaltend, sprach er: „Bei diesem reinen Blute schwöre ich, und rufe euch, ihr Götter, zu Zeugen auf, daß ich Lucius Tarquinius, den Despoten, sammt seinem ganzen Stamme, mit Feuer und Schwert und aller möglichen Gewalt verfolgen und nicht dulden werde, daß Einer von ihnen hinfort König sei!" Darauf reichte er den Dolch dem Collatinus, dann dem Lucretius und Valerius, welche den vorgesprochenen Schwur wiederholten und Rache athmend dem Brutus als Führer folgten, als er sie auftief sogleich das Königthum umzustürzen. Sie tragen die Leiche auf das Forum. Eine Menge Menschen strömen zusammen und alle stimmen ein in die Entrüstung, in die Klage über den schändlichen Frevel. Doch Brutus, scheltend auf unnütze Klagen und Thränen, fordert sie auf, wie es Männern, wie es Römern gezieme, die Waffen zu ergreifen gegen die Gewaltthätigen. Sogleich bereit stellen sich die beherztesten Jünglinge in den Waffen: an sie schließen sich die übrigen Wehrhaften an. Nun ward eine Besatzung an den Thoren Collatias zurückgelassen und Wachen aufgestellt, damit Niemand den Aufstand der königlichen Familie melde, die Uebrigen zogen, von Brutus geführt, bewaffnet nach Rom. Wie sie dahin kamen, erregte die bewaffnete Schaar, wohin sie zog, Bestürzung und Auflauf. Doch, daß man die ersten Bürger der Stadt an der Spitze sah, ließ vermuthen, die Sache müsse von Bedeutung sein. Und nun erregte die That in Rom eine gleiche Bewegung, wie vorher in Collatia. Aus allen Gegenden

der Stadt strömten die Leute dem Forum zu. Hier berief der Herold das Volk zum Obersten der Leibwache, welche Stelle damals Brutus begleitete. Dieser hielt sodann eine Rede, über die abscheuliche Gewaltthat des Sextus Tarquinius, über Lucretias beklagenswerthe Entleibung; dann über des Königs Despotismus und das Elend und die Sclaverei des Volkes. Er erinnerte an des Servius Tullius Ermordung und rief die rächenden Götter an. Durch solche und andere Vorstellungen vermochte er das erbitterte Volk, den König zu entsetzen und mit seiner Familie für Verbannte zu erklären. Er selbst wählte und waffnete die Jüngeren, die sich freiwillig zum Dienst anboten, und zog mit ihnen, um das Heer aufzuwiegeln, ins Lager nach Ardea, während er dem Lucretius den Oberbefehl in der Stadt übertrug.

Als die Nachricht von diesen Vorfällen in's Lager gelangte, eilte der König voll Bestürzung nach Rom, indeß Brutus, wie er seine Annäherung merkte, einen Seitenweg einschlug. So kamen sie in entgegengesetzter Richtung fast zu gleicher Zeit, Brutus vor Ardea, Tarquinius vor Rom an. Hier fand er die Thore verschlossen und seine Verbannung ward ihm angekündigt. Den Befreier der Stadt empfing das Lager frohlockend; auch hier wurden des Königs Söhne ausgetrieben. Zwei begaben sich mit dem Vater nach Cäre ins Land der Etrusker. Sextus Tarquinius begab sich nach Gabii, wo er eines gewaltsamen Todes starb.

3.

Cajus Marcius Coriolanus.

(V. Chr. 488.)

Cajus Marcius, einer der vornehmsten Jünglinge Roms, hatte sich durch Muth und Geistesgegenwart bei Eroberung der Volkskischen Stadt Corioli den ehrenden Beinamen Coriolanus erworben. Sein Ruhm verdunkelte des Feldherrn Namen; aber mit seinem Ruhm wuchs auch sein Stolz. Bei den damaligen Partheikämpfen zwischen Patriciern und Plebejern war er einer der eifrigsten Verfechter patricischer Vorrechte, und Nichts war ihm so verhaßt, als die neulich von den Plebejern errungenen Rechte der Bürgertribunen. Eine passende Gelegenheit, diese wieder zu gewinnen, schien ihm gekommen zu sein, als eine drückende Hungersnoth das Volk heimsuchte. Aus Sicilien wurde eine Menge Getreide herbeigeführt, und im Senat berieth man, um welchen Preis dasselbe dem Volk zu überlassen sei. Da drang Marcius mit Heftigkeit darauf, nur gegen Rückgabe der alten patricischen Rechte und Aufhebung der Tribunengewalt das Getreide verabfolgen zu lassen. Voll Erbitterung griff das Volk zu den Waffen und kaum vermochten ihn die Tribunen durch Vorladung vor Gericht gegen die Wuth der Plebejer zu schützen. Marcius erschien nicht vor den Schranken, und in Abwesenheit verurtheilt, ging er in die Verbannung zu Roms geschwornen Feinden, den Volskern, mit Drohungen gegen seine Vaterstadt und von zornigem Trotze erfüllt.

Mit Wohlwollen nahmen ihn die Volsker auf, und dieses Wohlwollen stieg mit jedem Tage, je stärker seine Erbitterung ge-

gen seine Landsleute sich aussprach. Er wohnte bei Attius Tullus, einem der angesehensten Männern unter den Volskern, der von jeher zu den bittersten Feinden der Römer gehörte. Gemeinschaftlich entwarfen beide einen Plan zum Kriege. Allein ihre Mitbürger dahin zu vermögen, daß sie die so oft zu ihrem Schaden versuchten Waffen abermals ergriffen, war keine leichte Sache. Sie versuchten daher durch einen Kunstgriff ihr Volk gegen Rom zu erbittern. Die Römer hielten gerade Festspiele mit größter Pracht. Zu diesen kam auf Anstiften und in Begleitung des Attius Tullus eine große Menge Volsker. Nun ging vor dem Beginnen der Spiele Tullus zu den Consuln und wußte seine Landsleute zu verdächtigen. Sie beriefen den Senat und aus Vorsorge, um ein Unglück oder ein Verbrechen zu verhüten, wurde der Beschluß gefaßt, alle Volsker sollten vor Nacht die Stadt verlassen. Mit größter Erbitterung zogen sie ab, Tullus versammelte sie unterwegs und wußte durch geeignete Reden ihren Haß noch mehr zu entflammen. In der Heimath angekommen theilten sie ihren Mitbürgern ihre Stimmung mit und bald erhoben sich sämmtliche Volsker zu allgemeinem Aufstand.

Zu Anführern in diesem Kriege erwählte man einstimmig Attius Tullus und den verbannten Cajus Marcius, der bereits allgemeines Zutrauen besaß. Und dieses täuschte er keineswegs. Er eroberte eine Stadt nach der andern, drang siegreich bis vor die Mauern Roms und schlug daselbst sein Lager auf. Bei der Plünderung des Gebietes der Stadt ließ er die Ländereien der Patricier unangetastet, entweder aus Erbitterung auf die Plebejer, oder um Zwietracht unter den Bürgern zu veranlassen. Und leicht wäre solche entstanden, zumal die Bürgertribunen das Volk aufhetzten. Doch die Furcht vor dem gemeinschaftlichen Feinde war ein stärkeres Band der Eintracht. Nur darin waren sie nicht einig, daß Senat und Consuln ihre einzige Hoffnung auf die

Waffen setzten, das Volk entmuthigt nach Frieden verlangte. Dem Dringen der Bürger gab der Senat nach und es wurden Gesandte mit Friedensanträgen an Marcius abgeschickt. Sie brachten die trotzige Antwort zurück: „Erst, wenn den Volskern ihr erobertes Land abgetreten sei, könne von Frieden die Rede sein.“ Dieselben Gesandten, zum zweitenmal abgeschickt, wurden gar nicht vorgelassen. Auch die Priester in ihrer Ehrentracht kamen in feierlich flehendem Aufzuge; es gelang ihnen eben so wenig, den harten Sinn des Feindes zu erweichen.

Da versammelten sich die Frauen in großer Zahl bei Coriolans Mutter Veturia und seiner Gattin Volumnia, und beredeten sie, mit ihnen ins feindliche Lager zu gehen, auf daß die Weiber mit Bitten und Thränen die Stadt vertheidigten, welche die Männer mit den Waffen nicht mehr zu schützen vermochten. Sie zogen dahin, an der Spitze Veturia, eine würdige Matrone von hohem Alter, und Volumnia, auf den Armen ihre beiden Söhnlein. Als sie vor dem Lager ankamen, und dem Marcius gemeldet wurde, ein großer Zug von Weibern nahe heran, so schien er anfangs noch hartnäckiger gegen weibliche Thränen wie gegen die Hoheit der Abgesandten des Staates und die heilige Würde der Priester. Wie er aber hörte, seine Mutter, Gattin und Kinder befänden sich an der Spitze, da sprang er auf, von seinen Gefühlen übermannt, und eilte mit ausgebreiteten Armen der Mutter entgegen. Doch diese mit Ernst der Umarmung wehrend, rief mit gerechtem Unwillen ihm entgegen: „erst laß mich wissen, ob ich zum Feind oder zum Sohne kam, ob ich als Mutter oder als Gefangene in Deinem Lager bin. Mußte mein Alter den Jammer erleben, Dich als Feind des Vaterlandes zu erblicken? Wie konntest Du es über Dich gewinnen, das Land zu verwüsten, welches dich gezeugt und genährt hat? Und, so erzürnt du auch warst, wollte sich dein Grimm nicht legen, als du das Gebiet deiner Va-

terstadt betratst? Als du Rom vor Augen sahest, wollte dir da nicht einfallen, daß da deine Götter, dein Haus und Mutter, Gattin und Kinder sind? Also — hätte ich nicht einen Sohn geboren, so würde Rom jetzt nicht belagert, frei wäre ich im freien Vaterlande gestorben!" — Nun fielen Gattin und Kinder ihm um den Hals; die ganze Schaar der Frauen begann zu weinen und zu jammern. Da erweichte endlich des Mannes harter Sinn. Er zog mit dem Heere von der Stadt ab und führte es weg vom Römischen Gebiete. Bei den Volskern aber soll er als Opfer des Hasses gefallen sein.

4.

Die Gallier in Rom.

(V. Chr. 390.)

Die Gallier, ein bisher den Römern unbekanntes Volk, angelockt durch Italiens Erzeugnisse und vornämlich durch den Genuß des Weines, der ihnen damals noch neu war, stiegen über die Alpen ins Hetrurische Land hinab und belagerten Clusium. Als die Clusiner voll Schrecken über den neuen Feind, seine Menge und die nie gesehenen Gestalten und Waffen hörten, daß sie schon wiederholt die Heere der Etrusker geschlagen, wendeten sie sich um Hülfe nach Rom, wiewohl sie weder in Freundes- noch Bundesverhältniß standen. Hülfe an Mannschaft wurde zwar nicht gewährt, aber drei Gesandte, die Söhne des Marcus Fabius Ambustus, wurden abgeschickt, um im Namen des Römischen Senats und Volkes zu verlangen, daß sie Freunde und Bundesgenossen des Römischen Volkes, die ihnen Nichts zu Leide

gethan, sollten unangegriffen lassen: sonst würden die Römer, wenn es sein müsse, sie mit den Waffen in der Hand vertheidigen. Als diese ihren Auftrag in der Versammlung der Gallier ausgerichtet hatten, erhielten sie zur Antwort: „Ob sie gleich den Namen der Römer zum erstenmale hörten, so glaubten sie doch, es müßten tapfere Männer sein, da sich die Clusiner in ihrer Noth an sie gewendet hätten. Und weil sie die Clusiner lieber durch eine Gesandtschaft als mit den Waffen hätten schützen wollen, so wollten auch sie den angebotenen Frieden nicht zurückweisen, wenn die Clusiner von ihrem überflüssigen Lande den Galliern, die dessen bedürften, einen Theil abtreten wollten. Anders könne der Friede nicht Statt haben. Sie wollten die Antwort im Beisein der Römer vernehmen und wollten auch, falls ihnen die Ländereien verweigert würden, in Gegenwart der Römer fechten, damit diese zu Hause bezeugen könnten, wie weit die Gallier alle übrigen Sterblichen an Tapferkeit übertrafen." Als sie nun auf die Frage der Römer: „Was das für ein Recht sei, Eigenthümern ihr Land abzufordern oder mit den Waffen zu drohen?" und „Was Gallier in Hetrurien zu suchen hätten?" trotzig erwiederten: „sie trügen ihr Recht in den Waffen" und „tapferen Männern gehöre die Welt;" da entbrannten die Gemüther, beide Theile liefen zu den Waffen und der Kampf begann. Nun griffen, entgegen dem Völkerrecht, die Gesandten zu den Waffen, und dieß konnte nicht verborgen bleiben, da drei der edelsten und tapfersten Männer Roms in den vordersten Reihen der Etrusker kämpften und durch Tapferkeit sich auszeichneten. Ja Quintus Fabius sprengte sogar vor die Linien und erlegte einen Anführer der Gallier. Als er ihm die Rüstung auszog, erkannten ihn jene und augenblicklich gaben sie ihren Zorn gegen die Clusiner auf, bließen zum Rückzug und droheten den Römern. Vorerst schickten sie Gesandte nach Rom, um über die Verletzung des Völkerrechts Beschwerde zu

führen und die Auslieferung der Fabier zu verlangen. Der Senat mißbilligte allerdings das Betragen der Fabier und hielt die Forderung der Barbaren für gerecht; allein gegen so angesehene Männer mochte man keinen Beschluß fassen und überwies die Entscheidung an das gesammte Volk. Hier vermochten Einfluß und Macht noch mehr, so daß die, welche jetzt bestraft werden sollten, sogar zu Kriegstribunen mit consularischer Gewalt erwählt wurden. Voll Erbitterung kehrten die Gesandten der Gallier zurück und als sie verkündeten, wie man den Frevlern am Völkerrecht sogar noch Ehre erwiesen, da rissen sie, glühend vor Zorn, sogleich die Fahnen aus der Erde und zogen im Eilmarsch gegen Rom. Wohin sie kamen, bedeckten sie mit Roß und Mann in lang und breit gedehntem Zuge einen unermeßlichen Raum. Aber Nichts erregte in Rom, wohin der Ruf und die Meldungen der geschreckten Völker ihnen voraneilten, einen so großen Schrecken, als die Schnelligkeit, mit der die Feinde heranzogen. Denn ungeachtet der Eile, in der man mit dem zusammengerafften Heere aufbrach, konnte man doch kaum bei dem eilften Meilensteine*) sich dem Feinde entgegenstellen da, wo der Fluß Allia sich in die Tiber ergießt. Schon war Alles vorn und auf den Seiten voll von Feinden und das barbarische Volk erfüllte weit und breit die Luft mit wildem Gesang und verwirrtem Geschrei.

Hier stellten nun die Kriegstribunen, ohne vorher einen Platz zum Lager zu wählen, oder eine Verschanzung anzulegen, in die sie sich hätten zurückziehen können, ohne Vögel und Opfer zu befragen, ihre Linien auf, mit weit ausgedehnten Flügeln, um von der Menge der Feinde nicht umzingelt werden zu können. Dennoch gelang es ihnen nicht, eine so lange Linie, wie die feindliche zu bilden, während ihr Mitteltreffen durch diese Ausdehnung ge-

*) 2½ deutsche Meilen.

schwächt und beinahe ohne Zusammenhang war. Zur Rechten war eine kleine Anhöhe: dieselbe besetzten sie mit einem Rückhalt und diese Vorkehrung war die einzige Rettung der Fliehenden. Aber ganz unrömisch war das Ansehen und die Haltung des Heeres. Angst und Bestürzung hatte sich aller Gemüther bemächtigt und sie hatten so alle Besinnung verloren, daß bei weitem der größere Theil nach der Stadt Veji floh, von der sie doch die Tiber schied, als gerades Wegs nach Rom zu Weib und Kind. Der Gallische Fürst Brennus, eine List befürchtend, griff zuerst den Rückhalt an. Auf kurze Zeit deckte diesen die Anhöhe: das übrige Heer ergriff, sobald sie das Feldgeschrei hörten, beinahe ehe sie den unbekannten Feind erblickten, ohne den Kampf zu versuchen, ja ohne das Feldgeschrei zu erwiedern, mit heiler Haut und unangegriffen die Flucht. Im Kampfe fiel Keiner, nur Fliehende wurden niedergehauen, da sie im Gedränge einander an der Flucht hinderlich waren. Am Ufer der Tiber entstand ein arges Gemetzel und Viele, die nicht schwimmen konnten oder von der Rüstung beschwert ermatteten, verschlang die Tiefe; die Meisten jedoch entkamen wohlbehalten nach Veji, sendeten aber von da nicht einmal die Meldung ihrer Niederlage nach Rom. Die vom rechten Flügel eilten alle nach Rom und flohen, ohne auch nur die Stadtthore zu schließen, auf die Burg.

Auch auf die Gallier wirkte der so plötzliche Sieg wie ein Wunder mit betäubender Gewalt. Vor Bestürzung wie festgewurzelt standen sie anfangs da, als wüßten sie nicht, was vorgefallen sei: dann fürchteten sie einen Hinterhalt; zuletzt sammelten sie den Raub von den Erschlagenen und thürmten nach ihrer Sitte Haufen von Waffen auf. Jetzt erst, nachdem sich nirgends ein Feind zeigte, machten sie sich auf den Weg und kamen nicht lange vor Sonnenuntergang bei der Stadt Rom an. Als ihnen hier die vorausgeeilten Reiter meldeten, kein Thor sei geschlossen, keine

Wache stehe vor den Thoren, kein Bewaffneter sei auf den Mauern zu sehen, so hemmte dieses zweite, dem ersten ähnliche Wunder ihre Schritte und weil sie es bedenklich fanden, sich bei Nacht an eine Stadt zu wagen, deren Lage sie nicht kannten, so ließen sie sich zwischen Rom und dem Anio nieder und schickten Kundschafter an die Mauern und an mehrere Thore, um die Maßregeln, die der Feind in seiner verzweifelten Lage nehme, zu erforschen. Bei den Römern wurden, weil die Mehrzahl sich von dem Schlachtfelde weg nach Veji gewandt hatte und Niemand glaubte, daß außer denen, die nach Rom geflohen, noch Jemand übrig sei, Alle, Lebende wie Todte, beweint und fast die ganze Stadt war mit Jammergeschrei erfüllt. Dann aber, als man die Ankunft des Feindes erfuhr, wurde die Trauer der Einzelnen durch den Schrecken der allgemeinen Noth übertäubt. Bald hörte man auch das Geheul und den mißtönigen Gesang der Barbaren, welche schaarenweis die Mauern umschwärmten. Und von nun an waren die Gemüther fort und fort bis zum andern Morgen in solcher Spannung, daß sie jeden Augenblick den Einbruch der Feinde in die Stadt erwarteten. Den Todesschrecken brachte der anbrechende Tag und zugleich das Unglück selbst als die feindlichen Fahnen in die Thore einrückten.

Dennoch zeigten die Bürger eine ganz andere Haltung, wie die, welche an der Allia so ängstlich geflohen waren. Denn da keine Hoffnung war, mit dem kleinen Ueberreste von Mannschaft die Stadt behaupten zu können, so beschloß man, die wehrhafte Mannschaft mit Weib und Kind und die Rüstigsten des Senats sollten sich auf die Burg und das Capitolium begeben und mit Waffen und Lebensmitteln versehen von dieser Feste herab die Götter, Bürger und den Namen Roms vertheidigen. Und damit die übrige Menge um so gelassener sich darein ergebe, so erklärten die Greise, welche triumphirt und Consulate bekleidet hatten, öffent-

lich, sie wollten mit ihnen sterben und nicht mit einem Leibe, der keine Waffen tragen, das Vaterland nicht vertheidigen könne, den Waffenfähigen ihren Mangel drückender machen. Und als nun die, welche alle Hoffnung und Hülfe mit sich nahmen, von denen schieden, die den Untergang der eroberten Stadt nicht zu überleben beschlossen hatten, so war dieß Elend an sich, so wie sein Anblick, jammervoll genug; allein das Weinen der Weiber, ihr ängstliches Hin- und Herlaufen, indem sie sich bald an diese, bald an jene anschlossen und unaufhörlich ihre Männer und ihre Söhne fragten, welchem Schicksale sie überlassen würden, erfüllte jedes Maß menschlicher Leiden. Doch zog ein großer Theil von ihnen mit den Ihrigen auf die Burg, ohne eingeladen, ohne zurückgewiesen zu sein; denn dem Räthlichen widerstrebte die Menschlichkeit. Eine andere Schaar, größtentheils vom gemeinen Volk, stürmte aus der Stadt und zerstreute sich theils aufs Land, theils zogen sie in die benachbarten Städte, ohne Führer, ohne Verabredung, Jeder seiner eignen Hoffnung, seinem eignen Entschlusse folgend. Die in der Stadt zurückbleibenden Greise erwarteten indeß, auf den Tod gefaßt, das Einrücken der Feinde. Diejenigen, welche höhere Stellen bekleidet hatten, saßen, um in den Ehrenzeichen ihres ehemaligen Glücks, ihrer Aemter und ihrer Tapferkeit zu sterben, in ihren Festkleidern wie bei öffentlichen Aufzügen, mitten im Vorhofe ihrer Häuser auf elfenbeinernen Stühlen.

Die Gallier, bei denen in der Zwischenzeit der Nacht die Spannung des Kampfes nachließ, zumal da sie bisher fast keinen Widerstand, keine Gefahr zu bestehen hatten, zogen ohne alle Erbitterung durch das offene Collinische Thor ein und rückten bis auf den Markt. Hier ließen sie, um nicht nach ihrer Zerstreuung von der Burg oder dem Capitolium aus überfallen zu werden, eine kleine Heerabtheilung zurück, dann vertheilten sie sich durch die menschenleeren Straßen zum Plündern, stürzten theils schaa-

renweise in jedes nächste Haus, theils rannten sie zu den entfernteren, als ob nur in diesen Beute zu suchen wäre. Von da kehrten sie, eben durch die Oede hinwiederum abgeschreckt, um nicht bei ihren Streifereien auf einen feindlichen Hinterhalt zu fallen, in gedrängten Haufen auf den Markt und in seine Umgebung zurück: und hier, wo sie die Bürgerhäuser verriegelt, die Vorhöfe der Großen aber offen sahen, fanden sie es fast bedenklicher, in die offenen als in die verschlossenen einzudringen; ja nicht ohne Ehrfurcht betrachteten sie die in den Vorhöfen sitzenden Männer, denen bei ihrem Festschmuck und ihrer ehrwürdigen Haltung selbst die Hoheit, die aus ihren Zügen und dem Ernst des Antlitzes sprach, ein Ansehen von Göttern gab. Als sie in ihren Anblick versunken da standen, schlug einer derselben einen Gallier, der ihm den langen Bart strich, mit seinem elfenbeinernen Stabe auf den Kopf und reizte dadurch ihren Zorn. Nun begann das Gemetzel. Zuerst wurden die auf den Stühlen niedergestoßen, dann die übrigen: keines Menschen wurde geschont; die Häuser wurden geplündert und die ausgeleerten angezündet.

Uebrigens sei es nun, weil die Lust an der Zerstörung nicht allgemein war, oder war es Plan der Häupter, — am ersten Tage griff das Feuer nicht so weit und breit um sich, wie sonst in einer eroberten Stadt. Die Römer, die von der Burg herab ihre Stadt voll Feinde sahen, die in allen Straßen zerstreut umherliefen, konnten, da bald da bald dort ein neues Unheil entstand, nicht zur Besinnung kommen, ja sie trauten nicht einmal mehr ihren Augen und Ohren. Wohin das Geschrei der Feinde, das Wehklagen der Weiber und Kinder, das Prasseln der Flammen, das Krachen der einstürzenden Gebäude ihre Aufmerksamkeit lenkte, dahin wandten sie, bei Allem erbebend, Sinn, Angesicht und Auge, als hätte sie das Schicksal hieher gestellt, bei dem Untergang ihrer Vaterstadt Zuschauer zu sein und von all ihrem Eigen-

thum weiter Nichts vertheidigen zu können als ihren Leib; so viel beklagenswerther als Alle, die je belagert worden, weil sie, selbst ausgesperrt von ihrer Vaterstadt, alles Ihrige in der Feinde Gewalt sahen. An den grausenvollen Tag reihete sich eine nicht minder gräßliche Nacht und der folgende Tag erneuerte die Scenen des Jammers: jeder Moment bot den Anblick eines neuen Verderbens dar.

Unter der Last so vieler Leiden begraben, gaben sie den Muth nicht auf, — und sollten sie auch Alles in Feuer und Trümmer zusammenstürzen sehen — dennoch den Hügel, den sie behaupteten, so arm und klein er war, die letzte Stätte der Freiheit, tapfer zu vertheidigen. Bald auch hatten sie, des Jammers gleichsam schon gewohnt, gegen die Empfindung ihres Unglücks sich verhärtet und blickten nur auf ihre Waffen und auf das Schwert in ihrer Hand, als auf die einzigen Ueberreste ihrer Hoffnung hin. Auch die Gallier, nachdem sie mehrere Tage lang nur gegen die Gebäude der Stadt gewüthet und die Feinde durch den Schrecken des Brandes nicht zur Uebergabe bewegen konnten, entschlossen sich zum Aeußersten, die Burg zu stürmen. Mit lautem Geschrei, die Schilde über die Köpfe gehalten, stiegen sie den Berg hinan. Die Römer aber, ganz besonnen und kaltblütig, verstärkten an allen Zugängen die Posten, stellten da, wo sie den Feind andringen sahen, den Kern ihrer Männer ihm entgegen und ließen ihn heransteigen, weil sie ihn, je höher er sich den schroffen Fels hinaufwagen würde, desto leichter am Abhange herabzuwerfen hofften. Ungefähr auf der Mitte des Hügels stellten sie sich zur Wehr und mit leichter Mühe die Gallier hinabstürzend häuften sie Leichen auf Leichen, so daß sie nie wieder diesen Kampf versuchten.

Nunmehr trafen sie Anstalten zur Belagerung. Da sie aber das Getreide in der Stadt selbst den Flammen Preis gegeben hatten und vom Lande alle Vorräthe bereits nach Veji geschafft wor-

den waren; so theilten sie ihr Heer, um mit der Einen Hälfte die Nachbarvölker auszuplündern und den Andern, welche die Burg belagerten, Getreide zuzuführen. Bei einem solchen Streifzug kamen die Gallier auch nach Ardea, wo sich damals Marcus Furius Camillus aufhielt. Dieser hatte durch Tapferkeit und Einsicht das zehen Jahre lang belagerte Veji erobert und durch Gerechtigkeit und Redlichkeit die Falisker besiegt; nachher aber von seinen undankbaren Mitbürgern wegen Vertheilung der Beute vor Gericht gefordert, war er in freiwillige Verbannung gegangen. Als er nun, betrübter über die Lage des Staats, als über seine eigne, sich abhärmte und es ebenso ärgerlich als unbegreiflich fand, daß jene Männer verschwunden sein sollten, die mit ihm Veji und Falerii erobert hatten: da hörte er auf Einmal, ein Gallisches Heer sei in der Nähe und die Ardeaten voll Bestürzung gingen darüber zu Rathe. Und wie von eines Gottes Hauch angeweht, trat er in ihre Versammlung, der er bisher fern geblieben war und sprach:

„Ardeaten, ihr meine alten Freunde und jetzt durch eure Güte meine neuen Mitbürger, glaubet nicht, daß ich meiner Lage uneingedenk hier auftrete: nein, die gemeinschaftliche Gefahr zwingt Jeden mitzutheilen, was er in dieser Noth für Rettungsmittel weiß. Und wann könnte ich euch eure Güte vergelten, wenn ich jetzt säumte? oder wo kann ich euch anders nützen, wenn nicht im Kriege? Euch aber bietet sich jetzt die Gelegenheit dar, dem Römischen Volke seine früheren Wohlthaten zu vergelten und eurer Stadt die glänzende Ehre des Sieges über den gemeinsamen Feind zu erwerben. Der wilde Schwarm, welcher heranzieht, ist ein Volk, dem die Natur mehr große als feste Körper verlieh: sie sind mehr durch das Ungestüm ihres Angriffs als durch Muth und Ausdauer furchtbar. Den Beweis kann Roms Unglück geben. Die offene Stadt haben sie erobert: Burg und Capitolium wi-

versteht ihnen mit einer Hand voll Leute. Der Belagerung schon müde, schweifen sie auf dem Lande umher. Ueberladen mit Speise und Wein, ohne Posten und Wachen, liegen sie wie das Vieh ohne alle Ordnung an den Wasserbächen nieder und jetzt im Glücke noch weniger auf ihrer Hut als gewöhnlich. Seid ihr entschlossen, eure Mauern zu schützen, so greift beim Einbruch der Nacht in Masse zu den Waffen; folget mir, zum Würgen, nicht zum Fechten! Liefere ich sie euch nicht, vom Schlafe gefesselt, wie das Vieh zur Schlachtbank, so mag es mir in Ardea ebenso gehen wie in Rom." Freunde und Feinde waren darin eins, daß die damalige Zeit nirgends einen so trefflichen Feldherrn aufzuweisen habe. Mit freudigem Vertrauen stellen sie sich unter Camillus Befehl und harren ungeduldig des Zeichens zum Aufbruch; wie es erfolgt, sammeln sie sich in der Stille der einbrechenden Nacht. Sie rücken aus, finden das Lager der Gallier, wie vorhergesagt, ungeschützt und vernachlässigt und stürmen es mit lautem Geschrei. Nirgends gibt es Kampf, allenthalben nur Gemetzel: unbewehrt und vom Schlafe abgespannt werden die Feinde zusammengehauen.

Unterdessen wuchs zu Veji mit jedem Tage zugleich mit dem Muthe auch die Macht; denn außer den Römern, die bisher auf dem platten Lande umhergeirrt waren, strömten auch aus Latium Freiwillige dahin, um an der Beute Theil zu nehmen. Die Zeit schien gekommen, die Vaterstadt den Händen der Feinde wieder zu entreißen; aber dem kraftvollen Körper fehlte ein Haupt. Der Ort selbst erinnerte an Camillus und die meisten der Soldaten hatten unter seiner Führung mit Glück gefochten. So wurde denn einstimmig beschlossen, den Camillus von Ardea herbeizurufen, zuvor aber den Senat in Rom darüber zu befragen. Der Weg dahin mußte mit großer Gefahr mitten durch die feindlichen Wachposten genommen werden. Hierzu erbot sich ein unternehmender

Jüngling, Pontius Cominius, legte sich auf Kork und schwamm die Tiber hinab zur Stadt. Hier stieg er an einer steilen und deßhalb vom Feinde nicht bewachten Felsenwand zum Capitolium hinan und eröffnete der Obrigkeit die Wünsche des Heeres. Der Senat faßte den Beschluß, Camillus solle, sobald er von dem versammelten Volke aus der Verbannung zurückberufen sei, zum Dictator ernannt werden und das Heer solle den gewünschten Feldherrn erhalten. Darauf stieg der Bote auf demselben Wege wieder herab und eilte nach Veji. Nach Ardea gingen Gesandte ab, um Camillus dahin einzuladen und noch in seiner Abwesenheit wurde derselbe zum Dictator ernannt.

Während dieß in Veji vorging, schwebte das Capitolium zu Rom in großer Gefahr. Vermuthlich hatten die Gallier da, wo der Bote von Veji hinaufgekommen war, menschliche Fußtritte wahrgenommen. Sie kamen bei sternheller Nacht an diese Stelle, ließen zuerst durch einen Unbewaffneten den Weg versuchen, reichten dann diesem ihre Waffen zu und indem sie sich bei schwierigen Stellen gegenseitig unterstützten, hoben und emporzogen, erklimmten sie in solcher Stille die Spitze, daß nicht bloß die Wachen nichts merkten, sondern selbst die Hunde nicht wach wurden. Nur die Gänse, die man als der Juno heilig in der größten Hungersnoth verschont hatte, merkten es. Und dieß rettete Rom. Denn durch ihr Geschrei und ihren Flügelschlag wurde Marcus Manlius, ein ausgezeichneter Krieger, der bereits Consul gewesen war, aufgeweckt, griff zu den Waffen, machte Lärm, eilte zuerst an Ort und Stelle und während die Uebrigen zusammeneilten, stürzte er den Gallier, der schon oben stand, durch einen Stoß mit dem Buckel seines Schildes hinunter, so daß er im Fall die Nächsten mit sich hinabriß. Einige Andere, die in der Bestürzung die Waffen fallen ließen und an den Klippen sich fest klammerten, erlegte er ebenfalls. Nun hatten sich schon mehrere zu ihm gesam-

melt und vereint trieben sie den Feind mit Geschossen und Steinen ab, so daß der ganze Heerhaufe über Hals und Kopf hinunterstürzte. Seitdem waren beide Theile mehr auf ihrer Hut; die Gallier, weil verlautete, daß zwischen Veji und Rom Boten ab- und zugingen; die Römer, weil ihnen die Gefahr jener Nacht im Andenken blieb.

Aber mehr als durch alle Leiden der Belagerung und des Kriegs waren beide Heere von Hungersnoth gedrückt. Während also der Dictator zu Ardea selbst die Aushebungen betrieb, sein Reiteroberster Lucius Valerius das Heer von Veji abführte und von dieser Seite alle Rüstungen und Vorkehrungen getroffen wurden, um dem Feinde gewachsen zu sein; — sah das Heer auf dem Capitolium, das vom Postendienst und den Wachen erschöpft dennoch allen menschlichen Leiden Trotz bot, aber den Hunger nicht zu besiegen vermochte, von einem Tage zum andern mit wachsender Sehnsucht der Hülfe entgegen. Als aber endlich mit den Lebensmitteln auch die Hoffnung ausging und bei beständigem Fortgange des Postendienstes fast die Waffen allein den entkräfteten Körper zu Boden drückten, da verlangte es Uebergabe oder Loskaufung unter jeder Bedingung; denn die Gallier hatten nicht undeutlich zu verstehen gegeben, sie würden sich für einen nicht hohen Preis zur Aufhebung der Belagerung geneigt finden lassen. Jetzt wurde Senat gehalten und nach seinem Beschluß wurde mit dem Fürsten der Gallier, Brennus, ein Vergleich abgeschlossen und tausend Pfund Gold als Preis des Volkes, welches bald die Welt beherrschen sollte, festgesetzt. Die Gallier brachten falsche Gewichte mit und da sie die Römer nicht gelten lassen wollten, warf Brennus in seinem Uebermuth noch sein Schwert zu den Gewichten mit den höhnenden Worten: „Wehe den Besiegten!"

Doch Götter und Menschen bewahrten die Römer von der drohenden Schmach. Ehe noch der schändliche Kauf beendigt

war, kam der Dictator dazu und gebot, das Gold wegzuschaffen und die Gallier fortzuweisen. Den Vertrag, erklärte er, weil er nach seiner Ernennung zum Dictator ohne seine Genehmigung abgeschlossen war, für ungültig und forderte die Gallier auf, sich zum Kampf bereit zu halten. Seine Krieger aber rief er zu den Waffen, um das Vaterland mit dem Schwerte, nicht mit Gold wieder zu erwerben. Darauf stellte er sein Heer, so gut es die Beschaffenheit des Platzes gestattete, auf dem Boden der halbzerstörten Stadt und traf alle Vorkehrungen der Kriegskunst, wodurch den Seinigen die Ueberlegenheit gesichert wurde. Die Gallier, voll Verwirrung über die unerwartete Wendung, griffen zu den Waffen und rannten mehr im Zorn, als mit Ueberlegung auf die Römer los. Schon hatte das Glück sich gewendet, schon unterstützte Göttermacht und Menschenklugheit die Sache Roms. Also wurden die Gallier beim ersten Zusammentreffen ebenso leicht geworfen, als sie an der Allia gesiegt hatten. In einer zweiten, mehr förmlichen Schlacht wurden sie am achten Meilensteine*) auf dem Wege nach Gabii von demselben Camillus abermals geschlagen. Hier war das Blutbad allgemein: ihr Lager wurde erobert und nicht einmal ein Bote der Niederlage entkam. Der Dictator kehrte im Triumph in die Stadt zurück und wurde mit wohlbegründetem Lobe als „Vater des Vaterlandes und als „zweiter Gründer der Stadt" gepriesen.

*) 1¾ deutsche Meilen.

5.

Die Römer in den Caudinischen Pässen.

(V. Chr. 321.)

Lange schon und hart stritten die Sammiten mit Rom um ihre Selbstständigkeit. Endlich war durch wiederholte Niederlagen ihre Kraft gebrochen und sie schickten Gesandte mit Friedensanträgen nach Rom, lieferten die Anstifter des Krieges aus und boten Herausgabe der Gefangenen und der gemachten Beute an, so wie alle andere von den Römern vordem geforderte Genugthuung. Aber vergebens: die Römer hatten es auf Vernichtung des Sammitenvolkes abgesehen. Von Neuem also sammelten sie ihre Schaaren und nach angebotener Sühne mit erneutem Muthe und erhöhtem Vertrauen rückten sie aus, geführt von Cajus Pontius, einem trefflichen Feldherrn.

Derselbe nahm den Römern unbemerkt sein Lager in der Nähe von Caudium und wußte durch geflissentlich ausgestreute Gerüchte und kluge Veranstaltung denselben die Meinung beizubringen, er stehe mit seiner gesammten Macht in Apulien, wo er Luceria durch Einschließung hart bedränge und nächstens zu bestürmen gedenke. Die Römer setzten keinen Zweifel in übereinstimmende Aussagen und voll Eifer, ihre wackern und getreuen Bundesgenossen zu entsetzen, wählten sie von den zwei Wegen, welche dahin führten, statt des sicheren Umwegs an der Meeresküste, den näheren gefährlichen durch die Caudinischen Gabeln. Diese Gegend ist also beschaffen. Zwei hohe, enge und waldige Pässe haben durch rund umher zusammenhängende Gebirge eine Verbindung. Zwischen ihnen liegt mitten inne eingeschlossen eine

Ebene von beträchtlichem Umfang, mit Gras bewachsen und wasserreich und der Weg geht mitten durch. Um zu derselben zu gelangen, muß man durch den vorderen Engpaß ziehen, und heraus muß man entweder auf dem nämlichen Weg wieder zurück, oder vorwärts durch den zweiten noch engeren und schwierigeren Paß sich durcharbeiten.

Die Römer waren durch den einen Hohlweg in diese Ebene gezogen. Als sie nun weiter zum zweiten Engpaß kamen, fanden sie diesen durch einen Verhau gesperrt, und gewaltige Felsenmassen waren in den Weg gewälzt. Zugleich sahen sie auch die umgebenden Höhen mit Bewaffneten besetzt. Geschwind machten sie sich auf denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren; aber auch diesen finden sie durch Verhau und Bewaffnete gesperrt. Da stehen sie nun voll Bestürzung, die Glieder wie gelähmt, Einer den Andern anblickend, indem Jeder dem Andern mehr Besonnenheit und Entschließung zutraute, in langem Schweigen, unbeweglich. Als sie darauf die Zelte der Consuln aufrichten und Einige zum Schanzgeräthe greifen sahen, so erkannten sie freilich, daß sie in ihrer verzweifelten und hoffnungslosen Lage mit ihrem Schanzen nur zum Gespötte werden mußten; doch legen sie unaufgefordert, Einer wie der Andere, Hand an die Arbeit, schlagen ein Lager auf und ziehen einen Wall darum, unter dem übermüthigen Hohne des Feindes, und selbst ihrer nutzlosen Arbeit spottend. Bei den niedergeschlagenen Consuln, die nicht einmal einen Kriegsrath beriefen, da doch kein Rath und keine Hülfe mehr vorhanden sei, versammelten sich von selbst die Unterfeldherrn und Obersten; und die Soldaten, den Blick nach den Hauptzelten gerichtet, verlangten von ihren Feldherrn eine Hülfe, die ihnen kaum die unsterblichen Götter gewähren konnten. Während sie mehr klagten, als sich beriethen, brach die Nacht herein, indeß ein Jeder nach seiner Sinnesart sich äußerte, der Eine: „Mitten durch

die Verhaue" — der Andere: „Gerade die Berge hinan, — durch die Wälder, wo man nur Waffen tragen kann, lasset uns fortdringen! Nur eine Möglichkeit, zum Feinde zu gelangen, und Alles wird eben sein für Römer im Kampfe mit den so oft besiegten Sammiten!" — Wieder Andere: „Wollen wir die Berge von ihrer Stelle rücken? So lange diese Höhen über uns herabhängen, wo will man an den Feind gelangen? Bewaffnete und Wehrlose, Tapfere und Feige, alle sind wir gefangen und besiegt. Nicht einmal sein Schwert wird uns der Feind zu ehrenvollem Tod entgegen halten." Unter wechselnden Aeußerungen dieser Art, ohne an Speise, ohne an Schlaf zu denken, brachten sie die Nacht hin.

Aber auch sogar die Sammiten wußten sich in ihrem großen Glücke nicht zu rathen. Daher stimmten alle dahin, den Herennius Pontius, den Vater ihres Feldherrn, schriftlich zu befragen. Dieser hatte sich seines hohen Alters wegen von allen Geschäften des Kriegs und der Verwaltung bereits zurückgezogen: doch im abgelebten Körper waltete noch frische Geisteskraft und hohe Einsicht. Auf die Anfrage seines Sohnes, was mit den eingeschlossenen Römern anzufangen sei, ertheilte er erstlich den Rath, alsobald Alle ungekränkt abziehen zu lassen. Als dieser Rath verworfen wurde, gab er auf wiederholte Anfrage den Bescheid, alle bis auf den letzten Mann nieder zu hauen. Durch einstimmiges Verlangen in den Kriegsrath berufen, erschien alsobald der Greis im Lager, und indem er an seinem Gutachten Nichts änderte: fügte er blos seine Gründe bei: „sein erster Vorschlag, den er für den besten halte, sichere durch eine außerordentliche Wohlthat auf immer Frieden und Freundschaft mit einem der mächtigsten Völker; der zweite verschiebe den Krieg auf viele Menschenalter, denn nach solchem Verlust werde der Römische Staat so bald nicht wieder zu Kräften kommen; einen dritten Rath gebe es nicht." Als der

Sohn ihn weiter fragte: „Wie, wenn man einen Mittelweg einschlüge und die Römer zwar unangefochten abziehen ließe, ihnen aber nach dem Kriegsrecht gewisse Bedingungen auferlegte?“ so erwiederte er: „das ist eine Maßregel, die weder Freunde erwirbt, noch Feinde vernichtet. Versucht es nur und schenkt denen das Leben, die ihr durch Beschimpfung erbittert habt! Fortschmerzen wird in ihrer Brust jedwedes Brandmal und wird sie nicht ruhen lassen, bis sie sich vielfach dafür an euch gerächt haben.“ Keiner von beiden Vorschlägen wurde angenommen und Herennius fuhr wieder aus dem Lager nach Hause zurück.

Im Römischen Lager fühlte man sich nach vielen vergeblichen Versuchen, sich durchzuschlagen, und weil schon Mangel an Allem war, durch die Noth gedrungen, Gesandte abzuschicken, welche zuerst um billigen Frieden bitten, und, werde der nicht bewilligt, zur Schlacht herausfordern sollten. Ihnen antwortete Pontius: „der Krieg sei zu Ende: und weil sie auch nicht einmal als Besiegte und Gefangene ihre Lage einzugestehen wüßten, so wolle er sie entwaffnet im bloßen Unterkleide unter dem Jochgalgen durchziehen lassen: die übrigen Bedingungen sollten billig ausfallen. Wenn das Samnitische Gebiet geräumt, wenn die Ansiedler wieder abgeführt würden, dann könnten Römer und Samniten im Genusse gleicher Bundesvortheile beide nach eigenen Gesetzen leben. Auf diese Bedingungen sei er zu einem Vertrag mit den Consuln bereit; sollte man auch nur Einen Punct nicht bewilligen wollen, so sollten die Gesandten sich nicht unterstehen, wieder zu ihm zu kommen.“ Als die Gesandten diesen Bescheid zurückbrachten, stimmten auf einmal Alle in lautes Wehklagen ein und wurden dergestalt niedergeschlagen, daß ihnen wohl die Ankündigung, sie müßten alle hier sterben, nicht schrecklicher gewesen wäre. Lange blieb man ohne alle Erklärung und den Consuln erstarb jedes Wort, sowohl zur Empfehlung eines so schimpflichen, als zur

Mißbilligung eines so nothwendigen Vergleichs. Endlich trat Lucius Lentulus, damals von den Unterfeldherrn durch Tapferkeit und Verdienst der erste, auf und sprach: „Ehrenvoll ist es fürwahr, für das Vaterland zu sterben; und ich bin bereit, für das Römische Volk und seine Legionen entweder mich zum Todesopfer zu weihen, oder mich mitten in die Feinde zu stürzen. Allein hier sehe ich das Vaterland, hier Roms sämmtliche Legionen. Bei Gott! verrathen wird Alles, wenn dieß Heer vernichtet wird, nicht gerettet. Denn wer soll ferner die Heimath schützen? Die unkriegerische und unbewehrte Menge gewiß ebenso wenig, wie vormals gegen die Gallier. Hier sind alle Hoffnungen, alle Kräfte; retten wir diese, so retten wir das Vaterland; überliefern wir sie dem Tode, so verlassen, verrathen wir das Vaterland. Das heißt Liebe zum Vaterlande, daß wir, wenn es Noth thut, seiner Rettung eben sowohl unsere Ehre, wie unser Leben zum Opfer bringen. So nehmen wir denn diese Schmach auf uns, sei sie, so groß sie wolle! unterwerfen wir uns einer Nothwendigkeit, welche selbst die Götter nicht besiegen können!" — Darauf gingen die Consuln ab zu Pontius, um auf die gestellten Bedingungen einen Vergleich abzuschließen; denn ein förmlicher Friede konnte ohne Genehmigung des Volkes nicht geschlossen werden. Bürgschaft leisteten die Consuln, die Unterfeldherrn, die Quästoren, die Obersten. Sodann wurden sechshundert Ritter als Geiseln gefordert, welche mit dem Leben büßen sollten, wenn der Vergleich nicht gehalten würde.

Nach geschlossenem Vergleich kehrten die Consuln in ihr Lager zurück. Da entbrannten von erneuertem Schmerz alle Gemüther: ja fast hätten sich die Soldaten an denen vergriffen, deren Unbesonnenheit sie an den Ort geführt hatte.

Unter mannichfachen Aeußerungen des Unmuths kam die verhängnißvolle Stunde der Schmach heran, die ihnen bei der

Erduldung noch weit bitterer würde, als sie es vorher sich gedacht hatten. Zunächst mußten sie ohne Waffen, nur im Unterkleide, den Wall verlassen; dann wurden die Geiseln übergeben und abgeführt; darauf mußten die Lictoren von den Consuln abtreten und die Feldherrnkleidung wurde diesen ausgezogen. Hernach mußten sie Alle halbnackt unter dem Jochgalgen herziehen, voran die Consuln, dann wer an Rang folgte, der Reihe nach, zuletzt die gemeinen Soldaten, einer nach dem andern. Höhnend und spottend standen die Feinde in Waffen umher: Vielen droheten sie mit dem Schwerte, ja einige wurden verwundet und getödtet, wenn etwa in ihrem Blicke der Ingrimm über die unwürdige Behandlung den Sieger beleidigte. Als kämen sie aus der Unterwelt hervor, so däuchte es ihnen, wie sie, aus dem Passe herauskommend, zuerst das Tageslicht wieder zu erblicken glaubten und selbst dieses Tageslicht, das ihren schmachvollen Zug beleuchtete, war ihnen schmachvoller als jeder Tod. Zwar konnten sie noch vor Nacht Capua erreichen, aber ungewiß über die Treue der Bundesgenossen und von Schaam die Füße gelähmt, streckten sie sich, entblößt von Allem, unfern dieser Stadt an der Straße auf dem Boden nieder. Als man dieß in Capua hörte, überwog gerechtes Mitleid den angebornen Stolz der Campaner. Alsbald sendeten sie den Consuln ihre Ehrenzeichen, Ruthenbündel und Lictoren; den Soldaten Waffen, Pferde, Kleider und Lebensmittel in reichlichem Maße. Der ganze Senat und das Volk ging ihnen entgegen und Einzelne, wie der Staat, leisteten allen Verpflichtungen der Gastfreundschaft Genüge. Doch alle Güte der Bundesgenossen, ihr freundlicher Blick, ihre Ermunterungen konnten ihnen kein Wort abgewinnen, selbst nicht einmal bewirken, daß sie die Augen aufschlugen und den tröstenden Freunden ins Gesicht sahen: eine sehr begreifliche Scham, welche sie alle Gespräche und Menschengesellschaft fliehen hieß. Still und beinahe

stumm bewegte sich am folgenden Tag der Zug weiter, ohne Gruß und Gegengruß, ohne Antwort zu geben, fast als trügen sie noch das Joch auf dem Nacken. Aber dieß hartnäckige Schweigen, dieser auf die Erde geheftete Blick, das für alle Tröstung taube Ohr und die Scham, ins Tageslicht aufzusehen, verrieth einen gewaltigen, in der Tiefe der Seele kochenden Zorn, der bald die Samniten zu Seufzer und Jammer zu erwecken drohete. Unterdessen war die Kunde der Schmach nach Rom gelangt und alsbald trat, ohne alle höhere Anordnung, eine allgemeine öffentliche Trauer ein. Die Buden am Markte wurden geschlossen, die Rechtsverhandlungen standen von selbst still, aller öffentliche Schmuck wurde abgelegt: die Bürgerschaft, fast noch betrübter, als das Heer, zürnte nicht bloß auf die Feldherrn, auf die Abschließer und Bürgen des Vertrags, sondern haßte auch die unschuldigen Soldaten und wollte sie nicht wieder in die Stadt und in die Häuser aufnehmen. Diese Aufwallung der Gemüther wurde gebrochen durch die Ankunft des Heeres, welches selbst Zürnende zum Mitleid stimmen mußte. Denn wie Gefangene an Haltung und Miene kamen sie spät Abends in die Stadt geschlichen und bargen sich, Jeder in sein Haus, so daß am nächsten und den folgenden Tagen Keiner sich wagte öffentlich sehen zu lassen.

Als aber der Senat sich versammelte, um über den abgeschlossenen Vergleich zu berathen, trat Spurius Posthumius, einer der Consuln, welche denselben geschlossen hatten, auf und trug darauf an, ihn mit den übrigen Bürgen des Vertrags an die Samniten auszuliefern; denn das Römische Volk, ohne dessen Geheiß derselbe zu Stande gekommen, sei an Nichts weiter gebunden. Der Senat trat diesem Vorschlag bei und das Volk, als sei es dadurch seiner Verpflichtung entbunden, strömte von allen Seiten, wie zu einem gerechten Kriege, zusammen, stellte

sich fast freiwillig zu den Fahnen und brannte vor Begierde sich mit dem Samniten zu messen. Aus den nämlichen Kriegern wurden neue Legionen gebildet; dann zog man gegen Caudium und lieferte die Friedensbürgen, nackt, die Hände auf den Rücken gebunden, den Feinden aus. Aber die Samniten nahmen sie nicht an, verlangend, daß, wenn das Römische Volk den Vertrag mißbillige, die Legionen in den Paß zurückkehrten und Alles wieder in dieselbe Lage, dieselbe Stellung trete, wie vor dem Abschluß des Vergleichs. Zu spät bereuten sie jetzt, den Rath des greisen Pontius nicht befolgt zu haben, da sie nunmehr den heftigsten Krieg mit dem erbittertsten Feinde von Neuem zu bestehen hatten. Und der Erfolg entsprach ihrer Befürchtung. Die Römischen Consuln theilten das Heer: Papirius Cursor brach auf gegen Luceria in Apulien, wo die als Geiseln gestellten Römischen Ritter in Verwahrung waren; Publilius blieb bei Caudium den Samniten gegenüber. Und zuerst kam dieses Heer zur Schlacht. Den Stachel des erlittenen Schimpfes in der Brust, keiner Ermunterung bedürftig stürzten sie mit einer Ungeduld ohne Gleichen gegen den Feind und drangen, ohne die Speere zu werfen, gleich mit dem Schwert im Sturmschritt vor. Keine Kunst des Feldherrn in Stellung der Glieder konnte sich zeigen: mit wüthendem Ungestüm hieben sie ein, daß der Feind, schleunig in die Flucht getrieben, nicht einmal in seinem Lager sich sammelte, sondern durch Apulien zerstreut ward. In einzelnen Haufen sammelten sie sich wieder bei Luceria. Dahin rückte ihnen Publilius nach und nachdem er sich mit Papirius vereinigt, kam es zu einer zweiten Schlacht, worin die Römer mit gleicher Wuth fochten. Sie erstürmten das Lager der Samniten und mit dem Rufe, „hier sei kein Caudium, keine Pässe, wo Hinterlist siege, sondern Römischer Heldenmuth, den Nichts aufhalte in seinem Grimm," hieben sie ohne Schonung, ohne Unterschied Alles zusammen und würden

kein lebendes Wesen übrig gelassen haben, hätten nicht die Consuln aus Rücksicht auf die in Luceria gefangenen Geiseln das Blutvergießen gehemmt. Bald gelang es nicht nur diese zu retten, sondern auch durch Wiedervergeltung der Schmach die Rache zu vollenden. Papirius schnitt den Samniten in Luceria alle Zufuhr ab, daß sie vom Hunger überwältigt, gegen Rückgabe der Geiseln um Aufhebung der Belagerung baten und die Bedingung eingehen mußten, daß alle Krieger, siebentausend Mann, jeder mit einem Kleid auf dem Leibe unter dem Joch durchgingen, Pontius selbst, wie es heißt, an ihrer Spitze.

6.

Pyrrhus in Italien.

(V. Chr. 281 — 275.)

Nachdem endlich die Samniten gänzlich bezwungen waren, wurden die Römer Nachbarn der Griechischen Städte in Unteritalien. Diese, ohne innere Kraft und ohne Einigkeit einzeln dem mächtigen kriegerischen Volke gegenüber, konnten nicht lange ihre Selbstständigkeit bewahren. Einige schlossen sich freundschaftlich als Bundesgenossen an dieselben an, Andere wagten den Kampf. Unter den letzteren war Tarent, blühend durch Reichthum und Macht vor allen übrigen Städten Großgriechenlands, aber ganz in Ueppigkeit und Weichlichkeit versunken, ohne inneren Halt einer zügellosen Volksherrschaft dahin gegeben. Diese Zügellosigkeit des muthwilligen Pöbels führte auch den Krieg mit den Römern herbei. Als sie aber nun von einem Römischen Heere bedroht wurden, fühlten sie sich doch aus Mangel an kriegerischem Sinn den-

selben nicht gewachsen. Ihre Landkriege waren sie gewohnt durch fremde Söldner zu führen, deren sie allerdings eine große Anzahl durch ihr Geld zusammenbringen konnten; aber an kriegskundigen eignen Bürgern, um jene anzuführen, gebrach es. Daher richteten sie ihre Blicke auf den König Pyrrhus von Epirus, der damals für den erfahrensten und tapfersten Feldherrn galt, um ihm den Oberbefehl anzubieten; und dieser, von Ehrgeiz und Kriegslust getrieben, ließ sich leicht dazu bewegen.

Es lebte aber damals an Pyrrhus Hofe ein Thessalier, Namens Cineas, ein vortrefflicher Redner und ein wahres Abbild des Demosthenes, den er noch gehört hatte, der war ein Freund des Pyrrhus und ausnehmend von demselben geehrt, denn er leistete ihm als Gesandter die wichtigsten Dienste. Dieser nun knüpfte, als Pyrrhus zum Feldzug nach Italien entschlossen war, folgendes Gespräch mit ihm an: „Die Römer, mein König, sollen sehr tapfere Krieger sein und über viele streitbare Völker herrschen. Wenn uns nun aber Gott den Sieg über diese Männer verleiht, wozu werden wir ihn benutzen?" Pyrrhus erwiederte: „Die Antwort ergibt sich von selbst. Sind einmal die Römer besiegt, so gibt es dort keine Stadt mehr, weder der Griechen noch der Barbaren, die uns gewachsen wäre, sondern wir werden sofort Herren sein von ganz Italien, dem fruchtbaren, herrlichen Lande." Cineas schwieg eine Weile, dann begann er: „aber wenn wir Italien erobert haben, mein König, was werden wir dann beginnen?" Und Pyrrhus gab zur Antwort: „ganz in der Nähe liegt dann Sicilien, das ist eine gesegnete, volkreiche Insel und dabei eine leichte Eroberung. Denn dort herrscht jetzt nichts als Aufruhr, nichts als Zügellosigkeit der Bürger." — „Das ist sehr glaublich, sagte Cineas. Aber wird die Eroberung Siciliens das Ende unseres Feldzuges sein?" — „Dieß Alles, erwiederte Pyrrhus, wird nur Vorspiel zu großen Dingen sein. Dann

geht's nach Africa, das nur einen Sprung davon entfernt ist, da ist Karthago, das ist nicht schwer zu besiegen. Und haben wir erst das, dann wird keiner unsrer Feinde, die jetzt so übermüthig sind, uns noch Widerstand leisten." — „Gewiß nicht, sagte Cineas, denn das ist klar, daß es mit einer solchen Macht leicht sein wird, Macedonien zu erobern und ganz Griechenland zu beherrschen. Aber wenn diese Länder alle uns gehorchen, was werden wir dann thun?" Lachend erwiederte Pyrrhus: „dann wollen wir in behaglicher Ruhe leben und der Becher, mein Theuerster, soll alle Tage bei uns kreisen; wir werden immer traulich beisammen sein und einander durch Gespräche erfreuen." Als Cineas den Pyrrhus so weit gebracht hatte, sagte er: „aber was hindert uns denn jetzt, uns des Bechers zu freuen, wenn wir nur wollen, und in Ruhe zusammen zu leben, da wir das bereits haben und ohne alle Mühe genießen können, was wir dann erst mit vielem Blut und großer Anstrengung und vielem Unheil, das über uns und Andere kommen wird, erkaufen müssen?" — Diese Worte vermochten jedoch den Pyrrhus nicht umzustimmen, vielmehr ward er unwillig und blieb dabei, sein Vorhaben auszuführen.

Die Tarentiner hätten nun zwar lieber gehabt, daß Pyrrhus ohne Heer käme, und ließen ihm sagen, Söldaten fände er in Unteritalien im Ueberfluß, sie könnten leicht an dreimalhunderttausend Mann Fußvolk und zwanzigtausend Reiter aufbringen. Er zog aber doch vor, sein eignes Heer mitzubringen. Und zuerst schickte er den Cineas mit dreitausend Mann voraus, dann schiffte er sich selbst mit dreitausend Reitern, zwanzigtausend Mann zu Fuß und zwanzig Elephanten ein. Aber ein gewaltiger Sturm überfiel ihn auf dem Jonischen Meere und zerstreute fast die ganze Flotte, er selbst rettete sich mit Mühe schwimmend ans Land. Wie er nun in Tarent ankam, sah er alsbald ein, daß wegen der Zügellosigkeit der Menge die Stadt nicht ohne großen Zwang zu

retten sei. Er ließ daher, sobald seine Schiffe und Truppen sich wieder gesammelt hatten, die öffentlichen Vergnügungsörter schließen, verbot Schmausereien und Gelage und betrieb die Aushebung der Truppen mit großer Strenge. Daher entstand große Unzufriedenheit und Viele verließen die Stadt, um dieser Knechtschaft, wie sie die Beschränkung ihrer Lustbarkeit nannten, zu entgehen.

Inzwischen rückte der Römische Consul Publius Valerius Lävinus mit großer Heeresmacht heran und verwüstete Lucanien. Pyrrhus führte, ohne die Bundesgenossen abzuwarten, sogleich seine Truppen ihm entgegen, bot jedoch vorerst seine Vermittelung an. Lävinus aber wieß dieselbe mit Würde zurück und die Heere trafen zusammen am Flusse Siris, zwischen den Städten Pandosia und Heracléa. Als Pyrrhus die Stellung und ganze Heeresordnung seiner Gegner betrachtete, äußerte er seine Bewunderung, und nicht ohne Besorgniß über den Ausgang einer Schlacht wünschte er die Ankunft der Bundesgenossen abzuwarten. Die Römer aber, eben um dieß zu verhindern, setzten unverzüglich über den Fluß, bevor noch der König hinlängliche Vorkehrung getroffen hatte, ihnen den Uebergang zu wehren. So sah er sich gegen seinen Willen zur Schlacht genöthigt. Aber schnell hatte er seine Truppen aufgestellt, sprengte mit dreitausend Reitern voran, warf sich zuerst auf den Feind und wie er schon durch die Schönheit und den Glanz seiner prächtvollen Rüstung Aller Blicke auf sich zog, so blieb er auch durch die That nicht hinter dem Ruf seiner Tapferkeit zurück. Mit Staunen sah man, wie er ohngeachtet seines persönlichen Antheils am Handgemenge doch keinen Augenblick die Ueberlegung und Besonnenheit verlor, sondern so kaltblütig, als wenn er von ferne zuschaute, die Schlacht leitete. Da er seiner weithin kenntlichen Rüstung wegen ein besonderes Ziel des Angriffs wurde und in die größte Gefahr gerieth, so übergab er Mantel und Waffen einem Begleiter, dann

führte er in vertauschter Rüstung die Phalanx den weichenden Reitern zu Hülfe. Jetzt entspann sich der heftigste Kampf: siebenmal wechselte Flucht und Verfolgung und fast hätte jene Vertauschung der Waffen ihm den Sieg aus den Händen gerissen. Die Römer erlegten jenen Begleiter des Königs und trugen frohlockend seinen Mantel und Helm durch ihre Reihen; die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich rasch durch beide Heere und erregte hier siegesfrohen Jubel, dort Bestürzung und Muthlosigkeit, bis Pyrrhus, mit enthblößtem Gesicht die vordersten Reihen durchreitend, durch lauten Zuruf sich zu erkennen gab und den gesunkenen Muth wieder aufrichtete. Endlich gaben die Elephanten die Entscheidung. Die Römer, die noch nie solche Thiere gesehen hatten, geriethen in Schrecken, ihre Pferde wurden scheu, rissen aus und brachten die Glieder in Verwirrung: diese rasch benutzend, ließ Pyrrhus die Thessalischen Reiter einhauen und trieb die Feinde mit großem Verlust in die Flucht: fünfzehntausend Römer blieben auf dem Platze. Aber auch Pyrrhus mußte den Sieg theuer erkaufen: dreizehntausend seiner besten Leute waren gefallen, darunter seine tüchtigsten Feldherrn. Nach diesem Siege drang Pyrrhus bis in die Nähe von Rom, mehrere Bundesstädte der Römer wendeten sich ihm zu und Samniten und Lucaner stießen mit bedeutender Macht zu seinem Heere. Aber die Römer zeigten sich nichts weniger als muthlos. Schnell ergänzten sie ihre Legionen, bildeten neue mit großem Eifer und redeten ganz furchtlos und in hohem Tone von dem Krieg. Da sah nun Pyrrhus wohl ein, daß die Eroberung der Stadt und gänzliche Besiegung der Römer für ihn völlig unausführbar sei und glaubte, daß es ihm zu größerem Ruhme gereiche, als Sieger den Streit beizulegen. Cineas wurde also mit Friedensanträgen nach Rom geschickt. Er besuchte zuerst die einflußreichsten Männer und brachte ihren Frauen und Kindern im Namen des Königs Geschenke; aber nirgends wurden sie

angenommen. Darauf trug er im Senate seinen Antrag vor, bot Zurückgabe der Eroberungen und Gefangenen ohne Lösegeld, selbst seinen Beistand zur Unterwerfung Italiens an und verlangte dagegen nichts als ein Freundschaftsbündniß für sich und ungestörten Frieden für die Tarentiner. Dieses Anerbieten mit gewinnender Beredsamkeit vorgetragen machte großen Eindruck und Alles schien zum Frieden geneigt. Als dieß Appius Claudius hörte, ein angesehener Senator, der aber wegen hohen Alters und Erblindung sich längst von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, so ließ er sich in einer Sänfte in die Versammlung tragen und redete mit ernstem Nachdruck gegen den Frieden. „Bisher, sprach er, habe ich den Verlust meines Gesichtes bedauert; aber jetzt schmerzt es mich, daß ich nicht auch taub bin und unwürdige Anträge eurer Feigheit anhören muß. Wie stolz klangen einst jene eure Reden: wenn jener große Alexander nach Italien gekommen wäre, würdet ihr ihm den Ruhm der Unbesiegbarkeit streitig gemacht haben! Und jetzt zittert ihr vor Völkern, die immer eine Beute der Macedonier waren, vor einem Fürsten, der stets um die Gunst eines der Trabanten jenes Alexanders gebuhlt hat?" Durch solche Reden des Appius wieder zum Kriege entflammt, ertheilten die Römer dem Cineas den Bescheid: nicht eher, als bis Pyrrhus Italien geräumt habe, könne sich der Senat auf Friedensunterhandlungen einlassen. Als Cineas dieß seinem Herrn berichtete, sprach er mit größter Bewunderung von den Römern. „Der Senat, sagte er, gleiche einer Versammlung von Königen und das Römische Volk der Lernäischen Hyder; denn bereits sei ein doppelt so starkes Heer, wie das geschlagene unter den Waffen." Darauf kam eine Römische Gesandtschaft wegen Auswechslung der Gefangenen zum König, an ihrer Spitze Cajus Fabricius, ein armer Mann, der aber durch Rechtschaffenheit und Kriegskunde im größten Ansehen stand. Pyrrhus suchte ihn durch

Geschenke zu gewinnen und bat ihn, den Frieden einzuleiten und dann, nach abgeschlossenem Frieden, als einer seiner ersten Feldherrn ihm zu folgen. Beides wieß er mit Würde zurück.

Also zu einer zweiten Schlacht genöthigt, brach der König auf und traf bei Asculum, an der Gränze von Lucanien und Apulien mit den Römern zusammen. Die Gegend war uneben und sumpfig und gestattete also nicht die freie Anwendung der Reiterei und der Elephanten. Daher erlitt Pyrrhus am ersten Tage einen bedeutenden Verlust ohne Entscheidung des Kampfes. Am folgenden Tage aber besetzte er zuerst die schwierigen Gegenden und zwang die Römer, sich in die Ebene zu ziehrn: dann führte er sein Heer in dichtgeschlossenen Gliedern mit Ungestüm gegen den Feind. Die Römer, die jetzt im Nachtheil waren, boten alle Kräfte auf, die Phalanx zurückzutreiben, ehe die Elephanten herankämen und stritten lange in hartnäckigem Kampfe. Endlich ergriffen sie die Flucht, indem sie dem Ungestüm und der Stärke der Elephanten nicht zu widerstehen vermochten. Der Verlust auf beiden Seiten war groß. Pyrrhus antwortete einem der Seinigen, der ihm zu dem Siege Glück wünschte: „Noch einen solchen Sieg und wir sind verloren!"

Im folgenden Jahre führte Fabricius als Consul das Römische Heer, welches keineswegs entmuthigt war, ins Feld. Als er in der Nähe des Feindes stand, erhielt er einen Brief von des Königs Leibarzt mit dem Anerbieten, gegen eine angemessene Belohnung seinen Herrn zu vergiften. Fabricius aber und sein Amtsgenosse Quintus Aemilius schickten sogleich den Brief an Pyrrhus. Dieser voll Bewunderung über seines Gegners unerschütterliche Redlichkeit, schickte den Römern alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück und erneuerte durch Cineas seinen Friedensantrag. Die Römer aber gaben ebensoviel gefangene Tarentiner und Sam-

niten los und wiederholten in Betreff des Friedens ihre frühere Erklärung.

Des Königs Lage war in der That mißlich. Ein bedeutender Theil seines mitgebrachten Heeres und fast alle seine Feldherrn waren gefallen, frische Truppen konnte er nicht nachkommen lassen, der Eifer der Bundesgenossen ließ nach und die Römer mit leicht ergänzten Legionen waren durch Erbitterung noch muthiger als zuvor. Unter diesen Umständen kam ihm eine Einladung aus Sicilien, die Karthager von ihrer Insel vertreiben zu helfen, sehr erwünscht. Er legte eine Besatzung nach Tarent, und setzte mit allen übrigen Truppen über die Meerenge. Hier ging ihm anfangs alles nach Wunsch. Die Städte kamen ihm aufs Bereitwilligste entgegen und er schlug die Karthager zu Land und See. Aber sein despotisches und gewaltsames Verfahren entfremdete ihm wieder die Gemüther, Alles fiel von ihm ab und verband sich wider ihn, so daß ihm die Bitten der von den Römern aufs Aeußerste bedrängten Tarentiner und Samniten einen willkommenen Vorwand gaben, Sicilien nach zwei Jahren wieder zu verlassen.

Als er nicht ohne Schwierigkeit mit zwanzigtausend Mann zu Fuß und dreitausend Reitern zu Tarent wieder angekommen war, verstärkte er sein Heer mit den tüchtigsten Tarentinern, dann zog er gegen die Römer, die unter Manius Curius Dentatus bei Beneventum gelagert waren, während ein anderer Theil seines Heeres nach Lucanien rückte, um den andern Consul von der Vereinigung mit Curius abzuhalten. Seine Absicht war, die Römer durch einen nächtlichen Marsch zu überfallen; da er sich aber in der Dunkelheit verirrte, fand er Morgens die Feinde schon zum Kampf bereit. Diese schritten rasch zum Angriff und trieben gleich die Vordersten in die Flucht: die Elephanten setzten ihnen zwar arg zu und drängten sie auf einigen Puncten zurück; aber

frische Truppen, die aus dem Lager zu Hülfe kamen, trieben die Thiere gegen das eigene Heer, in welchem sie Schrecken und Verwirrung anrichteten. So gewannen die Römer den Sieg und damit die gefährdete Herrschaft über Italien wieder. Denn bald darauf verließ Pyrrhus die Halbinsel.

7.

Die erste Seeschlacht der Römer.

(V. Chr. 260.)

Nachdem die Römer im ersten Punischen Kriege mehr und mehr Meister von Sicilien geworden, beschlossen sie, eine Flotte zu bauen und auch zur See den Kampf zu wagen, um desto leichter die Karthager von der Insel gänzlich vertreiben und den Krieg zu erwünschtem Ende führen zu können; denn sonst waren die am Meere gelegenen Städte ihnen niemals sicher und selbst Italiens Küsten bedroht, während die Karthager in Africa unangefochten immer neue Hülfsmittel aufboten. Hier muß man nun ihren großen und kühnen Geist bewundern, da sie vorher nicht einmal verstanden, Kriegsschiffe zu bauen und noch gar nicht daran gedacht hatten, mit Flotten das Meer zu befahren und es doch wagten, mit einem Volke, das längst die unbestrittene Herrschaft auf dem Meere behauptete, es auch zur See aufzunehmen. Bei der Ueberfahrt nach Sicilien hatten nämlich die Römer noch kein einziges eigenes Schiff, sondern sie borgten ihren Bedarf von mehreren Griechischen Städten Unteritaliens und als sie jetzt das erste Kriegsschiff bauten, mußte ihnen ein gestrandetes feindliches Schiff zum Muster dienen. Während die Zimmerleute noch mit dem

Bau der Schiffe beschäftigt waren, übten Andere die Ruderer auf dem festen Lande ein, indem sie dieselben gewöhnten, in derselben Ordnung, wie auf den Ruderbänken, sitzend alle Bewegungen der Hände vor- und rückwärts gleichmäßig nach dem angegebenen Tacte zu machen. Sobald die Schiffe fertig waren, stellten sie noch einige Zeit auf dem Meere Uebungen an, dann fuhren sie an der Küste von Italien hin. Indessen gleich die erste Unternehmung mißglückte. Siebenzehn Schiffe, mit welchen der Feldherr Cnejus Cornelius voraus nach Sicilien fuhr, wurden von den Karthagern überrascht und sämmtlich genommen. Doch dieser Unfall schlug ihren Muth nicht nieder. Bald sogar gelang es ihnen, einen größeren Vortheil über die Feinde davon zu tragen, indem sie gegen funfzig Schiffe eroberten.

Darauf fuhren sie an die Sicilische Küste und rüsteten sich zu einem Haupttreffen. In Abwesenheit des gefangenen Cnejus Cornelius übernahm Cajus Duilius, der an der Spitze des Landheeres auf Sicilien stand, den Oberbefehl. Da nun aber die Römischen Schiffe schlechter gebaut und schwerer zu lenken waren, wie die Karthagischen, so brachte Duilius eine Maschine an denselben an, die nachher Rabe genannt wurde und treffliche Dienste in der Schlacht leistete, indem sie den Römern verstattete, ihre Ueberlegenheit im Landkampf auch hier geltend zu machen. Man richtete nämlich auf den Vordertheilen der Schiffe einen runden Balken auf, vier Ellen lang und drei Spannen im Durchmesser: an demselben war eine Leiter befestigt, mit quergelegten Bretern, die war vier Fuß breit, sechs Ellen lang, auf beiden Seiten mit einem Geländer versehen, das bis an die Kniee reichte. Obenan war ein eiserner Haken, der war zugespitzt und ein Ring daneben: durch diesen wurde ein Seil gezogen, vermittelst dessen man mit Hülfe einer oben am Balken angebrachten Rolle die Maschine auf das Verdeck eines herannahenden Schiffes herablas-

sen konnte. Dieß geschah bald auf das Vordertheil, bald auf die Seite. Im letzteren Falle sprangen dann die Römer, sobald der Haken im Verdeck gefaßt und beide Schiffe aneinander angeschlossen hatte, von der ganzen Seite ins feindliche Schiff hinüber. Geschah aber der Angriff von vornen, so drangen sie immer zwei und zwei über die Maschine, indem die vorderen die Schilde vor sich, die nachfolgenden zur Seite hielten.

Mit solchen Maschinen ausgerüstet fuhr die Römische Flotte in der Gegend von Mylä der feindlichen entgegen. Die Karthager naheten unter Hannibal, Giskons Sohn, mit hundert und dreißig Schiffen. Als sie der Römer ansichtig wurden, freuten sie sich sehr und fuhren, wie auf eine sichere Beute, ganz ohne Ordnung auf sie los; denn sie verachteten jene wegen ihrer Unerfahrenheit im Seewesen. Als sie nun in die Nähe kamen und die emporgerichteten Maschinen sahen, stutzten sie anfangs, indem sie nicht wußten, was dieselben bedeuten sollten. Da sie aber die Feinde ganz und gar verachteten, so griffen sie ohne Bedenken an. Sowie nun die Schiffe ins Gefecht kamen, wurden sie sogleich durch die Maschinen geentert, die Römer sprangen hinüber aufs feindliche Verdeck und indem sie hier wie zu Lande fochten, wurden die Karthager entweder zusammengehauen oder sie ergaben sich in der Bestürzung. So wurden gleich dreißig Schiffe, welche den ersten Angriff gethan hatten, mit der ganzen Mannschaft genommen, darunter war auch das Schiff des Anführers, der selbst mit Mühe in einem Nachen entkam. Die übrigen Schiffe fuhren zwar auch zum Angriff heran; als sie aber das Schicksal der anderen sahen, wendeten sie sich, um den Haken auszuweichen und im Vertrauen auf die Geschwindigkeit ihrer Schiffe versuchten sie, die Römischen Schiffe von der Seite oder von hinten anzugreifen. Da aber die Römer sie von allen Seiten umgaben und die Haken

so richteten, daß sie jedes Schiff, das sich näherte, enterten, so flohen sie voll Bestürzung davon und verloren auf der Flucht noch funfzig Schiffe.

8.

Zug Hannibal's über die Alpen.

(V. Chr. 218.)

Hannibal hatte die Stadt Sagunt erobert und damit die Veranlassung zum zweiten Punischen Krieg gegeben. Nun faßte er den kühnen Plan, über die Pyrenäen und Alpen in Italien einzudringen und im Herzen dieses Landes die Römer selbst anzugreifen. Während Gesandtschaften zwischen Rom und Karthago vergeblich wegen des Friedens verhandelten, traf er zu Neukarthago alle Vorbereitungen, seinen Plan ungesäumt in Ausführung zu bringen. Als er sodann die Nachricht erhielt, daß der Krieg entschieden sei, zog er mit Anbruch des Frühlings seine Truppen zusammen, deckte Africa durch ein starkes Heer Hispanier, in Hispanien dagegen ließ er seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heer Africanischer Truppen und einer kleinen Flotte zurück, er selbst ging mit neunzigtausend Mann zu Fuß und zwölftausend Reitern über den Iberus. Die Pässe der Pyrenäen besetzte er mit eilftausend Mann unter dem Befehl seines Bruders Hanno, einige tausend Unzufriedene entließ er in ihre Heimath, mit den übrigen Truppen überstieg er das Pyrenäische Gebirg. Die Gallischen Völker von da bis zu den Alpen wußte er theils durch Geschenke zu gewinnen, theils bezwang er sie mit gewaffneter Hand. So mußte er den Uebergang über den Rhodanus erkäm-

pfen. Hier traf er in der Gegend von Massilia zuerst auf ein Römisches Heer unter Publius Cornelius Scipio, welcher mit einer Flotte auf dem Weg nach Hispanien begriffen, auf die Nachricht, Hannibal habe die Pyrenäen überstiegen, an der Mündung des Rhodanus gelandet war. Aber nicht willens, eher als in Italien sich mit den Römern in einen Kampf einzulassen, wich er denselben aus und zog sich eilends nördlicher: nur kleine Reitergeschwader trafen in hitzigem Kampfe zusammen.

Hier ward dem Heere Hannibals bange, nicht sowohl vor dem Feind, als vor dem ungeheuern Weg und den Alpen, deren Schreckniſſe und Gefahren der Ruf noch weit fürchterlicher schilderte. Er berief daher seine Krieger zusammen und suchte durch ermunterndes Zureden ihren Muth wieder zu heben: „Woher jetzt der plötzliche Schrecken in der sonst furchtlosen Brust der tapferen Krieger, die alle Völker und Länder Hispaniens besiegt? Als die Römer die Auslieferung aller Belagerer Sagunts als wären es Verbrecher verlangten, als sie voller Entrüstung über den Iberus gesetzt, damals habe ihnen kein Zug vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang zu weit geschienen, um den Namen der Römer zu vertilgen. Jetzt sei bereits der größte Theil des Weges zurückgelegt, die größte Gefahr bestanden: vor den Thoren Italiens ständen sie; und was seien denn die Alpen anders als — hohe Berge? Gesetzt, diese seien auch höher als die Pyrenäen; nirgends reiche doch der Erdboden bis zum Himmel. Die Alpen seien bewohnt, bebaut: zwar wenig gangbar, doch nicht unwegsam, auch für ein Heer. Die Gesandten der Bojer, die zu ihnen gekommen, seien nicht herübergeflogen. Entweder müßten sie dem Volke, das sie in diesen Tagen so oft besiegten, den Preis des Muths und der Tapferkeit einräumen oder das Ziel ihres Marsches an der Tiber und an Roms Mauern erwarten."

Nachdem er durch solchen Zuspruch ihren Muth wieder auf-

gerichtet hatte, zog er in nördlicher Richtung ohne Schwierigkeit bis an den Fluß Druentia. Dieser aber, ohnedieß nicht schiffbar und reißenden Laufs und damals noch dazu durch Regen angeschwollen, brachte ihnen beim Uebersetzen große Noth und Gefahr. Von da gelangten sie unangefochten und auf ebenem Wege bis an den Fuß der Alpen. Hatten sich gleich die Soldaten von diesen schon eine Vorstellung gemacht, wie das Gerücht sie gab, das ungekannte Dinge gewöhnlich übertreibt; so erregten doch jetzt die Höhe der Berge, nun in der Nähe gesehen, die fast in den Himmel reichenden Schneemassen, die elenden aus den Felsen hängenden Hütten, das vor Kälte zusammengeschrumpfte Vieh, die struppigen und schmutzigen Menschen, die ganze belebte und unbelebte Natur starrend von Frost und alle die übrigen Erscheinungen, die im Anblicke noch gräßlicher waren, wie in der Schilderung, — von Neuem ihr Entsetzen. Als der Zug die vorderen Hügel hinanging, wurden sie gewahr, daß die Bergbewohner die überragenden Höhen besetzt hielten. Hannibal ließ Halt machen und schickte Gallier voraus, um die Gegend zu untersuchen. Als er erfuhr, daß hier kein Durchgang möglich sei, so nahm er in dem weitesten Thale, das er zwischen den steilen Felsen und Klippen fand, sein Lager. Wie er aber weiter hörte, daß der Paß nur bei Tage besetzt sei, so rückte er mit Tagesanbruch bis an den Fuß der Anhöhen, als wolle er vor ihren Augen bei hellem Tage hindurchdringen: dann brachte er, um seine Absicht noch mehr zu verdecken, den Tag damit hin, ein verschanztes Lager zu beziehen; sobald er aber merkte, daß die Feinde die Höhen verlassen hatten, zündete er zum Schein viele Wachtfeuer an und drang, während er Gepäcke, Reiterei und den größten Theil des Fußvolks zurückließ, mit den besten Truppen ohne Gepäck eiligst durch den Paß und besetzte dieselben Höhen, welche der Feind inne gehabt hatte. Mit dem frühesten Morgen brach sodann das Lager auf und der Zug der Zurückge-

bliebenen begann. Schon wollten die Bergbewohner ihren gewohnten Posten besetzen, als sie unerwartet einen Theil der Feinde im Besitze der Höhen über ihren Häuptern stehen, die andern durch die Straße ziehen sahen. Anfangs standen sie ganz bestürzt; wie sie aber das Gedränge im Paß und den Zug schon durch sein eignes Getümmel, zumeist aber weil die Pferde scheuten, in Verwirrung sahen, so kamen sie auf allen Seiten über Felsen und Klippen herabgerannt. Da sahen sich die Punier zugleich dem Kampf mit dem Feinde und der Ungunst des Ortes ausgesetzt: größer noch war der Streit unter ihnen selbst, indem Jeder nur für sich der Gefahr am geschwindesten zu entkommen trachtete: die Pferde, scheu geworden durch das verwirrte Geschrei, das durch die Wälder und Thäler wiederhallte und durch Wunden gar wild gemacht, traten Menschen und Gepäck zu Boden: Viele wurden in dem Gedränge in den Abgrund hinabgestoßen und gleich Lawinen rollten die Packthiere mit ihrer Last hinunter. Bei diesem gräßlichen Anblick hielt Hannibal auf der Höhe anfangs seine Leute zurück, um nicht die Verwirrung zu vermehren; als er aber Gefahr sah, alles Gepäcke zu verlieren, eilte er herab, zerstreute beim ersten Angriff die Feinde und bald war in Ruhe und Ordnung das Heer durchgeführt. Hierauf eroberte er die Hauptfeste der Gegend und die umliegenden Dörfer und nährte und erquickte seine Leute drei Tage lang mit der Beute, während er ungehindert eine bedeutende Strecke zurücklegte.

Darauf kam man zu einem andern Bergvolke, das durch List und Hinterhalt große Gefahr bereitete. Die Oberhäupter der kleinen Festungen, bejahrte Männer fanden sich als Gesandte ein und sprachen: „Durch fremdes Unglück belehrt, möchten sie lieber die Freundschaft als die Uebermacht der Punier erfahren. Also würden sie gehorsam alle Befehle vollziehen. Er möge Lebensmittel, Wegweiser und für die Sicherheit ihrer Versprechungen

Geiseln annehmen. Hannibal wollte ihnen weder blindlings glauben, noch auch, um sie nicht zu offenen Feinden zu machen, sie geradezu abweisen: er antwortete ihnen freundlich, nahm die Geiseln, die sie ihm gaben, an und machte von den Lebensmitteln, welche sie an den Weg gebracht hatten, Gebrauch, folgte jedoch ihren Wegweisern, gar nicht wie in Freundesland, mit völlig geordnetem Heere. Die Elephanten und die Reiterei bildeten den Vortrab, er selbst folgte mit dem Kerne seines Fußvolks, nach allen Seiten auf seiner Hut. Kaum befand man sich auf einem schmäleren Wege am Abhange einer darüber her hängenden Berghöhe, so brachen die Eingebornen allenthalben von vorn und von hinten aus ihrem Hinterhalte hervor, griffen aus der Nähe und Ferne an und wälzten große Felsstücke auf den Zug hinab: ihr größter Haufe warf sich auf den Nachtrab, der schlagfertig sich augenblicklich gegen sie wandte und so ward es offenbar, daß man nur durch diese Vorsicht einer ungeheuern Niederlage entging. Noch drohete große Gefahr und nahes Verderben: denn von der Seite quer heranstürzend durchbrachen die Bergbewohner die Mitte des Zuges und besetzten den Weg, so daß Hannibal eine Nacht hindurch von der Reiterei und dem Gepäcke getrennt war. Erst den folgenden Tag vereinigte sich das Heer wieder und zog, wiewohl nicht ohne Einbuße, durch den Paß. Von jetzt an fielen die Bergbewohner nur noch in kleineren Haufen, mehr wie Räuber als wie ordentliche Krieger, bald den Vortrab bald den Nachzug an, je nachdem entweder die Gegend sie einlud oder bald zu weit Vorausgegangene bald Zurückgebliebene Gelegenheit darboten. Die Elephanten ließen sich zwar nur sehr langsam durch die engen steilen Felsen treiben, aber sie deckten auch, wo sie nur gingen, den Zug gegen die Feinde, die sich ihnen nicht zu nähern wagten.

Am neunten Tag erreichte man den Gipfel der Alpen, meist auf unwegsamen Pfaden und Irrgängen, weil sie entweder von

den Wegweisern absichtlich irregeleitet wurden, oder weil sie selbst, wenn sie diesen nicht trauten, sich auf gut Glück in Thäler hinein wagten, wo sie einen Weg vermutheten. Zwei Tage wurde auf der Höhe gerastet und den ermüdeten Truppen Erholung vergönnt. Hier gesellte sich zu dem bisherigen Ungemach auch die Beschwerde, durch tiefen, plötzlich gefallenen Schnee zu waten. Als nun das Heer verdrossen weiter zag und Unlust und Verzweiflung auf allen Gesichtern zu lesen war, stellte sich Hannibal an die Spitze des Zuges, ließ die Soldaten auf dem Vorsprung eines Berges, wo man eine weite Aussicht hatte, Halt machen und zeigte ihnen von da Italien und die reizende Ebene des Po, die hier vor ihren Blicken lag, mit der Versicherung: „mit den Mauern Italiens überstiegen sie jetzt auch die der Stadt Rom. Von nun an sei ihr Weg durchaus eben oder bergab. Nach einem, höchstens zwei Treffen würden sie die Hauptstadt Italiens sammt der Burg in ihrer Gewalt haben.“ Hierauf ging der Zug weiter, ohne fernere Anfechtungen von Seiten der Feinde. Indeß war der Weg hinab weit beschwerlicher als herauf, weil die Alpen auf der Seite nach Italien hin zwar minder hoch, aber auch steiler sind. Beinahe der ganze Weg war jäh, eng, schlüpfrig, so daß weder, wer nur ein wenig wankte, sich des Fallens erwehren, noch der Hingefallene auf seiner Stelle sich halten konnte und also Menschen und Vieh, eins über das andere, hinstürzten.

Nun kam man auf eine noch viel schmalere Felsenwand, wo die Steinmassen so senkrecht standen, daß kaum ein unbelasteter Krieger, mit den Händen an den hervorragenden Gesträuchen und Wurzeln sich haltend, hinabkommen konnte. Die von Natur schon jähe Stelle war durch einen neulichen Erdfall zu einer Tiefe von wohl tausend Fuß abgerissen. Hannibal überzeugte sich selbst, daß man hier durchaus nicht weiter konnte und glaubte sich entschließen zu müssen, sein Heer auf einem Umwege durch die un-

gebahnten, nie betretenen Umgebungen zu führen. Aber dieser Weg war vollends unmöglich. So lange nämlich der neue, mäßig hoch gefallene Schnee auf dem alten lag, hatten sie leicht festen Tritt; als derselbe aber durch den Heerzug so vieler Menschen und Thiere zertreten war, da gingen sie auf dem nackten unteren Eis und auf der Brühe des schmelzenden Schnees. Natürlich hatten sie hier eine schreckliche Noth mit dem schlüpfrigen Eise, auf dem kein Tritt haftete und bergab der Fuß um so eher ausglitschte. Und stürzten sie, wenn sie sich auf ihren Händen oder Knieen aufrichten wollten, ausgleitend von Neuem nieder, so gab es rund umher weder Stamm noch Wurzel, woran sie sich mit Fuß oder Hand hätten aufhelfen können. Also wälzten sie sich auf dem glatten Eise und im zerflossenen Schnee. Die Lastthiere traten öfters durch, da sie ohnehin schon auf der untersten Schneelage gingen; und wenn sie, um sich etwa vom Falle empor zu stämmen, stärker mit den Klauen aufschlugen, brachen sie völlig ein, so daß die meisten wie in einem Fangeisen in dem harten und dick gefrornen Eise stecken blieben. Endlich, nachdem sich Menschen und Vieh vergebens abgemattet hatten, wurde auf der Höhe ein Lager aufgeschlagen; und auch für dieses konnte man den Platz nur mit größter Mühe reinigen: so viel Schnee war aufzugraben und fortzuschaffen. Nun mußten die Soldaten herbei, um über die Felsenwand, wo einzig der Weg möglich war, Bahn zu machen. Da man den Felsen brechen mußte, so fällten sie Bäume in der Nähe, errichteten einen gewaltigen Holzstoß und zündeten unter Begünstigung eines heftigen Windes denselben an: darauf gossen sie Essig über das glühende Gestein und als es dadurch mürbe geworden war, sprengten sie den Felsen mit eisernen Geräthen und ließen den Steig in mäßigen Krümmungen so sanft ablaufen, daß nicht allein die Lastthiere, sondern auch die Elephanten darauf hinabgeführt werden konnten. Vier Tage wur-

den an dem Felsen zugebracht, während dessen die Thiere fast vor Hunger umkamen; denn die Gipfel sind in der Regel kahl und das wenige vorhandene Futter war mit Schnee bedeckt. Weiter unten sind Thäler, manche sonnige Hügel, auch Bäche an Waldungen und Plätze, die es schon eher verdienen, von Menschen bebaut zu werden. Hier wurde das Vieh auf die Weide getrieben und den ermüdeten Menschen drei Tage Rast gegeben. Dann stiegen sie vollends in die Ebene hinab in mildere Gegenden zu milderen Menschen.

Auf diese Art kam Hannibal, nachdem er die Alpen in funfzehn Tagen überstiegen hatte, in Italien an, fünf Monate nach dem Abzug von Neukarthago. Von seinem ganzen Heere soll er nur noch zwanzigtausend Mann zu Fuß und sechstausend Reiter gehabt und allein seit dem Uebergang über den Rhodanus sechs und dreißigtausend Menschen und eine ungeheure Anzahl von Pferden und Lastthieren eingebüßt haben.

9.

Die Schlacht am Trasimenischen See.

(V. Chr. 217.)

Im Frühling des folgenden Jahres, nachdem Hannibal die Alpen überstiegen hatte, schlug er den Weg nach Rom durch Etrurien ein. Hier hatte er mehrere Tage einen gefährlichen und höchst beschwerlichen Marsch durch die Sümpfe in der Umgebung des Arnus zu machen. Als er endlich mit großem Verlust an Menschen und Vieh, selbst mit Einbuße eines Auges aus den Morästen herauskam, hörte er, daß das Römische Heer unter dem Consul Cajus Flaminius bei Arretium gelagert sei. Der Consul war voll kecken Uebermuths, ohne Scheu vor Obrigkeit und Gesetzen, selbst vor den Göttern; und diese ihm natürliche Verwegenheit war noch durch glückliche Erfolge in seinen Unternehmungen genährt worden. Hannibal, der von dieser Gemüthsbeschaffenheit seines Gegners unterrichtet war, rechnete darauf, ihn zu übereilten Handlungen reizen zu können. In dieser Absicht zog er zum Plündern in die reichen Gefilde seiner Umgebung und sengend und brennend ließ er den Consul von ferne eine recht arge Verwüstung sehen. Ganz seiner Berechnung gemäß gelang es ihm, den aufbrausenden Mann zu solchem Zorn zu reizen, daß er die heilsame Mahnung seines Kriegsrathes, erst seinen Amtsgenossen abzuwarten und mit diesem vereint den Feind anzugreifen, verschmähte und augenblicklich das Zeichen zum Aufbruch und zur Schlacht aufstecken ließ, selbst auf ungünstige Vorzeichen nicht achtend. Hannibal fuhr fort, weit und breit Alles nur noch ärger zu verheeren und lockte dadurch seinen hitzigen Gegner in eine Ge-

gend, die zu einem Hinterhalt wie gemacht war, da wo der Trasimenische See ganz nahe an die Gebirge von Cortona gränzt. Es bleibt nur ein sehr schmaler Weg dazwischen: weiterhin eröffnet sich ein etwas breiteres Feld, im Hintergrund erheben sich Hügel. Hier in der offenen Ebene schlug Hannibal ein Lager auf, wo er selbst mit seinen Hispaniern und Africanern stehen wollte. Die Balearen und übrigen Leichtbewaffneten ließ er sich hinter den Bergen herumziehen: die Reiter stellte er gerade am Eingang des Passes, von Anhöhen zweckmäßig verdeckt auf, damit sie, sobald die Römer hereingerückt wären, hinter ihrem Rücken hervorbrächen und so der Feind von allen Seiten eingeschlossen sei. Flaminius, welcher Tags zuvor mit Sonnenuntergang am See angekommen war, zog ohne alle Erkundigung mit Tagesanbruch fast noch in der Dämmerung durch den Paß und als sein Heer in dem offeneren Felde sich auszubreiten anfing, wurde er zwar die Feinde gewahr, aber nur die vor ihm stehenden; von dem Hinterhalte im Rücken und über seinem Haupte ahnete er Nichts. Kaum sah Hannibal, wie seine Absicht war, die Römer zwischen dem See und den Bergen eingeschlossen und von seinen Truppen umringt, so gab er das Zeichen zum gleichzeitigen Angriff von allen Seiten. Dieser kam den Römern um so überraschender, da ein dichter Nebel über der Ebene lag, während die auf den Höhen sich deutlich genug sahen, um gleichzeitig zu verfahren. Die Römer merkten aus dem überall her sich erhebenden Geschrei, daß sie umringt seien, eher noch als sie es recht sahen; und sie wurden schon von vorn und auf den Seiten angegriffen, ehe sie noch Zeit hatten, ihre Linien gehörig zu stellen, die Waffen in Stand zu setzen und das Schwert zu ziehen.

Bei der allgemeinen Bedrängniß und Bestürzung behielt der Consul für seine Person Fassung genug. Unerschrocken ordnete er, so gut es Zeit und Ort gestattete, die verwirrten Reihen; wo

er nur herankommen und gehört werden konnte, sprach er Muth ein und hieß die Leute Stand halten und fechten. Allein vor Getöse und Getümmel konnte man keinen Rath, keinen Befehl vernehmen und so wenig erkannte der Krieger seine Feldzeichen, sein Glied, seinen Platz, daß er kaum Besinnung genug hatte, die Waffen zu ergreifen und zum Kampfe anzulegen: ja Manchen waren dieselben mehr zur Last, als zum Schutz. Bei dem dichten Nebel thaten die Ohren bessere Dienste als die Augen: wo sie Verwundete ächzen, wo sie Waffen auf Leiber oder Schilde treffen, wo sie Töne des Jubels oder Angstrufs hörten, dahin richteten sie Antlitz und Augen. Hier geriethen Fliehende unter einen Haufen Streitender und konnten nicht weiter; dort riß eine flüchtige Schaar in den Kampf Zurückkehrende mit sich fort. Als sie nun nach allen Seiten hin vergebliche Angriffe gemacht hatten, auf den Flügeln Berg und See, vorn und hinten die Feinde sie einschlossen und der Augenschein lehrte, daß hier keine andere Rettung zu erwarten sei als von der Faust und vom Schwerte; da wurde Jeder sein eigner Führer und Ermunterer und eine zweite, neubeginnende Schlacht erfolgte, nicht zwar in kunstgerechter Stellung und in geordneten Reihen nach Legionen, Cohorten und Manipeln, sondern der Zufall bildete die Haufen, der eigne Muth gab Jedem seinen Platz und so heiß ward der Streit, so ganz versunken die Seele in den Kampf, daß jenes Erdbeben, welches damals in vielen Städten Italiens ganze Straßen niederwarf, reißende Ströme in ihrem Lauf hemmte, das Meer in die Flüsse trieb und Berge versenkte, von Keinem der Fechtenden bemerkt wurde.

Beinahe drei Stunden schlug man sich allenthalben mit Erbitterung. Doch in der Nähe des Consuls war der Kampf am hitzigsten und grimmigsten. An ihn schloß sich der Kern seiner Männer; er selbst leistete überall, wo er die Seinigen in Noth und Gedränge sah, schleunige Hülfe. Ihm beizukommen — denn

seine Waffen machten ihn kenntlich — boten die Feinde alle Kräfte auf; die Mitbürger, ihn zu schützen; bis endlich ein feindlicher Reiter, der ihn auch von Gesicht kannte, seinen Landsleuten zurief: „Sehet, dieß ist der Consul, der unsere Schaaren erschlagen, unser Land und unsre Stadt verheert hat; nun will ich ihn den Schatten unsrer gemordeten Mitbürger zum Sühnopfer zuschicken!" — dann mit gesporntem Rosse durch die dichtesten Haufen heransprengte und mit seiner Lanze den Consul durchbohrte, nachdem er den Waffenträger, der ihn zu schützen versuchte, zusammengehauen. Jetzt erst wandte sich ein großer Theil zur Flucht und nun war weder See noch Berg ein Hinderniß für ihre Angst. Blindlings rannten sie durch jeden Hohlweg, über jede Klippe, und Waffen und Männer stürzten übereinander. Viele, die bei der völligen Unmöglichkeit, zu fliehen, an den seichten Uferstellen des Sees ins Wasser gingen, wagten sich so weit hinein als sie noch mit Kopf und Schultern ragten. Einige versuchten gar in der Unbesonnenheit ihrer Angst durch Schwimmen sich zu retten. Diese fanden dann entweder aus Mangel an Kraft und Athem ihren Tod in den Tiefen oder sie arbeiteten sich nach fruchtloser Erschöpfung kaum noch zum Ufer zurück, wo sie um so leichter von den feindlichen Reitern zusammengehauen wurden.

Fast sechstausend Mann vom Vortrab, die sich muthig geradeses Weges durch die Feinde durchschlugen, retteten sich, ohne im Mindesten zu wissen, was hinter ihnen vorging, aus dem Passe. Nachdem sie auf einer Anhöhe Halt gemacht, hörten sie zwar das Geschrei und das Waffengetöse; den Ausgang der Schlacht konnten sie aber nicht vernehmen, noch auch vor dem Nebel weit sehen. Als endlich die Sache entschieden war und die wärmere Sonne den Nebel zertheilt hatte und den Tag durchbrechen ließ, da zeigte ihnen Gebirg und Ebene die verlorne Schlacht und das jämmerlich hingestreckte Römische Heer. Um nun der Verfolgung durch

die Reiterei zuvorzukommen, brachen sie rasch auf und eilten von dannen. Doch holte sie Maharbal in der Nacht mit der ganzen Reiterei ein. Vom äußersten Hunger bedroht, ergaben sie sich ihm auf sein Wort, wenn sie die Waffen streckten, Jeden mit einem Kleide zu entlassen. Diese Zusage erfüllte Maharbal mit Punischer Gewissenhaftigkeit und ließ sie alle in Fesseln legen.

Dieß ist die berühmte Schlacht am Trasimenus und eine der seltenen Niederlagen des Römischen Heeres. Funfzehntausend Römer fielen in der Schlacht; zehntausend, die sich auf der Flucht über ganz Etrurien zerstreuten, suchten auf verschiedenen Wegen Rom zu erreichen. Von den Feinden blieben eintausend und fünfhundert in der Schlacht und Viele starben nachher an ihren Wunden.

10.

Quintus Fabius Maximus.

In der ungeheuren Bestürzung, worin das Römische Volk durch die Niederlage am Trasimenischen See gerathen war, griff man zu einem außerordentlichen Mittel und wählte einen Dictator, nämlich den Quintus Fabius Maximus, einen Mann von angesehener Familie und ausgezeichneter Klugheit und zu seinem Gehülfen als Reiteroberſten den Marcus Minucius. Hannibal aber hatte sich nach dem östlichen Meere hin gewendet und weit und breit Alles verheerend war er mit unermeßlicher Beute bis nach Apulien gedrungen. Dort suchte ihn jetzt Fabius mit

vier Legionen auf und lagerte sich etwa funfzig Stadien*) von ihm entfernt. Doch ließ er sich in kein Treffen ein, wozu ihn sein Gegner sogleich herausforderte und ungeachtet aller Beschuldigungen der Feigheit blieb er standhaft bei dieser Entschließung. Anfangs zwar wurde er deßhalb verachtet; doch zuletzt mußte Jedermann eingestehen, daß man unter den gegenwärtigen Umständen den Krieg nicht besonnener und einsichtsvoller führen könne: auch rechtfertigte der Erfolg seine Maßregeln vollständig. Denn das Heer der Feinde war von Jugend auf zum Kriege geübt und hatte einen Feldherrn, der mit ihm aufgewachsen war und schon als Knabe den Felddienst gelernt hatte: es hatte viele Siege in Hispanien und erst kürzlich zwei hinter einander gegen die Römer erfochten: endlich, und dieß war das Wichtigste, seine einzige Hoffnung beruhete auf dem Sieg. Bei den Römern hingegen fand sich von all dem das Gegentheil. Da also eine Niederlage offenbar vorauszusehen war, konnte sich Fabius nicht zu einem entscheidenden Treffen entschließen. Dagegen hielt er sich an das, worin die Römer im Vortheil waren, nämlich hinreichende Zufuhr und überlegene Anzahl. Daher zog er immer in einiger Entfernung von den Feinden und kam ihnen bei seiner Bekanntschaft mit der Gegend in Besetzung der wohlgelegenen Punkte zuvor. Da er ferner vom Rücken her reichliche Zufuhr hatte, so ließ er seine Leute nicht auf Fütterung ausgehen, noch sich einzeln aus dem Lager entfernen: vielmehr hielt er sie allezeit in Masse beisammen und lauerte auf günstige Zeit und Gelegenheit. Wenn dann die Feinde aus Verachtung der Römer bei ihrer Fütterung sich allzuweit von ihrem Lager entfernten, überfiel er sie und brachte ihnen auf diese Weise manchen Verlust bei. Dieß that er theils um die Feinde nach und nach zu schwächen, theils um den Seini-

*) 1½ deutsche Meilen.

gen den niedergeschlagenen Muth wieder zu heben. Auf eine offene Feldschlacht ließ er sich aber niemals ein. Mit diesem Verfahren aber war Minucius gar nicht einverstanden, sondern übereinstimmend mit der Menge hielt er den Dictator für feige und schläfrig in Führung des Kriegs und brannte vor Begierde, einen Schlag zu wagen.

Nachdem Hannibal die östlichen Gegenden verwüstet hatte, zog er wieder westlich über den Apenninus in das fruchtbare Land der Samniten, das seit langer Zeit vom Krieg verschont war and daher reichliche Beute darbot. Nachdem er Beneventum und Venusia erobert, begab er sich weiter in das gesegnete Campanien, das durch Fruchtbarkeit und blühenden Wohlstand das herrlichste Land Italiens ist und die schönsten Städte enthält. Hier schlug er am Flusse Vulturnus sein Lager auf und indem er von da aus die ganze Gegend verheerte, suchte er theils die Bundesgenossen zu schrecken, theils recht offenbar zu zeigen, wie ihm die Römer das Feld geräumt. Nun waren Minucius und die übrigen Anführer voll Eifer zu schlagen und die schönste Landschaft Italiens zu schützen; Fabius aber eilte dem Feind zwar nach, hielt sich jedoch immer auf den Bergen und ließ sich um so weniger bewegen, ganz in die Ebene herabzukommen, weil der Feind an Reiterei sehr überlegen war. Als endlich Hannibal mit reicher Beute beladen zurückkehrte und in einer Gegend, die zum Ueberwintern geeignet war, dieselbe in Sicherheit bringen wollte, mußte er durch einen engen Paß, der zum Hinterhalt geeignet war. Diesen besetzte Fabius mit viertausend Mann, das übrige Heer lagerte er auf den umgebenden Höhen, froh über eine so günstige Gelegenheit zum Kampf, den seine Truppen längst wünschten. Wie nun die Karthager ankamen und am Fuß der Gebirge sich lagerten, traf Fabius alle Anstalten, um alle Vortheile der Gegend zu einem Hauptschlag zu benutzen. Allein Hannibal, der seine Absicht

merkte, kam durch eine List der Ausführung zuvor. Er ließ aus dürrem Holze eine große Menge Reisbündel verfertigen, dann gegen zweitausend Ochsen, die stärksten von der ganzen Beute, herauswählen und ihnen jene als Fackeln an die Hörner binden. Darauf als Alles zum nächtlichen Aufbruch vorbereitet war, ließ er nach Mitternacht dieselben anzünden und die Thiere gegen eine Anhöhe, welche zwischen seinem Lager und dem Passe sich befand, hinantreiben. Zugleich befahl er seinen leichten Truppen, denselben zu folgen und mit großem Lärm die Anhöhe zu besetzen. Während dessen rückte er selbst nach dem Paß, voran die Schwerbewaffneten, dann die Reiter, hierauf die Beute und zuletzt die Hispanier und Gallier. Als nun die Römer, welche die Enge besetzt hatten, die brennenden Fackeln die Anhöhe hinan sich bewegen sahen, so meinten sie, Hannibal nehme dahin seinen Zug und verließen den Paß, um die Höhe zu vertheidigen. Wie sie in die Nähe der Ochsen kamen, wußten sie nicht, was die Fackeln bedeuten sollten und dachten sich die Gefahr noch weit ärger als sie wirklich war: und als sie auf die leichten Truppen stießen, wurden sie zwar ein wenig handgemein, doch trennten sie sich wieder, weil die Thiere dazwischen liefen und warteten in der Ungewißheit dessen, was vorging, den Tag ab, indem beide Theile auf der Höhe ihren Stand behielten. Fabius, der sich die Sache nicht zu deuten wußte, hielt sie für eine Kriegslist und mochte daher nichts Entscheidendes wagen, sondern wartete in seinem Lager auf den Anbruch des Tages. Indessen zog Hannibal, dem Alles nach Wunsch glückte, mit Heer und Beute sicher durch den Paß und schickte mit Tagesanbruch seinen leichten Truppen, die noch auf der Höhe standen, eine Verstärkung zu, mit deren Hülfe sie ohne Nachtheil wieder herabstiegen.

Darauf suchte sich Hannibal einen passenden Ort für Winterquartiere und zog nach Geronium, das durch seine Lage und

die reiche Fruchtbarkeit der Gegend dazu geeignet war. Er eroberte die Stadt, richtete sie zu Magazinen ein und bezog vor derselben ein befestigtes Lager. Von da aus sandte er beständig zwei Drittheile seines Heeres zum Einsammeln der Vorräthe aus, während er mit den übrigen das Lager schützte. Fabius hatte zum Behuf eines Opfers auf einige Tage das Heer verlassen und sich nach Rom begeben müssen. Er hatte dem Minucius den Oberbefehl über das Heer übertragen und demselben sehr anbefohlen, vielmehr sich vor Gefahr zu sichern, als dem Feinde Schaden zuzufügen. Allein Minucius, der wenig auf diesen Befehl achtete, war mit allem Eifer darauf bedacht, ein Treffen zu wagen.

Bald gelang es ihm auch, dem Hannibal, wie er gerade sein Heer auf die gedachte Weise getheilt hatte, einen kleinen Vortheil abzugewinnen. Dadurch wuchs der Muth und die Hoffnung der Soldaten und als das Gerücht den Sieg vergrößerte, erneuerte sich zu Rom der Tadel gegen Fabius noch mehr als zuvor; Minucius dagegen gewann ein solches Ansehen, daß die Römer — ein unerhörtes Beispiel der Geschichte — demselben gleich unumschränkte Gewalt, wie dem Dictator verliehen. Nun war Minucius ganz übermüthig und nur mit doppeltem Eifer trachtete er, eine Schlacht zu liefern, Fabius dagegen änderte seine Grundsätze nicht im Mindesten, vielmehr war er nur noch vorsichtiger als zuvor. Die beiden Feldherrn theilten das Heer und schlugen ihr Lager abgesondert etwa zwölf Stadien von einander auf. Hannibal, dem Nichts hätte erwünschter sein können, beeilte sich, des Minucius unvorsichtigen Eifer zu benutzen. Ein Hügel, der zwischen beiden lag, bot Gelegenheit zu einem Hinterhalt. Dahin versteckte er einen Theil seiner Truppen, während er mit andern die Anhöhe besetzte. Minucius stürmte, ohne die List zu ahnen, mit gesammter Macht die Höhe und bald gerieth er, als die versteckten Feinde aus dem Hinterhalt hervorbrachen, in die größte

Gefahr. Zum Glück hatte Fabius Alles, was vorging, beobachtet und erschien noch zur rechten Zeit als Retter. Die schon getrennten Reihen der Römer schlossen sich wieder an, der gesunkene Muth hob sich wieder; und Hannibal, der die frischen Truppen, die in bester Ordnung anrückten, zu fürchten hatte, zog sich zurück. Durch diese Warnung gewann das Heer die Ueberzeugung, wie verderblich des Minucius unbesonnene Hitze gewesen, wie wohlthätig dagegen des Fabius Behutsamkeit, und auch zu Rom lernte man einsehen, wie weit vorzüglicher ein besonnener Feldherr ist, der nach festen Grundsätzen handelt, als ein verwegener und ruhmsüchtiger. Darauf vereinigten sich wieder beide Lager und gehorchten wieder den Befehlen des Fabius allein.

11.

Die Schlacht bei Cannä.

(V. Chr. 216.)

Einen ganzen Winter und Frühling hindurch hatten das Römische und Karthagische Heer in verschanzten Lagern einander gegenüber gestanden. Als nun die Zeit der Ernte herannahete, brach Hannibal, um die Römer zum Treffen zu nöthigen, auf und eroberte die Burg von Cannä, wo dieselben reiche Vorräthe hatten. Dadurch ward er Meister der ganzen fruchtbaren Gegend, die weithin von der Burg beherrscht wurde und nun sahen sich auch die Römer genöthigt, ihre ganze bisherige Kriegsweise zu ändern. In dieser Verlegenheit schickten sie nach Rom und fragten beim Senat an, was zu thun sei. Hier wurde beschlossen, eine Schlacht zu wagen und alle Kräfte zu einem Haupt-

schlag aufzubieten. Die Proconsuln, welche an der Spitze des Heeres im Felde standen, erhielten den Befehl, noch abzuwarten, bis die Consuln selbst, die sich noch in Rom befanden, mit Verstärkungen ankämen. Diese waren Lucius Aemilius Paulus und Cajus Terentius Varro. Darauf verstärkte man die Mannschaft der Legionen bis auf fünftausend Mann zu Fuß und dreihundert Reiter und verdoppelte die Zahl derselben, also daß deren acht im Feld standen, die sämmtlich bei Cannä zur Schlacht sich vereinigen sollten. Rechnet man dazu, daß die Anzahl der Bundesgenossen ebenso groß war, so wurden demnach achtzigtausend Mann zu Fuß und etwa sechstausend Reiter dem Feinde entgegengeführt.

Aller Augen waren auf Lucius Aemilius gerichtet, alle Hoffnung baute man auf ihn; denn er war ein wackerer und angesehener Mann und hatte sich bereits durch Tapferkeit im Illyrischen Kriege ausgezeichnet. Als derselbe zum Heere kam, suchte er in einer Anrede den Muth der Soldaten zu heben. Indem er die früheren Niederlagen berührte, gab er als hauptsächliche Ursache an, daß die damaligen Soldaten nicht nur überhaupt im Kriege wenig geübt, sondern auch mit diesem Feind gar nicht bekannt gewesen. Jetzt aber sei dieß ganz anders. Den Feind, mit dem sie jetzt schon ins zweite Jahr fast täglich kämpften, hätten sie bereits in seiner ganzen Art hinlänglich kennen gelernt. Demnach dürften sie auch jetzt einen andern Ausgang des Kampfes erwarten, zumal da beide Consuln und die vorjährigen dazu an ihrer Spitze ständen und die Feinde an Zahl fast um die Hälfte schwächer seien. „Daher, fuhr er fort, fehlt nunmehr zum Siege Nichts als Muth und Vertrauen von eurer Seite. Doch dazu aufzumuntern, würde nur bei Miethlingen nöthig sein: euch, die ihr für Weib und Kind und Vaterland kämpfet, darf man nur daran erinnern. Deßhalb bedenkt nur, welche Folgen der Sieg, welche

die Niederlage haben wird, und beherzigt, daß mit diesem Heere auch das Vaterland selbst verloren wäre. Denn alle seine Kräfte, alle seine Hoffnungen beruhen nunmehr auf euch. Täuscht dieselben nicht und zeiget der Welt, daß nicht überlegene Tapferkeit der Karthager, sondern theils Unerfahrenheit der Unsrigen, theils unglückliche Umstände die früheren Niederlagen herbeiführten."

Darauf führten die Consuln das Heer in die Nähe des Feindes und schlugen ihr Lager ohngefähr 50 Stadien von demselben auf. Da aber diese Gegend eben war und für die Reiterei, woran die Feinde überlegen waren, vortheilhaft, so wollte Aemilius sich hier in kein Treffen einlassen, sondern nach einer Gegend hinziehen, wo das Fußvolk die Entscheidung geben könnte. Allein Terentius Varro war aus Unwissenheit der entgegengesetzten Meinung und so entstand verderbliche Uneinigkeit unter den beiden Feldherrn. Als nun den folgenden Tag der Römischen Sitte gemäß die Reihe des wechselnden Oberbefehls an Varro kam, rückte er, trotz aller Vorstellungen und Bemühungen des Aemilius näher gegen den Feind. Hannibal überfiel die Römer mit seiner Reiterei und leichten Truppen unvermuthet noch auf dem Marsche, mußte sich aber wieder zurückziehen. Den andern Tag mochte Aemilius das Heer weder zum Angriff führen, noch konnte er ohne Gefahr sich zurückziehen: er schlug daher ein doppeltes Lager am Flusse Aufidus auf, der nicht weit von da ins Adriatische Meer sich ergießt, einen andern Theil des Heeres ließ er jenseits des Flusses, ziemlich nahe bei den Feinden sich lagern, theils um die Seinigen, wenn sie auf Fütterung ausgingen, zu schützen, theils um die Feinde näher zu beobachten.

Hannibal glaubte wegen des gestrigen erfolglosen Angriffs seine Truppen aufmuntern zu müssen. Er zeigte ihnen die vortheilhafte Lage der Gegend und hieß sie den Göttern danken, daß sie den Feind an einen solchen Ort geführt und ihnen gleichsam in

die Hände gegeben, worin er sie jetzt zu schlagen genöthigt habe. Dann erinnerte er sie an ihre Siege in den drei letzten Schlachten. „Also, fuhr er fort, sind eure Thaten geeigneter, euch aufzumuntern, als alle Reden. Alle Vortheile, die ich euch von jenen Siegen versprach, sind jetzt in euren Händen. Nunmehr gilt es den Besitz der Städte. Werdet ihr jetzt siegen, so wird ganz Italien euer sein: die Beschwerden des Kriegs sind dann bestanden und ihr habt nur die Früchte eurer Siege zu ernten. Roms Schätze werden euch zu Theil werden und ihr werdet durch diesen einzigen Sieg das erste Volk der Welt. Drum keine Worte weiter, sondern Thaten: Mit der Götter Hülfe werden, wenn irgend sonst, meine Verheißungen in Erfüllung gehen." Darauf schlug er sein Lager auf derselben Seite des Flusses auf, wo sich das größere Lager der Römer befand. Den folgenden Tag verwendete er auf Zurüstungen und Vorbereitungen. Den dritten bot er den Römern die Schlacht an; allein Aemilius nahm sie nicht an, zumal da er sah, daß die Karthager sich aus Mangel an Lebensmitteln bald wegziehen müßten. Da aber die Numidischen Reiter, welche die Römer am Wasserholen hinderten, bis vor den Wall streiften, so wurde Varro nur noch hitziger, ein Treffen zu liefern und auch das Heer ward ungeduldig und begehrte zu schlagen.

Den folgenden Tag, als die Reihe des Oberbefehls an Varro war, führte er mit Sonnenaufgang die Truppen aus beiden Lagern heraus, die aus dem größeren gleich über den Fluß und stellte sie unverzüglich in Schlachtordnung; die aus dem andern ließ er sich in gleicher Linie an dieselben anschließen; die Fronte gegen Mittag. Die Römischen Reiter stellte er auf den rechten Flügel, unmittelbar an den Fluß: zunächst ihnen das Fußvolk in einer geraden Linie, die hinteren Schlachtreihen in dichteren Haufen als vorn und die einzelnen Abtheilungen mit mehr Tiefe als Fronte;

auf den linken Flügel die Reiterei der Bundesgenossen und die leichten Truppen in einigem Abstand vor dem ganzen Heere. Um dieselbe Zeit führte Hannibal die Balearen und die andern leichten Völker über den Fluß, um durch sie sein übriges Heer zu verdecken. Dann setzte er mit diesem an zwei Stellen über. An den Fluß zur Linken stellte er die Hispanischen und Gallischen Reiter den Römischen gegenüber; nächst diesen die Hälfte des Libyschen schweren Fußvolks, dann die Hispanier und Gallier zu Fuß; hierauf die übrigen schwerbewaffneten Libyer und auf dem rechten Flügel die Numidischen Reiter. Hannibal dehnte zuerst sein Heer in eine gerade Linie; hierauf aber ließ er die in der Mitte stehenden Haufen der Hispanier und Gallier vorrücken und die andern sich also an sie anschließen, daß die Schlachtordnung in der Mitte die Form eines halben Mondes bekam. Dieß that er in der Absicht, um den Hispaniern und Galliern in den Libyern einen Rückhalt zu geben und jene durch diese zu unterstützen. Die Libyer führten Römische Waffen, welche Hannibal in der letzten Schlacht erbeutet hatte. Die Hispanier und Gallier hatten einerlei Schilde, aber verschiedene Schwerter, die einen zu Stich und Hieb, die andern nur zum Hieb geeignet. Die ganze Reiterei der Karthager belief sich auf zehntausend Mann, an Fußvolk aber waren es sammt den Galliern nicht viel über vierzigtausend. Den rechten Flügel der Römer führte Aemilius an, den linken Varro, in der Mitte standen die Proconsuln; auf dem linken Flügel der Karthager führte Hasdrubal den Befehl, auf dem rechten Hanno, in der Mitte Hannibal selbst nebst seinem Bruder Mago. Da die Römische Schlachtordnung gegen Mittag, die Karthagische gegen Mitternacht sah, so war die aufgehende Sonne beiden Theilen gleich unschädlich.

Als die leichten Truppen das Treffen begannen, stritten sie auf beiden Seiten mit gleichem Verlust. Sobald aber die Hispa-

nischen und Gallischen Reiter sich auf den linken Flügel der Römer warfen, erhob sich ein mörderischer Kampf. Denn nicht, wie sonst gewöhnlich, wendeten die Reiter nach dem ersten Stoß zurück, um von Neuem anzusprengen, sondern gleich wie sie zum erstenmal zusammentrafen, sprangen sie von den Pferden und kämpften Mann für Mann. Endlich gewannen die Karthager die Oberhand und tödteten die meisten der Römer im Gefecht, so tapfer und rühmlich sie fochten, die übrigen trieben sie an den Fluß und hieben sie ohne Erbarmen zusammen. Jetzt zogen sich die leichten Truppen hinter die Linie zurück und die Schwergerüsteten trafen auf einander. Der Kampf begann zuerst in der Mitte, da wo die Gallier und Hispanier, die den Halbmond bildeten, hervorragten. Eine Zeitlang hielten nun diese Stand und kämpften tapfer, dann aber von der dichten Masse der Römischen Schwerbewaffneten zurückgedrängt, wichen sie, der Halbmond wurde durchbrochen und von den hitzig nachdrängenden Feinden um so leichter gesprengt, als die Gallier in dünnen Reihen standen, die Römer dagegen von den Flügeln her sich immer dichter nach der Mitte hin zusammendrängten. Nun aber drangen sie bei der Verfolgung in der Mitte zu weit vor, so daß sie von beiden Seiten die schwergerüsteten Libyer in die Flanke bekamen. Diese schwenkten sich auf dem linken Flügel rechts und auf dem rechten links und fielen den Römern in die entblößten Seiten, ganz der anfänglichen Absicht Hannibals gemäß, daß, wenn die Gallier wichen, deren Verfolger von den Libyern in die Mitte genommen würden. Nun konnten diese nicht mehr in ganzen Legionen kämpfen, sondern auf der Seite angegriffen, mußten sie Mann für Mann und in einzelnen Haufen streiten.

Aemilius, der sich aus der Niederlage des rechten Flügels gerettet hatte, begab sich in der Mitte der Schlachtordnung, wo wie er sah die Entscheidung der Schlacht auf dem Fußvolk beruhete,

ermunterte die Soldaten und seinen Reden gemäß focht er selbst mit tapferem Muthe. Ebenso that Hannibal, der vom Anfang an dort seine Stellung hatte. Indessen waren auch die Numidier auf dem rechten Flügel mit den Reitern der Römischen Bundesgenossen, die ihnen gegenüberstanden, in Kampf gerathen, ohne daß es hier zu einer Entscheidung kam, wegen der ihnen eigenthümlichen Art zu fechten. Jedoch setzten sie jene außer Stand, an dem übrigen Treffen Theil zu nehmen, indem sie durch Angriffe von allen Seiten sie beständig beschäftigt hielten. Als aber Hasdrubal die Römischen Reiter am Flusse meist aufgerieben hatte, kam er den Numidiern auf dem andern Flügel zu Hülfe. Wie ihn die Römischen Bundesgenossen ansprengen sahen, wandten sie sich zur Flucht. Und nun zeigte sich Hasdrubal als einen klugen und erfahrenen Feldherrn. Er ließ nämlich jene durch die Numidier, die einem Feinde, der einmal flieht, durch ihre Gewandheit fürchterlich sind, verfolgen; seine eignen Reiter aber führte er den Libyern zu Hülfe, und indem er den Römischen Legionen in den Rücken fiel und an vielen Stellen zugleich einhauen ließ, versetzte er diese in die größte Bestürzung und Verwirrung, während den Libyern der Muth wuchs. Damals fiel auch Aemilius in tapferem Kampfe mit Wunden bedeckt als ein Mann, der die Pflichten gegen sein Vaterland sowohl in seinem übrigen Leben, als in diesem letzten Kampfe so rühmlich wie irgend Einer erfüllte. Das Römische Fußvolk, nun ganz umringt, leistete nach allen Seiten hin Widerstand. Indem sie aber ringsum niedergehauen und die übrigen in einen stets engeren Raum zusammengedrängt wurden, fielen sie endlich alle und unter ihnen die beiden Proconsuln, als tapfere Männer und des Römischen Namens würdig kämpfend. Unterdessen hatten auch die Numidier, welche die flüchtigen Reiter verfolgten, den größten Theil derselben niedergemacht, andere von den Pferden gestürzt.

Dieß war der Ausgang der Schlacht bei Cannä, in welcher auf beiden Seiten die tapferſten Männer fochten. Von den ſechstauſend Römiſchen Reitern retteten ſich nur ſiebenzig mit dem Conſul Varro nach Venuſia, von den Reitern der Bundesgenoſſen entkamen gegen dreihundert in die umliegenden Städte. Von dem Fußvolk wurden zehentauſend, die nicht im Treffen geweſen waren, gefangen genommen und aus der Schlacht entflohen gegen dreitauſend in die benachbarten Städte. Die übrigen gegen ſiebenzigtauſend Mann ſtarben einen rühmlichen Tod. Auf Seiten der Karthager fielen gegen viertauſend Gallier, etwa funfzehenhundert Hiſpanier und Libyer und ungefähr zweihundert Reiter. Jene zehentauſend Römer, welche gefangen wurden, hatte Aemilius in ſeinem Lager zurückgelaſſen, um, wenn Hannibal das ſeinige unbeſetzt ließe, deſſelben ſich zu bemächtigen. Aber Hannibal hatte eine hinreichende Bedeckung in ſeinem Lager zurückgelaſſen, welche, gleich beim Anfang der Schlacht angegriffen, tapferen Widerſtand leiſtete. Bereits jedoch wichen ſie ſchon vor der Uebermacht, als Hannibal, nachdem die Hauptſchlacht entſchieden war, ihnen zu Hülfe kam, die Römer in ſeinem eignen Lager einſchloß, ihrer zweitauſend tödtete, die übrigen gefangen nahm. Von den zerſprengten Reitern brachten die Numidier aus der Umgegend noch etwa zweitauſend Gefangene ein.

Durch dieſe Schlacht wurden die Karthager Meiſter von Unteritalien und Rom war in großer Gefahr. Die Römer hielten ſelbſt ihre Herrſchaft über Italien für verloren und waren für Vaterland und Freiheit in großer Beſorgniß, wenn ſchon ihr Muth nicht gänzlich gebeugt war.

12.

Die Schlacht bei Zama.

(V. Chr. 202.)

P. Cornelius Scipio war nach glorreichen Thaten, die er innerhalb fünf Jahren in Spanien verrichtet, nach Rom zurückgekehrt, mit dem schon vorbereiteten Plan nach Africa überzusetzen und durch unmittelbaren Angriff Karthagos Italien von dem gefährlichsten Feind zu befreien. Die Freude und der Stolz seines Volkes wurde er im neun und zwanzigsten Jahre zum Consul erwählt und erhielt die Erlaubniß, nach Africa zu gehen. Er landete bei Utica. Darauf in mißlichem Kampf gegen ein bedeutend überlegenes Heer der vereinigten Karthager und Numidier unter Hasdrubal und Syphax steckte er durch nächtlichen Ueberfall ihr Lager in Brand und zerstreute und vernichtete das ganze Heer. Nachdem er sodann in einem zweiten Treffen den König Syphax besiegt und gefangen hatte und die Städte des Karthagischen Gebietes sich ihm meist freiwillig unterwarfen, bedrohete er Karthago selbst. In dieser Bedrängniß riefen die Karthager, während sie zum Schein Friedensunterhandlungen anknüpften und Waffenstillstand erhielten, Hannibal aus Italien zurück.

Mit Thränen in den Augen und den schmerzlichsten Gefühlen in der Brust hörte Hannibal den Befehl, das Land zu verlassen, das sechzehn Jahre der Schauplatz seiner Thaten gewesen. „So ist denn Hannibal besiegt, rief er aus, nicht von den Römern, dem so oft geschlagenen Feind, sondern von Karthagos Senat durch Neid und Partheihaß! Und über meinen Abzug wird Scipio

nicht minder frohlocken als Hanno, der unter Karthagos Trümmern mein Haus zu begraben trachtet." Selten ist wohl ein Verbannter mit traurigeren Gefühlen aus dem Vaterland als Hannibal aus Feindesland geschieden. Oft nach Italiens Küsten zurückblickend klagte er Götter und Menschen an, sich und sein Dasein verwünschend, daß er nicht sein Heer noch bluttriefend vom Siege bei Cannä gegen Rom geführt. Zu Rom war die Sorge nicht geringer wie die Freude über seinen Abzug. Fünf Tage lang stellte man Dank- und Freudenfeste an, daß ein so gefährlicher Feind endlich von Italiens Boden gewichen. Aber wohl dachte man auch an des Quintus Fabius weissagendes Wort, Hannibal werde in der Heimath ein weit furchtbarerer Feind sein, wie in der Fremde; und nicht ohne Grund zweifelte man, ob es für Scipio eben so leicht sein werde, wie über den Barbarenkönig Syphax und Hasdrubals eiligst zusammengeraffte Truppen, auch über Hannibal zu siegen, diesen tapfersten und verschlagensten Feldherrn, der, aufgewachsen unter dem Waffengetümmel, als Knabe schon Soldat, als Jüngling Feldherr, unter Siegen ergraut, Hispanien, Gallien und Italien mit Denkmälern seiner Heldenthaten angefüllt, an der Spitze eines Heeres stehe, das ihm selbst an Dienstjahren gleich, abgehärtet durch Beschwerden aller Art, tausendmal mit Römerblut besprützt und mit der Beute Römischer Waffen beladen sei. Solche Gedanken erfüllten selbst die, welche am meisten auf Scipio vertrauten, bei dem nahenden Entscheidungskampf mit banger Besorgniß. Aehnlich schwankend war die Stimmung der Karthager. Bald, wenn sie auf Hannibal und die Größe seiner Thaten blickten, fühlten sie sich von Muth gehoben, bald, wenn sie Scipios glänzende Thaten und neuerliche Siege erwägten, erzitterten sie vor ihrem Untergang.

Hannibal landete bei Adrumetum, gönnte seinen Truppen nur einige Tage Rast, dann eilte er, auf die Nachricht, Karthago

sei schon rings von Feinden umgeben, nach Zama, welches fünf Tagereisen von Karthago entfernt ist. Als er von da Kundschafter ausschickte, wurden sie aufgefangen und vor Scipio geführt. Dieser befahl, sie im ganzen Lager herumzuführen und ihnen Alles nach Belieben zu zeigen, dann ließ er sie wieder mit sicherem Geleite zurückgehen. Hannibal, den Nichts mehr beunruhigte, als diese Zuversicht, ließ Scipio den Vorschlag zu einer Unterredung machen, in der Hoffnung, jetzt noch billigere Friedensbedingungen zu erlangen. Scipio bewilligte die Zusammenkunft und so traten sie denn einander gegenüber, die zwei größten Feldherrn nicht nur ihres Zeitalters, sondern auch jedem Heerführer und Könige der Vorzeit vergleichbar. Eine Weile schwiegen sie Beide, Einer von des Andern Anblick in gegenseitiger Bewunderung wie betroffen. Darauf begann Hannibal:

„Wenn es also vom Schicksal bestimmt ist, daß ich, der zuerst den Krieg angefangen, der so oft den Sieg beinahe in Händen hatte, kommen muß, selbst auf Frieden anzutragen, so freue ich mich, gerade bei dir ihn suchen zu müssen. Und ebenso möchte es auch für dich nicht der geringste Ruhm sein, daß Hannibal, dem die Götter über so viele Römische Feldherrn den Sieg verliehen, vor dir zurücktritt. Hätten doch die Götter unsern Vätern den Sinn eingegeben, sich zu begnügen, ihr mit Italiens, wir mit Africas Herrschaft! dann hättet ihr nicht vor euren Thoren und Mauern feindliche Waffen gesehen, wir sähen nicht jetzt ein Römisches Lager vor Karthago. Jetzt liegt es an uns Beiden, ob Friede sein wird oder nicht; denn was wir unterhandeln, werden unsre Mitbürger bestätigen. Mich, der ich nach sechs und dreißig Jahren in mein Vaterland zurückkehre, hat die Erfahrung in der Schule des Glücks und Unglücks gelehrt, daß ich lieber der Vernunft als dem Spiele des Schicksals folge. Du aber bist noch jung: in keiner deiner kühnsten Unternehmungen hat dich das

Glück getäuscht: ausgezogen, um deines Vaters und Oheims Tod zu rächen, hast du Lorbeeren glänzenden Ruhmes dir ums Haupt geflochten; wohl mag nach solchen Erfolgen dein glücktrunkenes Herz lieber Sieg als Frieden wünschen. Ich kenne diesen mehr hohen als ersprießlichen Sinn. Doch erwäge nicht nur, was geschehen ist, sondern auch, was geschehen kann. Laß mein Beispiel dich belehren. Mir lächelte einst das Glück, wie jetzt dir. Noch nicht so gar lange ist's, daß ich vor Roms Mauern gelagert die Bürger drinnen erschreckte und jetzt siehst du mich hier, meine Vaterstadt vor gleicher Gefahr zu schirmen. Dem größten Glück ist am wenigsten zu trauen. Ehrenvoll und glänzend ist der Friede für den, der ihn auf der Höhe des Glücks gewährt. Besser und sicherer ist ein gewisser Friede, als ein gehoffter Sieg. Jener steht in deiner, dieser in der Götter Hand. Setze nicht das Glück so vieler Jahre auf den Ausschlag einer einzigen Stunde! Der Glanz deines Ruhmes wird durch Einen Sieg nicht so viel erhöhet, als durch Einbuße desselben getrübt. Denke an jenes Marcus Atilius Beispiel: hätte dieser im Glanz des Sieges unsern Vätern den erbetenen Frieden gewährt und seines Glückes stolzen Lauf zu zügeln gewußt, so wäre er nicht so schrecklich von dem Gipfel seiner Hoffnungen und Erwartungen herabgestürzt. Nimm also den Frieden, den ich, Hannibal, mit aufrichtigem Herzen biete, an, und du wirst, indem du der Welt Ruhe gewährst, deinem Ruhme die Krone aufsetzen!" Darauf bot er alle Besitzungen Karthagos außerhalb Africa an. Scipio erwiederte ohngefähr Folgendes: „Die Karthager haben in Hoffnung auf deine Ankunft den Waffenstillstand gebrochen und damit die Aussicht auf den Frieden gestört. Dadurch, daß du von den früheren Bedingungen Alles weglässest, was nicht längst in unserer Gewalt ist, wollt ihr für eure Treulosigkeit noch Lohn ernten. Daß ihr der angreifende Theil gewesen, gestehst du selbst ein und so haben auch die Götter

nach Gerechtigkeit den Krieg entschieden und werden ihn entscheiden. Wohl kenne ich die menschliche Schwäche und des Schicksals Macht. Aber so bereit ich gewesen wäre, Frieden zu gewähren, wann du vor meiner Ueberfahrt, freiwillig Italien räumend, denselben nachgesucht hättest; so wenig fühle ich jetzt mich zu einer Rücksicht verpflichtet. Darum kann nur dann vom Frieden die Rede sein, wenn zu den früheren Bedingungen noch eine Buße hinzugefügt wird für den Bruch des Waffenstillstandes und die Verletzung des Völkerrechts. Gefällt euch dieß nicht, so rüstet euch zum Krieg!"

So kamen denn beide zu den Ihrigen zurück mit der Meldung, die Waffen müßten entscheiden und zwar im letzten Kampfe um die Herrschaft des Erdkreises. Zu solcher Entscheidung rückten die beiden berühmtesten Feldherrn, die beiden tapfersten Heere der zwei mächtigsten Völker einander entgegen. Darum wogte eine Mischung von Hoffnung und Furcht in den Gemüthern, indem sie bald auf die eigne, bald auf die feindliche Linie blickten. Und was ihnen nicht von selbst vor die Seele trat, das gaben ihnen die Feldherrn erinnernd und ermahnend zu bedenken. Hannibal erinnerte an die Heldenthaten in Italien während sechzehen Jahren, an so viele geschlagene Feldherrn, so viele vernichtete Heere der Römer; Scipio nannte die Thaten in Hispanien, die neulichen Siege in Africa, das Geständniß der Feinde durch ihr Friedensgesuch und ihre Treulosigkeit. Und indem er ihnen die baldige siegreiche Heimkehr ins Vaterland zu Weib und Kind versprach, redete er mit so freudiger Zuversicht, als habe er schon gesiegt. Dann stellte er das Heer in Schlachtordnung. Er stellte aber die Cohorten nicht in dichtem Schlusse auf, sondern ließ bedeutende Gassen zwischen den Rotten, um einen Raum zu gewinnen, durch welchen man die feindlichen Elephanten ohne Störung für die Glieder einlassen könnte. Den Lälius wies er mit der

Italischen Reiterei auf den linken Flügel, den Massinissa mit den Numidiern auf den rechten. Die Gassen zwischen den Rotten der ersten Glieder füllte er mit Leichtbewaffneten, die den Befehl hatten, die anrennenden Elephanten einzulassen, indem sie rechts und links sich an die vorderen Glieder anschlößen und dann von der Seite sie zu beschießen. Hannibal stellte zum ersten Schrecken seine achtzig Elephanten voran, darauf die Ligurischen und Gallischen Völker, die Balearen und Mauren; ins zweite Treffen die Karthager, Africaner und die Macedonische Schaar; dann in mäßigem Zwischenraum als Rückhalt die Italier, die meist aus Zwang gefolgt waren. Die Karthagische Reiterei stellte er auf den rechten, die Numidier auf den linken Flügel.

Noch redeten Hannibal und seine Anführer zu ihren Schaaren, als die Römer Trompeten und Hörner erschallen ließen und ein so fürchterliches Geschrei erhoben, daß sich die Elephanten gegen das eigne Heer umwanden, besonders auf dem linken Flügel gegen die Mauren und Numidier. Leicht ward es dem Massinissa, den Schrecken und die Verwirrung zu vermehren und so auf dieser Seite die feindliche Linie von ihrer Reiterei zu entblößen. Einige Thiere, die ohne scheu zu werden in die Feinde einrannten, richteten unter den Leichtbewaffneten eine gewaltige Niederlage an, bis sie, rings von Geschossen getroffen und verwundet aus der Römischen Linie herausgejagt wurden und nun auch auf dem rechten Flügel die Karthagischen Reiter zur Flucht zwangen. Lälius vollendete hier die Verwirrung der Feinde. Nachdem also die Schlachtlinie der Punier schon auf beiden Flügeln von der Reiterei entblößt war, kam erst ihr Fußvolk zum Gefecht, bereits weder an Vertrauen, noch an Kraft dem Feinde gleich. Hierzu kam ein sonst unbedeutender Umstand, der aber in der Schlacht von großer Wirkung war: bei den Römern war der Schlachtruf gleichstimmig und deßhalb stärker und fürchterlicher; gegenüber

viellautendes Geschrei so vieler Völker von verschiedener Sprache. Auf Seiten der Römer, die mit dem ganzen Gewicht des Leibes und der Waffen auf den Feind drückten, war der Kampf fest und nachhaltig; auf der andern Seite mehr Ansprung, mehr Behendigkeit als Kraft. Also schoben die Römer gleich im ersten Andrang die Linie der Feinde vom Platz, drangen dann, mit Achsel- und Schildbuckel drückend, rasch ein auf die Weichenden und rückten, als widerstände Niemand, eine ziemliche Strecke vor, indem auch die hintersten Glieder, sobald sie merkten, daß die Linie nachgebe, die vorderen schoben, und dieß wirkte um so kräftiger, den Feind zu werfen. Auf Seiten der Feinde waren die Karthager und Africaner im zweiten Treffen weit entfernt, die weichenden Hülfsvölker zu unterstützen: vielmehr zogen sie sich auch zurück, damit nicht der Feind im Einhauen auf die Vorderen bis zu ihnen käme. Deßwegen kehrten die Hülfsvölker plötzlich den Rücken, wanden sich den Ihrigen zu und flohen theils ins zweite Treffen, theils hieben sie auf die, welche sie nicht einlassen wollten, ein. Und nun waren es beinahe zwei Gefechte in einander, da die Karthager zu gleicher Zeit mit dem Feinde und mit den Ihrigen sich schlagen mußten. Auch jetzt nahmen sie die Ergrimmten nicht in ihre Reihen auf, sondern dicht sich anschließend trieben sie jene auf die Flügel und in das freie Feld außerhalb des Wahlplatzes hinaus, um in ihre feste und noch frische Linie keine verschüchterten Leute zu mischen. Aber den Platz, wo zuvor die Hülfsvölker gestanden hatten, bedeckten solche Haufen von Leichen und Waffen, daß beinahe schwieriger darüber wegzukommen war, als vorher durch die dichtgedrängten Feinde. Daher kam die vordringende erste Linie der Römer beim Nachsetzen in Unordnung und auch die zweite fing schon an, die Haltung zu verlieren. Als Scipio dieß gewahr wurde, ließ er dem Vordertreffen sogleich das Zeichen zum Rückzug geben, dann die Verwundeten hinter die letzte Linie brin-

gen und führte das zweite und dritte Treffen als Flügel auf, um dem in die Mitte genommenen ersten so viel mehr Schutz und Stärke zu geben. So begann eine neue, frische Schlacht: denn nun erst trafen die Römer auf die eigentlichen Feinde die an Waffen, Kriegserfahrenheit, Thatenruf ihnen gleich kamen und gleiche Hoffnung und Gefahr hatten. Doch an Zahl, wie an Muth waren die Römer überlegen, weil sie schon die Reiter und die Elephanten geschlagen hatten und bereits Sieger über die erste Linie waren, als sie die zweite angriffen. Jetzt im entscheidenden Augenblick kamen Lälius und Massinissa von der Verfolgung der geschlagenen Reiterei zurück und fielen dem feindlichen Heere in den Rücken: und dieser Reiterangriff warf den Feind. Viele wurden umringt und auf dem Wahlplatz niedergehauen; Viele, die fliehend auf offenem Blachfeld sich zerstreuten, wurden da von der Reiterei einzeln zusammengehauen.

Von den Karthagern und ihren Verbündeten blieben an diesem Tage über zwanzigtausend Mann: fast eben so viele wurden gefangen, mit hundert und drei und dreißig Feldzeichen und eilf Elephanten. Von den Siegern fielen an zweitausend. Hannibal entkam mit wenigen Reitern nach Adrumetum, nachdem er vor und in der Schlacht alles Mögliche versucht und nach dem eignen Geständniß Scipios und aller Kriegskundigen sich den Ruhm erworben hatte, mit ungemeiner Kunst die Schlacht geordnet zu haben. Als er von Adrumetum nach Karthago berufen wurde, gestand er im versammelten Senat, er habe nicht nur diese Schlacht, sondern den Krieg verloren, und anders sei kein Heil zu hoffen, als von Erlangung des Friedens.

13.

Karthago's Zerstörung.

(V. Chr. 146.)

Bereits zwei Jahre belagerten die Römer Karthago, aber noch ohne einigen Erfolg. Wiewohl die Bewohner, um den ungerechten Angriff abzuwenden, sich dazu verstanden hatten, den Römern ihre Waffen und Schiffe auszuliefern und die Schiffswerfte zu zerstören; so hatten sie doch, als sie sich getäuscht sahen, mit beispielloser Anstrengung diesen Mangel in kurzer Zeit wieder zur Noth ersetzt und leisteten den verzweifeltsten Widerstand. Alle Angriffe der Belagerer waren vergeblich: die meisten Gefechte vor der Stadt fielen zu ihrem Nachtheil aus, und endlich begann der Krieg sich ganz zum Vortheil der bedrängten Stadt zu wenden. Da wurde das Volk zu Rom unwillig und besorgt, und alle Blicke, alle Hoffnungen wendeten sich dem jungen Publius Cornelius Scipio zu, welcher als Tribun bereits rühmliche Proben der Tapferkeit abgelegt hatte. Wiewohl er noch nicht das gesetzliche Alter hatte, wählte ihn das Volk zum Consul, übertrug ihm den Oberbefehl in Africa und gab ihm Vollmacht, das Heer zu verstärken und von den Bundesgenossen Freiwillige mitzunehmen, so viel ihm beliebe.

Scipio segelte nun mit bedeutender Verstärkung nach Africa, landete bei Utica und schlug in der Nähe von Karthago sein Lager auf. Hier war sein erstes Geschäft, die ganz verfallene Zucht im Heere wiederherzustellen. Darauf bemächtigte er sich der Erdenge, welche Karthago, das auf einer Halbinsel lag, mit dem

festen Lande verband, zog von einem Meere zum andern in einer Ausdehnung von fünf und zwanzig Stadien, zwei Gräben und befestigte diese mit Wall und Verpfählung, den einen nach der Seite von Karthago hin noch überdieß mit einer Mauer und Thürmen. Durch dieses Bollwerk, welches ihm zugleich zum Lager diente, schnitt er der Stadt alle Zufuhr vom Lande ab. Als er sodann gewahrte, daß von der See her doch noch einige Zufuhr möglich war, die seine Schiffe nicht hindern konnten, so baute er, um den Eingang des Hafens zu sperren einen langen Damm ins Meer hinein, oben vier und zwanzig Fuß und unten viermal so breit. Die Karthager aber gruben auf der entgegengesetzten Seite des Hafens eine neue Mündung mitten in das Meer und zugleich bauten sie noch eine Menge Schiffe. Diese Arbeit betrieben sie ganz insgeheim bei Tag und Nacht sehr eifrig. Plötzlich öffneten sie eines Morgens die neue Mündung und liefen mit funfzig furchtbar ausgerüsteten Fahrzeugen aus. Diese unerwartete Erscheinung versetzte wirklich die Römer in Bestürzung, so daß die Karthager wohl ihr Schiffslager hätten erobern können, wenn sie sogleich angegriffen hätten, da dieselben gerade ziemlich von Vertheidigern entblößt waren. Aber sie benutzten diesen Vortheil nicht, sondern nachdem sie den Feind verhöhnt, fuhren sie wieder zurück. Und als sie erst nach drei Tagen zu einem Seetreffen sich aufstellten, wurden sie von den Römern in der besten Ordnung empfangen und mit großem Verlust wieder zurückgetrieben.

Nun richtete Scipio sein Augenmerk auf einen breiten Wall, der vor der Mauer neben dem Hafen errichtet und mit einer Brustwehr versehen war. Da er diesen als einen gelegenen Angriffspunkt gegen den Hafen ansah, so griff er ihn mit Belagerungsgeräthe an und zerstörte bereits einen Theil der Brustwehr. Da machten eine Anzahl Karthager einen kühnen nächtlichen Aus-

fall auf die Geräthe und steckten sie in Brand. Nackt und waffenlos schwammen oder wateten sie durch das hier seichte Meer heran, rannten mit verzweifeltem Muthe, keine Wunde scheuend, den feindlichen Waffen entgegen und ließen nicht eher ab, als bis sie die Belagerungsgeräthe angezündet und große Verwirrung im ganzen Römischen Lager angerichtet hatten. Darauf schwammen sie wieder nach Hause. Die Römer jedoch fertigten neue Belagerungsgeräthe, bemächtigten sich nach einiger Zeit des Walles, umzogen ihn mit einem Graben und einer Mauer und besetzten diese mit Truppen. Darüber verfloß der Sommer.

Während des Winters bezwang Scipio die übrigen Städte und Gegenden des Karthagischen Gebietes, von wo aus den Bewohnern der Stadt bisher Lebensmittel zugeführt wurden. Dann beim Anfang des Frühlings griff er zuerst denjenigen Theil der Häfen an, welcher Cothon heißt. Dieß ist eine Insel in der Mitte des inneren Hafens, der Einfahrt gegenüber, welche mit starken Dämmen eingefaßt, die Seearsenale und Schiffsmagazine enthielt und durch ihre Lage den ganzen Hafen beherrschte. Die Karthager steckten einen Theil dieses Cothon, welcher das Viereck hieß, in Brand. Aber während sie alle Aufmerksamkeit auf diese Seite, woher sie einen neuen Angriff erwarteten, gerichtet hatten, erstiegen die Römer unbemerkt auf einer andern Seite die Mauer und eroberten von da aus die ganze Insel. Darauf besetzte Scipio den Marktplatz und dann richtete er seine ganze Thätigkeit gegen die Burg, Byrsa genannt, wohin sich die meisten Einwohner geflüchtet hatten. Dahin führten vom Marktplatz aus drei Straßen, auf beiden Seiten mit sechsstöckigen dicht an einander stehenden Häusern. Die Römer, von den Dächern und Fenstern herab mit Geschossen und Steinen getroffen, stürmten die ersten derselben, dann drangen sie von den Dächern aus vermittelst Balken und Brettern weiter in die nächsten. So wurde also in diesen Stra-

ßen ein doppelter Kampf geführt, oben auf den Dächern und unten auf dem Pflaster. Mitten unter die unten Kämpfenden wurden von oben Lebende herabgeschleudert und entweder auf dem Boden zerschmettert oder mit emporgehaltenen Speeren und Schwertern aufgefangen. Das Geschrei und der Jammer war fürchterlich. Endlich, als die Römer bis zur Burg vorgedrungen und der Kampf auf den Dächern beendigt war, wurden die Straßen in Brand gesteckt. Während von da aus das Feuer immer weiter sich verbreitete, rissen die Soldaten die Häuser massenweis nieder, sammt den in den innersten Winkeln versteckten Bewohnern, meistens Greisen, Kindern und Weibern, welche theils jämmerlich verschüttet und verbrannt, theils unter brennendem Gebälk von der Höhe herabgeschleudert, gräßlich verstümmelt unter den Trümmern halb begraben hervorragten. Und als nun die Schuttaufräumer, um dem Heere einen Durchzug zu bereiten, mit Aexten, Haken und Gabeln die Trümmer wegschafften, warfen sie Lebende wie Todte in die Erdgruben, so daß Manche, mit dem Kopfe in der Erde, die zappelnden Beine emporstreckten, Andere mit den Köpfen hervorragend von Pferden in dem Getümmel zertreten wurden. Diese Gräuel geschahen nicht gerade aus Vorsatz, sondern bei dem hitzigen Eifer und Geschrei der Kämpfenden, dem Schmettern der Trompeten, dem Hin- und Herrennen der Mannschaften wurde der Jammer der Einzelnen meist nicht beachtet.

Mit solcher Arbeit wurden sechs Tage und sechs Nächte zugebracht, während dessen das Heer sich beständig ablöste. Nur Scipio blieb ohne Rast und ohne Schlaf auf dem Platze, bis er endlich ermattet auf einer Anhöhe, von wo aus er Alles übersah, sich niedersetzte. Endlich am siebenten Tage, als die Zerstörung und der Jammer noch immer fortdauerte, kamen einige Karthager mit Oelzweigen in den Händen von der Burg zu Scipio und baten um Verbürgung des Lebens, wenn sie die Burg verließen.

Scipio gewährte die Bitte Allen, die davon Gebrauch machen wollten, die Ueberläufer ausgenommen. Und nun zogen funfzigtausend Köpfe, Männer und Weiber, durch eine enge Mauerlücke heraus. Die Römischen Ueberläufer dagegen, etwa neunhundert, begaben sich mit Hasdrubal, dem Anführer der Karthager, dessen Gemahlin und zwei kleinen Knaben in den Tempel des Aesculap, der auf dem höchsten Theile der Burg lag und schwer zugänglich war, so daß sie sich trotz ihrer geringen Zahl leicht vertheidigen konnten. Als sie aber von Hunger und Anstrengungen erschöpft ihr Verderben vor Augen sahen, steckten sie den Tempel in Flammen und verbrannten sich mit demselben. Nur Hasdrubal war heimlich mit Oelzweigen in der Hand zu Scipio gestiegen. Seine Gemahlin aber verwünschte ihn laut als treulosen Verräther und Feigling, dann stürzte sie sich mit ihren Kindern in die Flammen.

Als nun Scipio diese Stadt, welche siebenhundert Jahre im Flor gestanden, über ein so ausgedehntes Gebiet geherrscht, an Reichthum und Macht mit den größten Reichen gewetteifert, an Betriebsamkeit und Unternehmungsgeist alle übertroffen hatte, — als er diese Stadt in Schutt und Asche dahin sinken sah, da soll er Thränen vergossen und in tiefes Nachdenken über das Geschick der Städte und Völker versunken die Worte des Dichters gesprochen haben:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs."

14.

Tiberius und Cajus Gracchus.

(V. Chr. 133—121.)

Während durch Kämpfe und Siege der Römische Staat an Macht und Glanz immer höher stieg, erwuchsen bereits im Inneren die Keime zu tiefem Verderben, die mit der steigenden Größe sich schnell entwickelten und den Staat an den Rand des Abgrundes führten. Die Früchte jener Kämpfe und Siege waren in den Händen einer im Verhältniß geringen Zahl angesehener und reicher Bürger der Stadt Rom: in ihrem Besitz war nicht bloß die Regierung des Staates, Macht, Ehren und Würden, sondern auch der größte Theil des Grundbesitzes durch ganz Italien. Die Masse des Volkes war arm, ihre Lage traurig: ein begüterter Mittelstand fand sich weder in Rom, noch in den übrigen Italischen Ländern. Die Römer hatten nämlich bei ihren Eroberungen in Italien die Ländereien zum Theil den Ueberwundenen zur Benutzung wieder zurückgegeben oder an Colonisten vertheilt, zum Theil für Staatsgut erklärt und dieses gegen eine geringe Abgabe an den Staat den Patriciern, später auch den Plebejern, überlassen. Allein die Aermeren waren von den Reichen allmählich daraus verdrängt worden, erst durch Erhöhung jener Abgabe, dann durch Kauf, endlich selbst durch Gewalt. Dem Uebel zu steuern, war schon früher das Licinische Gesetz gegeben worden, daß Niemand mehr als fünfhundert Morgen an solchem Staatsgut besitzen dürfe. Allein nur kurze Zeit wehrte dieses Gesetz der zunehmenden Habsucht: bald wurde es umgangen, hernach nicht beachtet. Diese ungeheuren Ländereien ließen die Besitzer durch

Sclaven bestellen: und so war denn ganz Italien und Sicilien mit vielen Hunderttausenden dieser unglücklichen, zum Aufruhr geneigten Knechte angefüllt, während die freien Italier, durch Armuth, Abgaben und Kriegsdienste aufgerieben, an Zahl immer geringer wurden und Muth und Hoffnung verloren. Dieses Mißverhältniß und in dessen Gefolge die allgemeine Noth des Volkes ward immer größer; aber die Abhülfe war höchst schwierig, da das Uebel seit Jahrhunderten allmählich eingerissen war. Dennoch ließ sich ein Mann von Geist, Kühnheit und Beredsamkeit nicht abschrecken, das Werk zu versuchen und ihm allen Eifer seines Bestrebens zu widmen.

Dieser Mann war Tiberius Sempronius Gracchus, aus einer edlen Familie und mit den ersten Häusern verwandt. Als sein Vater frühzeitig starb, erzog ihn seine Mutter Cornelia, eine Tochter des älteren Scipio, mit aller Sorge und Liebe und weckte in seinem Herzen die edelsten Gesinnungen. Schon in jungen Jahren genoß er eines trefflichen Rufes, und als er nachher mit seinem Schwager, dem jüngeren Scipio, dem Feldzug gegen Karthago beiwohnte, erwarb er sich den Ruhm ausgezeichneter Tapferkeit. Später diente er als Quästor im Numantinischen Kriege und gewann nicht nur die allgemeine Liebe des Heeres, sondern auch die Achtung und das Vertrauen der Feinde. Wie er darauf bei seiner Rückkehr aus Hispanien durch das früher so blühende Etrurien kam und die Verödung des Landes sah, da ergriff ihn inniges Mitleid, und er faßte den Entschluß, mit allem Eifer für die Verbesserung des elenden Zustandes zu wirken.

Zunächst bewarb er sich daher um das Tribunat. Sobald er Volkstribun wurde, zog er die einsichtsvollsten und angesehensten Bürger zu Rathe, und sie fanden das gerechteste und wirksamste Mittel zur Abhülfe des Nothstandes in Erneuerung des Licinischen Gesetzes. Er brachte also dasselbe in Vorschlag, zur leichteren

Ausführung mit dem mildernden Zusatz, daß außer den früher bestimmten fünfhundert Morgen für jeden noch unmündigen Sohn noch weiter die Hälfte dieses Maßes verstattet und für die Abtretung dessen, was man bisher gesetzwidrig mehr besaß, aus dem öffentlichen Schatz billige Entschädigung geleistet werden solle. Wiewohl dieses Gesetz so schonend und gemäßigt abgefaßt war, wie noch nie ein ähnliches, so widerstrebten doch die Reichen aufs Heftigste und beschuldigten den Urheber desselben, er bemühe sich die Staatsverfassung umzustürzen. Allein sie verfehlten ihren Zweck. Denn Tiberius sprach für die gerechte Sache mit unbesieglicher Beredsamkeit und seine Reden, die hohen Geist und tiefes Gefühl athmeten, begeisterten das Volk und schlugen allen Widerstand der Gegner nieder. Als diese nun sahen, daß sie auf solche Weise Nichts ausrichteten, gewannen sie einen der Tribunen, Marcus Octavius, durch Einsprache die Abstimmung über das Gesetz zu hindern. Nun erhoben sich tägliche Kämpfe auf der Rednerbühne, die zwar mit dem heftigsten Eifer, doch in den Schranken des Anstandes geführt wurden. Wie aber Tiberius den Octavius durchaus nicht zum Nachgeben bewegen konnte, so untersagte er kraft seines Amtes allen übrigen Obrigkeiten, ihr Amt zu verwalten, bis daß über das Gesetz abgestimmt wäre. Als nun Volksversammlung gehalten wurde und abgestimmt werden sollte, gab es große Unordnungen: die Reichen rissen die Urnen weg und die Menge rottete sich zusammen und drohte Gewaltthätigkeit. Da traten die angesehensten Männer der Gegenparthei zu Tiberius und beschworen ihn, von der Sache abzustehen. Er ließ sich bewegen, dieselbe vor den Senat zu bringen. Aber hier vereitelte der Einfluß der Reichen alle Bemühungen. Nun griff Tiberius zu einem Mittel, das nicht gesetzmäßig war. Nachdem er den Octavius durch keinerlei Bitten zum Nachgeben bestimmen konnte, schlug er ihm vor, daß nach des Volkes Entscheidung

einer von ihnen Beiden das Amt niederlege und forderte ihn auf, zuerst über ihn selbst des Volkes Stimmen zu sammeln. Octavius weigerte sich: darauf ließ er das Volk über jenen abstimmen. Bevor es noch zur Entscheidung kam, wandte er nochmals die dringendsten Bitten und Vorstellungen an; als aber Alles vergeblich war, so wurde die Abstimmung vollendet und Octavius seines Amtes entsetzt. Nun ging auch das Ackergesetz durch und zur Ausführung desselben wurden drei Männer erwählt, Tiberius selbst, sein Schwiegervater Appius Claudius und sein Bruder Cajus Gracchus.

Um diese Zeit starb Attalus, König von Pergamum, der das Römische Volk zum Erben eingesetzt hatte. Tiberius machte den Vorschlag, das baare Geld, welches derselbe hinterlassen hatte, unter die armen Bürger, die jetzt Land erhielten, zu Anschaffung von Ackergeräthen zu vertheilen. Darüber ward der Senat nur immer mehr aufgebracht und kränkte ihn auf unedle Art; und sie droheten ihm mit Verfolgung, wenn er das Amt niedergelegt habe. Um so mehr bemühten sich Tiberius und seine Freunde, ihm das Tribunat für das folgende Jahr zu sichern, und er gab mehrere andere Gesetze, welche die Gunst der Menge gewinnen und die Gewalt des Senats schwächen sollten. Als aber die Zeit der Tribunenwahl kam und der Ernte wegen das Volk in geringer Zahl zur Versammlung sich einfand, so schien es dennoch, als würden die Gegner obsiegen. Tiberius mit seinen Freunden suchte die Entscheidung zu verzögern und ehe sie erfolgt war, entließ er die Versammlung. Darauf ging er in Trauerkleidern auf den Markt und flehete die Menschen an, da man ihm Nachts nachstelle und umbringen wolle: und das Volk lagerte sich in großer Zahl die Nacht über vor seinem Hause und hielt Wache. Als Tiberius den folgenden Morgen in die Volksversammlung trat, empfing ihn das Volk mit freudiger Begrüßung und seine eifrig-

sten Anhänger umgaben ihn. Wie aber die Stimmensammlung begann, entstand Lärmen und Verwirrung durch die Gegner. Indem erschien ein Senator, Fulvius Flaccus, und brachte die Nachricht, daß im versammelten Senate die Reichen, nachdem sie den Consul nicht hätten bereden können, für sich allein beschlossen hätten, den Gracchus zu tödten, und zu dem Ende ihre Sclaven und Anhänger bewaffneten. Wie dieß seine Umgebung hörte, gürteten sie ihre Togen auf, zerbrachen die Stäbe der Lictoren und waffneten sich damit. Als die Entfernteren fragten, was das bedeute, so legte Tiberius, da seine Stimme nicht gehört werden konnte, die Hand an den Kopf, um die Gefahr, die ihm drohe, damit zu bezeichnen. Die Gegner aber liefen zum Senat und berichteten, er fordere ein Diadem. Da entstand großer Aufruhr in der Versammlung, und Scipio Nasica, einer der reichsten Güterbesitzer und heftigsten Feinde des Gracchus, forderte den Consul auf, den Staat zu retten. Als aber dieser gelassen erwiederte, er werde keine Gewaltthätigkeit dulden und keinen Bürger ungerichtet tödten; so sprang Nasica auf und mit den Worten: „Wohlan, da der Consul den Staat verräth, wer das Vaterland retten will, folge mir nach!“ stürzte er voran, den Saum seines Oberkleides über den Kopf geschlagen, und die meisten Senatoren folgten, die Toga um den linken Arm gewickelt, und so drangen sie in Masse auf das Capitolium, wo die Volksversammlung Statt fand. Als sie da erschienen, wich das Volk aus Scheu zurück und floh in dichtem Gedränge: die Senatoren aber zerbrachen die Bänke und waffneten sich mit den Trümmern, zugleich erschienen ihre Anhänger mit Keulen und Knüppeln, und nun schlugen sie drein auf Gracchus und seine Umgebung. So fiel er mit dreihundert seiner Anhänger und ihre Leichname wurden nicht einmal bestattet, sondern in die Tiber geworfen.

Dieß war das erste Bürgerblut, das von Römischen Bür-

gern in der Stadt vergossen wurde; denn vorher war man auch bei den heftigsten Zwisten innerhalb der Schranken der Gesetze geblieben. Die Wiederholung solcher Gewaltthat führte die Gräuel der Bürgerkriege herbei, die unsägliches Elend über ganz Italien brachten. Den Urheber der jetzigen verfolgte der allgemeine Haß des Volkes: Nasica wich vom Senat mit einer Sendung nach Asien beauftragt aus Italien und starb bald darauf, unstät umherirrend.

Cajus Gracchus war neun Jahre jünger, als sein Bruder Tiberius, und eben erst zwanzig Jahre alt, als dieser starb. An Tapferkeit, Gerechtigkeit, Berufstreue und Selbstbeherrschung war er ihm gleich, aber leidenschaftlicher von Charakter; und dieß zeigte sich sowohl in Miene und Haltung, als in dem hinreißenden Feuer seiner Beredsamkeit. Anfangs zwar nach seines Bruders Tod zog er sich von Geschäften zurück, so daß man glaubte, er mißbillige das Streben seines Bruders. Wie er aber bei Vertheidigung eines Freundes sein ausgezeichnetes Rednertalent zeigte und das Volk zur Begeisterung hinriß, da wurden die Vornehmen besorgt und dachten schon jetzt daran, dagegen zu wirken, daß er nicht zum Tribunat gelange. Drum war es ihnen auch recht erwünscht, wie ihn das Loos traf, als Quästor nach Sardinien zu gehen. Hier erwarb er sich durch seine Tugenden die allgemeine Hochachtung und Liebe in so hohem Grade, daß seine Gegner, abermals besorgt, wenn er zurückkehren würde, ihn länger dort zurückzuhalten suchten. Doch er kam unerwartet nach Rom, rechtfertigte diesen Schritt mit siegender Beredsamkeit und bewarb sich sogleich um das Tribunat, das ihm trotz aller Bemühungen der Senatoren zu Theil ward.

Mit dem größten Eifer und Erfolg trat er nun in die Laufbahn seines Bruders. Er brachte viele Gesetze in Vorschlag, die ihm theils die Liebe des Volks, die er schon in so hohem Grade besaß, sicherten und erhöhten, oder ihm Ruhm und Liebe in den Provinzen erwarben, theils die Macht des Senats schwächten. Nach seinem Vorschlag wurden Colonien ausgesendet und dabei das Staatsgut den Armen umsonst zugetheilt, Magazine erbaut, Landstraßen angelegt, die Soldaten auf öffentliche Kosten gekleidet, der Getreidepreis für die Armen durch Zuschuß aus der Staatskasse herabgesetzt. Auf seinen Betrieb wurde allen Bürgern Italiens gleiches Stimmrecht in Rom verwilligt und das Richteramt, welches bisher ein Vorrecht der Senatoren war, auch auf die Ritter übertragen. Beide Gesetze waren von der größten Bedeutung und erhöheten sein Ansehen um so mehr, als ihm der Auftrag zu Theil wurde, die dreihundert Richter aus den Rittern zu wählen. Zu bewundern war bei all diesen Vorschlägen die außerordentliche Thätigkeit und Schnelligkeit, womit er Alles selbst betrieb, und wenn ihn dann beständig eine Schaar von Handwerkern, Künstlern, Beamten, Gelehrten und Soldaten umgab, so behandelte er alle mit einer Würde und Freundlichkeit, welche ihm die Zuneigung noch mehr, als seine öffentlichen Reden gewannen. So wurde er denn ohne Bewerbung zum zweitenmal zum Tribunen erwählt. Die Senatoren aber, denen bange ward, er möchte durchaus unbesieglich werden, schlugen einen ganz neuen Weg ein, ihm entgegen zu wirken. Sie gewannen einen andern Volkstribunen, Livius Drusus, einen angesehenen, durch Talent und Bildung ausgezeichneten Mann, daß er mit Gracchus wetteiferte in Bewerbung um die Volksgunst und unterstützten ihn dabei auf alle Weise. Wenn er nun auftrat mit Gesetzesvorschlägen zu dem Zweck, die Liebe des Volkes zu gewinnen, so gaben sie ihm Beifall und unterstützten ihn, wenn er auch bei weitem den Gracchus

in seinen Maßregeln überbot. Livius erklärte dabei vor dem Volke, daß er die Vorschläge mache nach dem Gutdünken des Senats, der wohlgesinnt für das Beste des Volks bedacht sei. So konnte es nicht fehlen, daß nicht nur des Drusus Ansehen und Gunst beim Volke stieg, sondern auch das Mißtrauen und der Haß gegen den Senat schwand. Zugleich bemühete sich Livius aufs eifrigste, das Ansehen des Gracchus zu schwächen und ihm die Gunst des Volkes zu entziehen, besonders während derselbe mit dem Auftrag, eine Colonie nach dem zerstörten Karthago zu führen, sich in Afrika befand. Und es gelang ihm dieß immer mehr, theils durch heftige Angriffe gegen ihn selbst, theils durch Anklagen gegen Fulvius Flaccus, der sein Freund und eifrigster Anhänger war. Gracchus beeilte daher sein Geschäft und kehrte bald wieder zurück. Er brachte neue Gesetze in Vorschlag, die ihm das Volk wieder zuwenden sollten. Schon aber mußte er darauf denken, durch Zuziehung Fremder aus dem übrigen Italien sich die Stimmenmehrheit dafür zu sichern. Da verwies der Consul mit dem Senat alle Bundesgenossen und Fremde an jenem Tage aus der Stadt und alle Bemühungen des Gracchus dagegen waren vergeblich. Als er darauf zum drittenmal um das Tribunat sich bewarb, ward es ihm nicht zu Theil, wie man allgemein glaubte, durch falsche Angabe Derer, welche die Stimmen zählten und ausriefen.

Sobald nun Gracchus in den Privatstand zurücktrat, suchte der Consul Lucius Opimius, der einer der heftigsten Aristokraten und sein erbitterter Feind war, die meisten Gesetze, die jener während seines Tribunats durchgesetzt hatte, wieder aufzuheben. Anfangs ertrug es derselbe standhaft; nachher aber suchte er auf Anreizen seiner Freunde eine Parthei gegen den Consul zu sammeln. Der Tag der Abstimmung erschien und beide Partheien besetzten in der Frühe das Capitolium. Während der Consul

opferte, rief einer seiner Lictoren gegen des Gracchus Parthei: „Aufrührer, macht Platz für gute Bürger!“ Sogleich sank dieser, von eisernen Griffeln durchbohrt, nieder. Gracchus mißbilligte diese That sehr; der Consul aber bot Alles auf, das Volk zur Rache aufzureizen, berief den Senat und erhielt unbeschränkte Vollmacht zu Maßregeln für das Beste des Staates. Er rief die Senatoren unter die Waffen, befahl den Rittern, in der Frühe des folgenden Tages jeder mit zwei bewaffneten Sclaven zu erscheinen. Dagegen rüstete Flaccus Volkshaufen; Gracchus aber begab sich seufzend nach Hause und als er über den Markt ging, blickte er mit Thränen zur Statue seines Vaters empor. Die Nacht über hielt das Volk Wache vor seiner Thüre. Den folgenden Morgen zog Flaccus mit seiner bewaffneten Schaar auf den aventinischen Hügel. Gracchus erschien mit einem kleinen Dolche bewaffnet. Die Gegenparthei war auf dem Markte versammelt. Cajus und Fulvius wurden geächtet und ein Preis auf ihren Kopf gesetzt. Vergebens schickten sie des letzteren jungen Sohn mit Vergleichsvorschlägen ab: ihr Untergang war beschlossen. Man verlangte unbedingte Uebergebung an das Gericht. Cajus wollte selbst hingehen und den Senat anreden; doch die Anderen duldeten es nicht. Nochmals ward der junge Flaccus abgeschickt, aber der Consul ließ ihn ergreifen und ins Gefängniß werfen. Darauf zog derselbe mit seinen Bewaffneten gegen den Aventinus und bot Vergebung an, wenn sie ihre Häupter verließen. Die Meisten benutzten dieß Mittel der Rettung, unter den übrigen begann ein schreckliches Blutbad. Gegen dreitausend Bürger fielen, darunter Flaccus mit seinem älteren Sohne. Gracchus floh zuerst in einen Tempel der Diana. Hier wollte er sich selbst umbringen, aber zwei Freunde, die ihn begleiteten, hinderten ihn daran. Er entkam noch aus der Stadt, aber an einer Brücke vor der Stadt wurde er eingeholt; hier fielen seine Freunde bei seiner Vertheidi-

gung, er selbst entrann mit einem Sclaven in den Hain der Furien. Daselbst von allen Seiten umringt, befahl er seinem Sclaven, ihm den Dolch ins Herz zu stoßen. Die Verfolger hieben ihm den Kopf ab, steckten ihn auf einen Spieß und trugen ihn triumphirend zum Consul. Die Leichname aller Getödteten wurden in den Fluß geworfen, ihr Vermögen eingezogen, ja sogar ihren Gattinnen die Trauer untersagt.

So starb Cajus Gracchus, zehen Jahre nach dem Tode seines Bruders, ein Opfer derselben Bestrebungen. Das Volk bezeigte später große Sehnsucht nach beiden Brüdern und ehrte ihr Andenken durch öffentliche Bildsäulen, während Opimius sein Alter in Unehre zubrachte, verhaßt und verhöhnt. Cornelia aber ertrug ihr Unglück mit großer Seelenstärke. Sie lebte zu Miseni, geehrt und besucht von den gebildetsten und angesehensten Männern; und wenn sie dann diesen erzählte von den Thaten ihres Vaters Africanus und ihrer Söhne, gedachte sie deren ohne Trauer und Thränen wie der großen Männer der Vorwelt.

15.

Schilderungen aus dem Jugurthinischen Kriege.

(V. Chr. 111 — 106.)

1) Jugurtha. — Ausbruch des Krieges.

Jugurtha war ein Enkel des Numidischen Königs Massinissa, welcher mit Publius Scipio Africanus ein Freundschaftsbündniß schloß und zu Ende des zweiten Punischen Krieges viel herrliche Thaten verrichtete. Sein Oheim Micipsa, dem nach Massinissas Tode die Herrschaft über ganz Numidien zufiel, ließ ihn, da sein Vater bereits gestorben war, an seinem Hofe auf demselben Fuße wie seine eignen Söhne erziehen. Als er heranwuchs, strotzend von Körperkraft, schön von Angesicht, ganz besonders aber mit Talenten reich begabt, ergab er sich nicht der Schwelgerei, noch der Unthätigkeit zum Verderbniß; sondern, wie es dort Landessitte ist, ritt er, warf den Speer, kämpfte im Wettlauf mit seinen Gespielen, und obschon er allen an Ruhm voranging, war er doch allen lieb und werth: leidenschaftlich liebte er die Jagd, immer der Erste oder der ersten Einer, wenn es galt, den Löwen oder ein anderes Wild zu erlegen; der das Meiste that, sprach am wenigsten von sich. Deß freute sich zwar anfangs Micipsa, weil er dachte, Jugurthas treffliche Eigenschaften würden seinem Reich zum Ruhme gereichen. Doch, als er den jungen Mann mehr und mehr emporwachsen sah, indeß er selbst schon am Ziel seiner Tage und seine Kinder noch unmündig waren, da ergriff ihn ein großes Bedenken und mancherlei Besorgniß bewegte seine Brust. Ihn schreckte der Gedanke, wie die Leidenschaft der

Herrschsucht die Menschen jählings zur Befriedigung fortreißt; ferner die lockende Versuchung bei seinem und seiner Kinder Alter, die auch minder hochstrebende Männer in Hoffnung auf Gewinn auf Abwege treibt. Dazu kam die lebhafte Neigung der Numidier zu Jugurtha, die ihn, wollte er einen solchen Mann durch Hinterlist aus dem Wege räumen, Aufruhr oder Krieg besorgen ließ.

In dieser Verlegenheit beschloß er, den Jugurtha, weil er rüstig mit der Faust war und nach Kriegesruhm dürstete, Gefahren preis zu geben und solchergestalt das Glück zu versuchen. Er schickte ihn also an der Spitze eines Heeres den Römern im Numantinischen Kriege zu Hülfe, in der Hoffnung, er werde, von tollkühner Tapferkeit fortgerissen, da seinen Tod finden. Aber ganz anders war der Erfolg. Denn sobald Jugurtha, wie er denn rastlosen und durchdringenden Geistes war, mit dem Charakter des Römischen Feldherrn Publius Scipio und mit der Kriegesweise der Feinde sich bekannt gemacht hatte, gelangte er durch große Anstrengung und regen Diensteifer, zudem durch den bescheidensten Gehorsam, durch die kühnste Tapferkeit in der Schlacht, sowie durch Tüchtigkeit im Rathe bald zu einer solchen Berühmtheit, daß er der gefeierte Liebling der Römer, der Schrecken der Numantiner wurde. Darum ließ der Feldherr fast alle schwierigen Aufträge durch Jugurtha ausführen, hielt ihn als Freund und gewann ihn mit jedem Tage lieber. Denn keiner seiner Pläne, keine seiner Unternehmungen mißglückte. Dazu kam seine Freigebigkeit und Geistesgewandtheit, wodurch er viele Römer sich innig verband. Zu selbiger Zeit befanden sich bei dem Römischen Heere viele einflußreiche, aber partheisüchtige Männer vom alten und neuen Adel, denen Reichthum mehr galt, als Rechtlichkeit und Ehre. Diese befeuerten den hochstrebenden Sinn Jugurtha's durch die Verheißung: „Wenn König Micipsa todt sei, so werde er sich

des Numidischen Thrones allein bemächtigen können. Er sei der Tapferste; in Rom sei Alles feil.

Als nach Numantias Fall Publius Scipio die Hülfsvölker entließ, ertheilte er im Angesichte des Heeres dem Jugurtha die glänzendsten Lobsprüche und Ehrengeschenke; darauf gab er ihm ein Schreiben an König Micipsa mit, worin er ihm das ehrenvollste Zeugniß ertheilte. Wie nun dieser dadurch bestätigt fand, was bereits der Ruf verkündigt hatte, änderte er seine Gesinnung und suchte den Jugurtha durch Gnadenbezeugungen zu gewinnen. Alsbald nahm er ihn an Kindesstatt an und gewährte ihm durch letzte Willensverordnung gleiche Erbfolge mit seinen Söhnen, Adherbal und Hiemsal.

Wenige Jahre nachher starb Micipsa. Als nach der Bestattung die königlichen Prinzen zusammen kamen, um all ihre Angelegenheiten zu besprechen, da reizte Hiemsal, der jüngste von ihnen, der von Natur ein Trotzkopf war und auf seines Vetters unebenbürtige Geburt herabsah, durch beleidigendes Benehmen Jugurtha's von Ehrgeiz glühendes Herz. Von diesem Augenblick an von Rachgefühl und Besorgniß gefoltert, treibt er sich mit Entwürfen und Anschlägen umher, einzig den Sinn darauf gerichtet, wie er den Hiemsal mit List griffe. Als Solches aber nicht rasch genug vorwärts geht und seine Erbitterung sich nicht legt, beschließt er, kein Mittel unversucht zu lassen, um sein Vorhaben durchzuführen. Bald zeigt sich dazu erwünschte Gelegenheit. Wie Hiemsal in dem Städtchen Thermida sich befand, dringen durch Verrath und erkaufte Diener geleitet, Jugurtha's Soldaten bei Nacht in seine Wohnung, ermorden ihn und bringen sein Haupt zu Jugurtha. In Kurzem verbreitet sich der Ruf dieser Unthat durch ganz Africa. Furcht ergreift den Adherbal und Alle, die unter Micipsa's Scepter gestanden. Die Numidier trennen sich in zwei Partheien; die Mehrzahl hält zu Adherbal,

zu dem Andern der kriegsgeübtere Theil. Jugurtha bewaffnet nun so viele Schaaren, als er kann, besetzt einige Städte mit Gewalt, andere mit ihrem Willen, und macht Anstalt, über ganz Numidien Herr zu werden. Adherbal hatte zwar Gesandte nach Rom geschickt, dem Senate die Ermordung seines Bruders und sein eignes Schicksal zu melden, doch im Vertrauen auf die Menge seiner Soldaten rüstete er sich, das Waffenglück zu versuchen. Wie es aber zum Treffen kommt, flieht er aufs Haupt geschlagen aus der Schlacht und steuert von dannen nach Rom.

2) Metellus. — Schlacht am Flusse Muthul.

Mehrere Jahre schon wurde der Krieg geführt, aber nur zur Schande des Römischen Namens. Jugurtha kämpfte mit allen Mitteln der List und Tapferkeit und vornämlich der Bestechung; denn bald hatte er eingesehen, wie wahr seine Römischen Freunde bei Numantia gesprochen, daß zu Rom Alles feil sei. Er erkauft die einflußreichsten Senatoren, die Richter, die Gesandten, welche den bedrängten Adherbal retten, die Feldherrn, die gegen ihn kämpfen sollten. Von dem einen Consul erkauft er einen für Rom schimpflichen Frieden, mit dem andern treibt er durch List und Verstellung, bald durch des Krieges, bald durch des Friedens Verzug sein Spiel. Zuletzt zwingt er durch Tapferkeit und Verrath ein Römisches Heer zu dem schmachvollen Vertrag, durchs Joch abzuziehen und Numidien zu räumen. Darüber war in Rom der Adel bestürzt, der Senat verlegen, das Volk erbittert; bei dem Heere aber lösten sich alle Bande der Zucht und des Gehorsams.

Die Schmach zu rächen ward der Consul Quintus Metellus abgesandt, ein Mann von feurigem Muthe, der eines ungetheilten und unbescholtenen Rufes genoß. Da er in das alte Heer kein Vertrauen setzte, hebt er frische Truppen aus, rüstet

Wehr und Waffen, Rosse und Kriegsgeräthe, Mundvorrath in Menge: dazu nimmt er die Hülfsvölker der Bundesgenossen und befreundeten Könige und geht nach Numidien ab, von den schönsten Hoffnungen der Bürger begleitet, theils wegen seiner andern trefflichen Eigenschaften, theils und hauptsächlich wegen seines unbestechlichen Sinnes.

Als der Consul in Africa ankam, erwuchs ihm aus der Entsittlichung der dortigen Soldaten mehr Besorgniß, als er von ihrer Menge sich Hülfe versprach: träge, unkriegerisch, weder Gefahren noch Strapatzen gewachsen, waren sie rüstiger mit der Zunge als mit der Faust, freibeuterisch in Freundesland und selbst des Feindes Beute, aller Zucht und Ordnung entwöhnt. Der vorige Feldherr hatte sie nach des Heeres Niederlage meist in Standlagern gehalten. Aber da wurden weder Verschanzungen aufgeworfen, noch Feldwachen nach Kriegesgebrauch aufgestellt. Jeglicher entfernte sich, wie es ihm beliebte, von den Fahnen. Troßbuben und Soldaten schwärmten Tag und Nacht und verheerten hordenweise die Felder, brachen in Landhäuser ein, trieben um die Wette Vieh und Sclaven als Beute fort und vertauschten dann solche wieder an Händler gegen ausländische Weine und andre dergleichen Waaren. Das Getreide, das sie von öffentlichen Vorräthen faßten, verkauften sie und kauften sich ihr Brod von einem Tag zum andern; kurz die ärgste Erschlaffung und Liederlichkeit, die man nur sagen oder ersinnen kann, herrschte in diesem Heere und noch mehr dazu. In dieser schwierigen Lage zeigte sich Metellus nicht minder als großen und einsichtsvollen Mann, wie in seinem Benehmen vor dem Feinde. Wiewohl die Zeit für den Feldzug schon ziemlich vorgerückt war, und die Gemüther zu Rom in Erwartung des Ausgangs äußerst gespannt, so mochte er doch denselben nicht eher eröffnen, als bis er die Soldaten nach althergebrachter Kriegszucht an Strapatzen gewöhnt hatte. Und dabei

wußte er mit großer Mäßigung zwischen volksgefälliger Nachsicht und grausamer Strenge die richtige Mitte zu halten. Zuerst entfernte er durch Tagsbefehl den ganzen Troß und alle Werkzeuge der Faulheit vom Heere und setzte allem Unfug Schranken nach klugem Ermessen. Sodann rückte er in Kreuzmärschen mit dem Lager jeden Tag an einen andern Ort; verschanzte es mit Wall und Graben, als stünde man vor dem Feind; stellte häufige Feldwachen aus und machte selbst mit seinen Legaten die Runde. Deßgleichen auf dem Marsche war er bald bei der Spitze, bald hinten, öfters in der Mitte, damit Keiner aus Reih und Glied trete, damit sie aufgeschlossen bei ihren Fahnen marschirten und der Soldat Mundvorrath und Waffen selbst trüge. Also den Vergehungen steuernd brachte er in Kurzem einen besseren Geist ins Heer.

Als Jugurtha Kunde von des Metellus Treiben erhielt, und da er seine Unbestechlichkeit zuvor schon kannte, so ließ er die Hoffnung sinken und schickte Gesandte, welche Unterwerfung anbieten und nur für ihn und seine Kinder Schonung des Lebens ausbedingen sollten. Doch Metellus, der zuvor schon die Treulosigkeit und den Wankelmuth der Numidier kannte, suchte die Gesandten einzeln mittelst großer Verheißungen zu gewinnen, daß sie ihm den Jugurtha todt oder lebendig auszuliefern versprachen. Sodann rückte er mit dem schlagfertigen und kampfbegierigen Heere in Numidien ein, wo es aber gar nicht kriegerisch aussah, sondern Alles seinen Wünschen bereit und dienstwillig entgegen kam. Nichtsdestoweniger setzte Metellus seinen Marsch mit allen Vorsichtsmaßregeln fort; denn jene Zeichen der Unterwerfung sah er als ein Blendwerk an und als einen Versuch, ihn in die Falle zu locken. Wiederholt kamen Gesandte von Jugurtha, um Gnade und Frieden flehend. Doch Metellus that wie zuvor, indem er den Frieden weder ab- noch zusagte. Wie nun endlich Jugurtha vermerkte, daß ihn Metellus in seinen eignen Schlingen zu fahen ge-

denke, entschließt er sich zum Waffenkampf, zieht Truppen, so viel er vermag, zusammen und nachdem er die Marschrichtung der Feinde erkundet, kommt er auf geheimen Pfaden dem Heere des Metellus zuvor.

In der Nähe des Flusses Muthul, etwa zwanzigtausend Schritte entfernt, zieht sich in gleichlaufender Richtung ein Gebirg hin, kahl und unbebaut, nur in der Mitte erhebt sich ein Hügel, der mit Bäumen und Gesträuch bewachsen war: die Ebene bis zum Fluß hin war öde und wasserarm. Auf diesem Hügel stellte sich Jugurtha in Schlachtordnung auf: die Elephanten und einen Theil des Fußvolks übergibt er dem Bomilkar und belehrt ihn, wie er sich verhalten solle. Sofort durchgeht er die einzelnen Geschwader, mahnt und beschwört, sich tapfer und seinem Befehle gemäß zu halten, ermuntert Jeglichen durch Versprechen, Drohen, Bitten. Indem sieht man den Metellus, keinen Feind ahnend, den Berg herabziehen. Bald aber merkt er den Hinterhalt, läßt die Truppen erst ein wenig Halt machen, dann verändert er die Ordnung des Zuges: auf dem rechten Flügel, wo der Feind am nächsten war, stellt er dreifache Schlachtlinie auf, vertheilt Bogenschützen und Schleuderer unter die Manipeln, stellt die ganze Reiterei auf die Flügel, dann, nachdem er die Soldaten mit wenigen Worten ermahnt, läßt er das Heer, also geordnet, abschwenken und führt es in die Ebene hinab. Als er aber wahrnimmt, daß die Numidier sich ruhig verhalten und die Anhöhe nicht verlassen, sendet er, in Besorgniß, das Heer möge Mangel an Wasser leiden, den Legaten Rutilius mit einer Anzahl Reiter und leichter Truppen voraus an den Fluß, um vorweg einen Lagerplatz zu besetzen. Darauf rückt er selbst allmählich vorwärts in die Ebene. Wie aber Jugurtha sieht, daß der letzte Zug des Metellus über sein Vordertreffen bereits hinausgerückt sei, besetzt er mit ohngefähr zweitausend Mann Fußvolk den Berg an der Stelle, wo Metellus

herabgekommen war, damit nicht etwa der Feind, wäre er zum Weichen gebracht, sich dahin zurückziehen und eine feste Stellung gewinnen möchte. Darauf gibt er plötzlich das Zeichen zum Angriff. Ein Theil der Numidier haut in die Nachhut ein, andere beunruhigen die linke und rechte Flanke; mit Ungestüm sprengen sie an und dringen ein; auf allen Punkten bringen sie Verwirrung in die Reihen der Römer. Wer auch von diesen mit festerem Muthe dem Feind entgegenging, ward, durch den ungewissen Kampf geneckt, bald von der Ferne her verwundet, ohne Gelegenheit zu haben, dem Feinde hinwieder zu schaden oder zum Handgemenge zu kommen. Die Reiter Jugurtha's zogen sich, sowie ein Geschwader der Römer auf sie einzudringen begann, nicht geschlossen, noch auf einen Punkt zurück, sondern sprengten möglichst auseinander, der eine dahin, der andere dorthin. So an Zahl voraus, schnitten sie den Feind ab, wenn sie ihn vom Verfolgen nicht abschrecken konnten, und umzingelten ihn vom Rücken her und von den Flanken. War aber die Berghöhe zur Flucht gelegener, als das Flachfeld, so entschlüpften, dessen schon gewohnt, die Pferde der Numidier leicht durchs Gebüsch. Die Römer hielt Unwegsamkeit und Ungewohntheit der Gegend zurück. Uebrigens war der Anblick des ganzen Kampfes wechselnd, ungewiß, gräßlich und jammervoll. Versprengt von den Ihrigen weichen die Einen, Andere verfolgen; weder Feldzeichen werden mehr beachtet, noch Reihen und Glieder; wo einen die Gefahr gefaßt hatte, da widersteht er und wehrt ab; Waffen, Geschosse, Roß und Mann, Feinde und Freunde, Alles ist durcheinander. Nichts geschieht nach Plan oder Befehl. Der Zufall lenkt Alles.

So war ein guter Theil des Tages verstrichen und noch schwankte der Erfolg. Endlich, als von Arbeit und Hitze Alles erschöpft war und Metellus gewahrt, daß die Numidier minder heftig andringen, zieht er allmählich seine Soldaten auf Einen

Punkt zusammen, stellt die Glieder wieder her und läßt vier Legionen dem feindlichen Fußvolk entgegen rücken, das zum großen Theil aus Ermüdung auf den Anhöhen sich niedergelassen hatte. Zugleich bittet und ermahnt er die Soldaten, den Muth nicht sinken zu lassen, alles Heil beruhe auf den Waffen. Aber auch Jugurtha war nicht unthätig, ging umher, sprach Muth ein, erneuerte das Gefecht und versuchte selbst Alles mit erlesener Schaar, kam den Seinen zu Hülfe, setzte dem Feinde zu, wo er wankte, und wo er ihn Stand halten sah, suchte er ihn durch Fernkampf zurückzuhalten. Auf solche Weise bekämpften sich zwei Feldherrn, beide große Männer, jeder dem Andern gewachsen, aber mit ungleichen Mitteln. Metellus hatte die Tapferkeit seiner Soldaten für sich, aber die Beschaffenheit des Bodens war ihm entgegen. Dem Jugurtha kam alles Andere zu Statten, nur nicht der Zustand seiner Soldaten. Als endlich die Römer sehen, daß sie weder einen Rückzugspunkt haben, noch der Feind Gelegenheit zum Schlagen biete und schon der Tag sich zum Abend neigte, stürmen sie, wie befohlen war, den gegenüber liegenden Hügel hinan. Die Numidier werden aus ihrer Stellung vertrieben und in die Flucht gejagt. Wenige kamen um; die meisten rettete Schnelligkeit und die Unbekanntschaft der Feinde mit der Gegend.

Inzwischen führt Bomilkar, sobald Rutilius über ihn hinausgerückt war, seine Truppen allmählich in die Ebene hinab, und, während der Legat zu dem Flusse im Eilmarsch fortrückt, ordnet er in aller Stille die Schlachtreihen und erkundet jede Bewegung des Feindes. Als ihm gemeldet worden, daß Rutilius sich unbesorgten Herzens gelagert habe, und da das Geschrei von dem Treffen Jugurtha's her immer stärker wurde, dehnt er seine Schlachtlinie immer weiter aus, um den Feinden den Weg abzuschneiden, daß sie nicht könnten den bedrängten Ihrigen zu Hülfe kommen. So rückt er gegen das Lager des Rutilius vor. So-

wie die Römer den Heerzug sich nähern sehen, greifen sie eiligst zu den Waffen und stellen sich vor dem Lager auf. Hernach, wie man sich näher gekommen, stürzen sie von beiden Seiten mit großem Geschrei auf einander los. Die Numidier hielten nur so lange Stand, als sie auf die Unterstützung der Elephanten rechneten; wie sie aber sahen, daß sich diese in die Baumäste verwickelten und so vereinzelt umringt wurden, ergreifen sie die Flucht. Die Meisten werfen die Waffen von sich und entkommen unverletzt unter dem Schutze des Hügels oder der einbrechenden Nacht. Vier Elephanten wurden gefangen, die übrigen alle, vierzig an der Zahl, getödtet. Nach diesem Treffen zieht sich Jugurtha in waldige, von Natur feste Berggegenden zurück und rafft ein neues, noch zahlreicheres Heer zusammen. Metellus aber beschloß, den Krieg nicht in Feldschlachten und geordneten Treffen, sondern auf andere Weise zu führen. Er zieht in die wohlhabendsten Gegenden Numidiens, verheert die Felder, bewältigt und verbrennt viele Städte und Castelle, legt Besatzungen ein, wo es dienlich war, macht die männliche Bevölkerung nieder, die Beute überläßt er den Soldaten. Ein solches Verfahren schreckte den König weit mehr, als der Verlust des Treffens. Er zieht dem Metellus nach mit erlesener Reiterei; auf nächtlichen, unwegsamen Pfaden unentdeckt, überfällt er plötzlich die umherstreifenden Römer, die dann meist fallen, verwundet oder gefangen werden; ehe Hülfe aus dem Lager kommt, ist er schon wieder auf den Höhen geborgen. Wo er hört, daß der Feind hinkommen werde, verderbt er Futter und Wasserquellen, woran ohnehin Mangel war; bald zeigt er sich hier, bald dort; beunruhigt jetzt den Nachtrab, jetzt bedroht er die Flanken; liefert weder ein Treffen, noch gönnt er Ruhe.

Zu Rom aber entstand große Freude, als die Kunde von des Metellus Thaten dahin gelangte. Der Senat beschließt öffentliche Dankfeste in den Tempeln der Götter. Die Stadt, zuvor ängst-

lich um den Ausgang besorgt, ist in freudiger Bewegung. Des Metellus Name ward hochgefeiert. Desto eifriger trachtete nun dieser, den Sieg zu vollenden, beschleunigte alle Maßregeln, hütete sich aber, dem Feind eine Blöße zu geben und gedachte, daß der Neid ein Gefährte des Ruhmes sei.

3) Marius. — Einnahme von Capsa.

Cajus Marius war geboren zu Arpinum, einem Städtchen im Lande der Volsker, und während seines ganzen Knabenalters daselbst erzogen. Als seine Jugend zum Kriegsdienst erstarkt war, übte er sich in Feldzügen, nicht in griechischer Wohlredenheit, noch in städtischen Feinheitskünsten. Also reifte unter edlen Bestrebungen sein Charakter unverdorben heran. Daher ward er, als er sich zuerst um die Stelle eines Kriegstribunen beim Volke bewarb, obschon die wenigsten ihn von Person kannten, dennoch wohlbekannt, durch alle Tribus gewählt. Von diesem Amte aus schwang er sich in der Folge von einem zum andern und allezeit waltete er in seinen Würden auf eine solche Weise, daß man ihn einer höheren, als er jedesmal bekleidete, würdig erachtete. Den Consul Metellus begleitete er auf seinem Feldzug gegen Jugurtha und hatte als Legat den rühmlichsten Antheil an seinen Thaten.

Damals ergriff ihn ein ungemeines Verlangen nach dem Consulat, wozu er auch, das Alter des Geschlechts ausgenommen, alle Eigenschaften in Fülle besaß: Thätigkeit, Rechtlichkeit, große Einsicht in das Kriegswesen, einen ungemein kriegerischen Geist; im häuslichen Leben einfach, Sieger über Sinnenlust und Reichthum, war er einzig nur nach Ruhm gierig. Dennoch wagte der Mann, den in der Folge ungemessener Ehrgeiz verderbte, damals nicht, um das Consulat anzuhalten. Zu jener Zeit noch vergab das Volk die übrigen Staatsämter, das Consulat der Adel unter sich aus einer Hand in die andere. Ein Mann unedler Geburt,

mochte er noch so berühmt und durch Verdienste ausgezeichnet sein, dieser Ehre wurde er unwürdig und gleichsam für unrein erachtet.

Als nun einmal Marius zu Utica den Göttern ein Dankopfer brachte, geschah es, daß ihm der Opferpriester eine große und wunderbare Zukunft verkündete und ihn aufforderte, im Vertrauen auf die Götter zu unternehmen, was er im Busen hege; Alles werde glücklich ausfallen. Dadurch aufgemuntert, zu erstreben, wozu ihn das eigne Herz leidenschaftlich trieb, bittet er, behufs der Bewerbung, den Metellus um Urlaub. Dieser Mann, obschon durch Tapferkeit und andere Vorzüge ausgezeichnet, war doch nicht frei von Hochmuth und Menschenverachtung, dem gemeinsamen Uebel des Adels. Anfangs, verwundert über sein Vorhaben, warnt er ihn freundschaftlich, „er möge von so verkehrten Gedanken abstehen und sich nicht über seine Verhältnisse hinaus erheben wollen," und verspricht ihm, um ihn nur hinzuhalten, sobald es der öffentliche Dienst erlaube, ihm zu willfahren. Späterhin, auf öfters wiederholtes Begehren, soll er geantwortet haben: „er brauche eben nicht so zu eilen; früh genug werde er Gelegenheit haben, sich mit seinem Sohne um das Consulat zu bewerben." Dieser, kaum zwanzig Jahr alt, befand sich damals im Gefolge seines Vaters. Dadurch wurde Marius ebenso sehr für die Ehrenstelle, als wider Metellus gar gewaltig entflammt. Also stürmten in ihm Ehrsucht und Rachgefühl, die schlimmsten Rathgeber; er that und redete ohne Rückhalt, was nur immer seine ehrgeizigen Absichten fördern konnte; bei den Soldaten handhabte er nicht mehr die frühere strenge Mannszucht; gegen die Handelsleute äußerte er sich eben so unglimpflich, als großsprecherisch über den Feldzug: „würde nur die Hälfte des Heeres ihm überlassen, so wolle er in wenigen Tagen Jugurtha in Fesseln haben." Also spornt die Soldaten, die Handelsleute, die Rö-

mischen Ritter theils er selbst, zumeist aber die Hoffnung auf Frieden an, daß sie in bittern Ausfällen gegen Metellus über seine Kriegführung an ihre Angehörigen nach Rom schreiben und den Marius sich zum Feldherrn wünschen. So ward von vielen Menschen unter sehr ehrenvoller Empfehlung ums Consulat für ihn geworben. Zugleich suchte das Volk, über die Verdorbenheit des Adels aufgebracht, Neuemporgekommene zu heben. Endlich wird auch Marius von dem Consul, der sich nicht mehr viel von ihm versprach, beurlaubt.

Zu Rom aber hatte das Volk die Nachrichten, so ihm aus den Briefen über Metellus und Marius zugekommen waren, in Absicht auf Beide mit innerem Behagen aufgenommen. Dem Feldherrn erwuchs aus seinem Adel, der ihm sonst Ansehen verschafft hatte, Gehässigkeit; den Andern hatte seiner Abkunft Niedrigkeit in höhere Gunst gebracht; bei Beider Schätzung wirkte Parteigeist mehr, als ihre guten oder schlimmen Eigenschaften. Zudem hetzen meuterische Tribunen das Volk auf, sprechen in allen Versammlungen von peinlicher Klage gegen Metellus, preisen mit Uebertreibung des Marius Verdienst. Zuletzt war der Pöbel so in Flammen gesetzt, daß Handwerker und Landleute, ihre Arbeit hintansetzend, dem Marius schaarenweis zuliefen und ihre tägliche Nothdurft geringer achteten, als seine Erhebung. So wird, nach vielen Zeitstürmen endlich die Consulwürde einem Neuemporgekommenen übertragen und zugleich entschied das Volk, entgegen dem Senatsbeschluß mit großer Mehrheit, daß Marius die Führung des Kriegs gegen Jugurtha übernehmen solle.

Marius aber ging jetzt dem Adel, dem er schon vorher aufsätzig gewesen, häufig und trotzig zu Leibe, verletzte bald Einzelne, bald die Gesammtheit. Während er Alles betreibt, was ihm zur Kriegführung erforderlich war, wagt es der Senat, so sehr er ihm auch entgegen war, nicht, ihm irgend Etwas abzuschlagen. Unter

dem Volk ist groß und allgemein die Lust, mit Marius zu ziehen; Jeglicher stellte sich im Geiste vor, wie er reich an Beute als Sieger heimkehren werde. Darauf nimmt er die Werbung vor, nicht nach althergebrachter Weise nach Klassen, sondern wie Jeglicher Lust bezeugte, meist unter Leuten ohne Besitzthum. Denn von diesem Menschenschlag war er gefeiert und erhoben worden und einem Manne, der nach Macht strebt, ist der Dürftigste immer auch der Willkommenste, dieweil einem solchen Alles, was Geld einträgt, auch ehrenhaft dünkt.

Also zog Marius mit einer großen Anzahl frischer Truppen nach Africa. Dort angekommen rückt er in ein fruchtbares Gebiet, das reiche Beute darbot. Alles, was da weggenommen wurde, schenkt er den Soldaten. Sofort greift er Castelle und Städte an, die wenig befestigt oder vertheidigt waren, und liefert, bald da bald dort, viele, doch meist unerhebliche Gefechte. Indessen wohnten die neuen Soldaten den Treffen ohne Furcht bei, sahen, wie die Flüchtigen gefangen, niedergemacht wurden; daß der Tapferste am meisten gesichert sei; daß durch die Waffen Freiheit, Vaterland, Alles geschützt, Ruhm und Reichthum erworben werden. So verschmolzen in kurzer Zeit die neuen und alten Truppen und an Tapferkeit wurden sie einander gleich.

Jugurtha hatte sich unterdessen mit Bocchus, dem König der Mauren, verbunden. Die Könige aber hatten das Marius Ankunft kaum erfahren, als sie sich trennten und in schwer zugängliche Gegenden zurückzogen, in der Hoffnung, daß die Römer, nach beseitigter Gefahr, lässiger im Dienst und in der Manneszucht werden würden. Allein Marius richtet, stets rastlos und umsichtig, gleiche Aufmerksamkeit auf der Seinen und der Feinde Lage; forscht, was Beiden Vortheil oder Nachtheil brächte; kundschaftet die Züge der Könige aus; kommt ihren Anschlägen und Hinterhalten zuvor; gewährt weder auf seiner Seite Lässigkeit,

noch Jenen einige Sicherheit. Wie er aber sah, daß dieses zwar ruhmbringend sei, aber nicht zur Entscheidung des Krieges führe, beschloß er die bedeutenderen festen Plätze zu berennen, um so entweder den Jugurtha seiner Stützpunkte zu berauben, oder ihn zu offener Schlacht zu nöthigen.

Es lag zwischen ungeheuren Einöden eine große und gewaltige Stadt, mit Namen Capsa, deren Bürger galten für Jugurtha's getreueste Unterthanen: geschützt waren sie nicht durch Mauern allein und durch Waffen und Mannschaft, sondern hauptsächlich durch Unwegsamkeit der Gegend. Denn außer der nahen Umgebung der Stadt war Alles umher wüste, unangebaut, wasserarm, unsicher durch Schlangen. Dieser Stadt wünschte Marius gar sehr sich zu bemeistern, durch die Schwierigkeit des Unternehmens nur noch mehr angereizt. Mit aller Vorsicht trifft er insgeheim seine Anstalten, rückt mit allem Vieh, das er erbeutet hatte, gegen den Fluß Tanas vor und läßt aus den Häuten der geschlachteten Thiere Schläuche fertigen. Als er am sechsten Tage am Fluß ankommt, waren deren eine große Menge fertig. Hier läßt er ein Lager schlagen, heißt die Soldaten Speise zu sich nehmen und mit Sonnenuntergang zum Aufbruch sich bereit halten; alles Gepäck sollen sie abwerfen, und nur mit Wasser sich und die Saumthiere beladen. Hernach, wie es an der Zeit schien, rückt er aus dem Lager und nachdem er die ganze Nacht fortgezogen, macht er Halt. Dasselbe thut er in der folgenden Nacht; sofort in der dritten, lange vor Tagesanbruch, gelangt er in eine hügelige Gegend, von Capsa nur zweitausend Schritte entfernt, und hier weilt er, so verborgen als möglich, mit allen Truppen. Aber als der Tag anbrach und die Numidier, ohne etwas Feindliches zu befürchten, in großer Zahl aus der Stadt herauskommen, läßt er plötzlich die ganze Reiterei und mit ihr die Behendesten vom Fußvolk in vollem Laufe auf Capsa loseilen und die Thore besetzen;

dann folgt er eilends nach und gestattet nicht, daß die Soldaten nach Beute gehen. Als dieß die Stadtbewohner gewahrten, wurden sie durch die allgemeine Verwirrung, den ungemeinen Schrecken, das unvermuthete Mißgeschick, zudem, weil ein Theil der Bürger außerhalb der Mauern in Feindesgewalt war, genöthigt, sich zu ergeben.

Nachdem Marius ein so großes Unternehmen ohne allen Nachtheil für die Seinigen vollbracht hatte, begann er, zuvor schon ein großer und berühmter Mann, noch größer und berühmter zu werden; Alles, was er auch nicht wohl überlegt hatte, ward ihm als Verdienst zugeschrieben; das Kriegsvolk, unter nicht zu strengem Befehl gehalten und noch dazu bereichert, erhob ihn zum Himmel; die Numidier fürchteten ihn mehr, als einen Sterblichen; endlich alle Bundesgenossen und Feinde glaubten, in ihm wohne entweder ein göttlicher Geist oder werde ihm auf der Götter Wink Alles geoffenbaret.

4) Sulla. — Des Bocchus Verrath.

Lucius Sulla, von edlem Zweige eines patricischen Geschlechtes, stammte aus einer durch Unberühmtheit der Vorfahren fast erloschenen Familie; er war in griechischer und lateinischer Wissenschaft auf's Gründlichste unterrichtet, von umfassendem Geist, begierig nach Vergnügen, aber noch begieriger nach Ruhm. In Zeiten der Muße ein Schwelger, hielt ihn doch das Vergnügen niemals von Geschäften ab; er war beredt, verschlagen und in der Freundschaft gefällig, im Verbergen seiner Zwecke von unglaublicher Tiefe des Geistes; verschwenderisch freigebig mit vielen Dingen, am meisten mit Geld. Und so glücklich vor Allen er vor dem Sieg in dem Bürgerkrieg war, so war sein Glück doch nie größer, als seine Betriebsamkeit, daher Viele gezweifelt haben, ob er tapferer wäre oder glücklicher.

Dieſer Sulla war von Marius in Rom zurückgelaſſen worden, um von den Bundesgenoſſen Reiterſchaaren zuſammenzubringen. Als er nun mit großer Macht im Lager ankam, ward er, ſo wenig er zuvor Kenntniß und Erfahrung im Kriegsweſen hatte, in kurzer Zeit der Brauchbarſte von Allen. Dazu redete er die Soldaten wohlwollend an; erzeigte Vielen auf ihre Bitte, Andern aus eignem Antriebe Gefälligkeiten; nahm ſolche nur ungern an, gab ſie aber eilender zurück als eine Geldſchuld; ſein Streben ging mehr dahin, ſich ſo Viele als möglich zu verpflichten; Scherz und Ernſt trieb er auch mit den Geringſten; bei Kriegsarbeiten, auf dem Marſche, bei den Wachpoſten war er häufig zugegen; dennoch aber ſuchte er nicht, wie verkehrte Ehrſucht zu thun pflegt, des Conſuls, oder überhaupt eines wackeren Mannes guten Namen zu ſchmälern; er wollte nur, weder an Einſicht, noch an perſönlicher Tapferkeit keinem Andern nachſtehen, den Meiſten vorgehen. Durch dieſe Mittel und Eigenſchaften iſt er in Kurzem ein Liebling des Marius und der Soldaten geworden.

Nachdem Bocchus, der Maurenkönig, welcher Jugurtha zu Hülfe gekommen war, ſich wiederholt unglücklich geſchlagen, ſchickte er Geſandte an Marius mit dem Erſuchen, zwei ſeiner Getreueſten zu Friedensunterhandlung zu ihm zu ſenden. Dieſer befiehlt alsbald dem Lucius Sulla und Aulus Manlius, dahin abzugehen. Sulla, an Rednergabe vorzüglicher, redet den König zuerſt an, um ſeinen Sinn, wenn er feindſelig wäre, umzulenken, falls er zum Frieden geneigter wäre, noch mehr dazu zu ſtimmen. Und es gelang ihm, daß er Geſandte an den Senat zu ſchicken verſprach. Kaum aber waren ſie abgereiſt, als durch Freunde, die Jugurtha beſtochen hatte, ſein Sinn wieder umgeſtimmt ward. Da nun Marius von Neuem den Krieg beginnt, ſo ſendet Bocchus fünf ſeiner Vertrauteſten mit unbeſchränkter Vollmacht ab, mit

Marius und dem Senat zu verhandeln. Unterwegs aber von Straßenräubern angefallen und beraubt flüchten sie angstvoll zu Sulla. Dieser behandelt sie nicht als wortbrüchige Feinde, sondern mit zuvorkommender Gastfreundlichkeit und Freigebigkeit. Jene eröffnen ihm ihren Auftrag und bitten ihn um seinen Rath und Beistand: er unterrichtet sie, wie sie vor Marius und dem Senat reden sollten, und behält sie noch einige Zeit bei sich. Von Marius wird ihnen verstattet, nach Rom zu gehen; drei von ihnen reisen dahin ab, zwei kehren zu Bocchus zurück. Als diese dem Bocchus von Sullas Güte und Zuvorkommenheit erzählten und als der Senat die Verhandlung mit Marius gestattete, bat sich der König von Marius aus, ihm den Sulla zuzuschicken, um mit ihm zu verhandeln.

Sulla also ward abgesandt mit einer Bedeckung von Reitern und Fußvolk, auch Schleuderern, Bogenschützen und andern leichten Truppen. Am fünften Tage treffen sie plötzlich auf Volux, des Bocchus Sohn, in Begleitung von etwa tausend Reitern. Jeder rüstet sich, macht sich schlagfertig, nicht ohne einige Besorgniß. Doch Volux kommt herbei und erklärt, er sei von seinem Vater ihnen zur Bedeckung entgegen geschickt. Also zogen sie vereinigt ohne Furcht mit einander, an diesem und dem folgenden Tage. Am dritten aber gegen Abend kommt plötzlich der Maure mit verlegener Miene ängstlich zu Sulla und sagt, er habe durch Kundschafter erfahren, daß Jugurtha in der Nähe sei: zugleich ermahnt er ihn, bei nächtlicher Weile heimlich mit ihm zu entweichen. Sulla erklärt trotzigen Muthes: „er fürchte den so oft geschlagenen Numidier nicht; sein ganzes Vertrauen setze er auf die Tapferkeit seiner Krieger; wenn auch gewisses Verderben drohe, so wolle er doch nicht an den Seinigen zum Verräther werden.“ Den Vorschlag jedoch, bei Nacht den Marsch fortzusetzen, billigt er, und so bricht man denn um die erste Nachtwache auf. Schon

steckte man, vom nächtlichen Marsch ermüdet, bei Sonnenaufgang das Lager ab, als Mauriſche Reiter melden, Jugurtha habe ſich in einer Entfernung von zweitauſend Schritten vor ihnen gelagert. Da wandelt ungemeine Furcht die Römiſchen Soldaten an; ſie glauben ſich verrathen und in Hinterhalt gelockt. Kaum vermochte Sulla, ſie von Gewaltthat gegen Volux zurückzuhalten: er ermahnt die Seinen zu Tapferkeit und befiehlt dem Volux, das Lager zu verlaſſen. Dieſer bittet mit Thränen, „Solches nicht von ihm zu glauben; nicht Argliſt von ſeiner Seite, ſondern eigne Verſchlagenheit habe den Jugurtha dahin geführt; indeß glaube er nicht, daß Jugurtha, deſſen Hoffnung und Macht von ſeinem Vater abhänge, in ſeiner Gegenwart einen offenen Schritt wagen werde.“ Daher ſchlägt er vor, ganz öffentlich mitten durch ſein Lager zu ziehen. Dieſer Vorſchlag ward gebilligt und alsbald ausgeführt. Während Jugurtha in der erſten Ueberraſchung ſchwankt und zaudert, kommen ſie glücklich hindurch. Wenige Tage darauf erreichen ſie das Ziel ihrer Reiſe.

Bocchus, der in ſeinem Inneren lange ſchwankte, ob er den Jugurtha den Römern, oder jenem den Sulla überantworten ſolle, ſuchte beide zugleich mit Hoffnung hinzuhalten. Es befand ſich bei ihm ein Numidier, Namens Aspar, als Unterhändler von Jugurtha abgeſandt, ſeine Plane und Maßregeln zu erforſchen. Alsbald ſchickt der Maure den Dabar, der aus Maſſiniſſas Geſchlecht und ein treuer Anhänger der Römer war, an Sulla und fordert ihn auf, Tag, Ort und Stunde zur Beſprechung zu beſtimmen: übrigens möge er Jugurthas Geſandten nicht ſcheuen; auf andere Weiſe könne man ſich vor deſſen Ränken nicht hüten. Sulla entgegnete: nur Weniges werde er in Aspars Gegenwart ſprechen, das Uebrige insgeheim;“ zugleich unterrichtet er ihn, welche Antwort er ertheilen ſolle. Darauf erklärt er in Gegenwart Aspars dem König: „er komme vom Conſul geſandt, zu fragen,

ob er Krieg oder Frieden beabsichtige.“ Jener heißt ihn, wie er unterwiesen war, in zehen Tagen wieder zu kommen, noch sei er unentschieden, dann aber wolle er ihm Bescheid geben. In der Nacht aber läßt Bocchus den Sulla rufen; nur vertraute Dollmetscher wohnen bei, außerdem Dabar als Mittler. Der König beginnt zuerst mit zuvorkommenden freundlichen Versicherungen und verspricht, vom Bündniß mit Jugurtha abzulassen, wenn es die Römer begehrten. Sulla entgegnete: „dafür würden ihm die Römer keinen Dank wissen, weil sie durch Waffengewalt bereits mehr über ihn vermocht hätten: er müsse Etwas thun, wodurch er dieselben sich verbindlich machen könne.“ Darauf verlangt er, daß sich der König der Person Jugurtha's versichere und denselben an die Römer überantworte; dafür verspricht er ihm Freundschaft und Bündniß der Römer und einen Theil von Numidien. Erst weigerte sich der König. Endlich, nachdem ihm wiederholt zugesetzt worden, ward er nachgiebig.

Den folgenden Tag erklärt Bocchus dem Aspar, „er habe durch Dabar von Sulla erfahren, daß auf Bedingungen der Krieg beigelegt werden könne, worüber er des Königs Meinung einholen möchte.“ Freudig geht derselbe in Jugurtha's Lager. Nach acht Tagen kehrt er zu Bocchus zurück und meldet: „Jugurtha sei zu Allem bereit, aber dem Marius traue er nicht ganz. Wolle der König, daß ihnen beiden geholfen und der Friede gesichert werde, so möchte er eine gemeinschaftliche Unterredung, wie zum Friedensschlusse, veranlassen und dabei ihm den Sulla ausliefern. Hätte er einen solchen Mann in seiner Gewalt, so werde gewiß ein Friede zu Stande kommen, indem die Römer jenen nicht im Stich lassen würden.“ Diesen Vorschlag trieb der Maure lange mit sich herum, endlich sagte er zu. Hernach, als man Zeit und Ort zur Friedensverhandlung festgesetzt hatte, spricht Bocchus bald zu Sulla, bald zu Jugurtha's Gesandten, behandelt sie zu-

vorkommend, und verspricht beiden dasselbe. Aber in der letzten Nacht vor dem zur Unterredung bestimmten Tage soll der Maure seine Freunde beigezogen, alsbald aber bei veränderter Gesinnung wieder entlassen und einen langen Kampf mit sich gekämpft haben, in seinem ganzen Aeußeren ebenso wechselvoll als in seinem Inneren. Endlich läßt er den Sulla rufen und trifft nach dessen Rath Anstalt, den Numidier zu fahen. Bei Tagesanbruch, als gemeldet ward, Jugurtha sei in der Nähe, geht er mit Sulla und einigen Freunden, wie wenn er einen ehrenvoll einholen wollte, auf eine kleine Anhöhe, welche für die, so in den Hinterhalt gelegt waren, leicht sichtbar war. Dahin kommt der Numidier mit den meisten seiner Vertrauten, unbewaffnet, wie abgeredet war; plötzlich wird er auf ein gegebenes Zeichen von allen Seiten zugleich aus dem Hinterhalt überfallen. Die Uebrigen werden niedergemacht; Jugurtha wird gefesselt, dem Sulla überantwortet und von diesem zu Marius abgeführt.

16.

Die Cimbern und Teutonen.

(V. Chr. 113—101.)

Kaum war der Krieg mit Jugurtha beendigt, als von Norden her eine Gefahr über Italien hereinbrach, die alle Gemüther mit Furcht und Schrecken erfüllte. Die Cimbern und Teutonen, wilde, furchtbare Völker von unbekanntem Stamme, waren mit Weib und Kind in unzählbaren Schaaren vom hohen Norden herabgezogen, um unter dem freundlichen Himmel des milderen Südens sich ein neues Vaterland zu suchen. Ihre früheren Wohnsitze waren vermuthlich an den Küsten des nördlichen Meeres. Daß sie Germanischen Stammes seien, schloß man aus ihren blauen Augen und ihrer ganz besonderen Leibesstärke. Sie waren an Muth und Kühnheit unwiderstehlich, und in Schlachten brachen sie, wie das Feuer, mit reißendem Ungestüm ein, daß ihren Angriff Niemand auszuhalten vermochte. Bereits hatten sie große Länderstrecken durchzogen, alle Völker, die ihnen vorkamen, mit leichter Mühe überwältigt und selbst mehrere Römische Feldherrn mit großen Heeren, welche Gallien jenseits der Alpen schützen sollten, schimpflich aufgerieben*). Jetzt standen sie an den Grenzen Ita-

*) Schon im J. 113 schlugen die Cimbern bei Noreja im heutigen Steiermark den Consul C. Papirius Carbo aufs Haupt, drangen aber damals nicht nach Italien, sondern zogen westlich. Mit den Tigurinern, einem helvetischen Volke verbunden, erschienen sie im J. 109 im südlichen Gallien und schlugen den Consul M. Junius Silanus; dann im J. 107 den Consul L. Cassius Longinus. Zuletzt hatten sie mit den Ambronen verbunden im J. 105 ein Heer von 80,000 Mann, unter den Consuln Cn. Manlius und Q. Servilius Cäpio in der Nähe des Rhodanus gänzlich aufgerieben.

liens, an Zahl mindestens dreimalhunderttausend streitbare Männer in Waffen, mit einem Schwarm von Weibern und Kindern, der noch weit größer war.

In dieser Noth sah man sich nach einem großen Feldherrn um: alle Blicke richteten sich auf Cajus Marius, der im Kriege mit Jugurtha sich so glänzende Lorbeeren erworben hatte. Während aus den vornehmen Häusern Keiner den Muth hatte oder das Geschick sich zutraute, den Staat von der großen Gefahr zu erretten, ward Marius, indem er noch abwesend war, zum Consul ernannt, im Widerspruch mit zwei Gesetzen; denn es war verboten, einen Abwesenden und vor Ablauf von zehen Jahren denselben Consul wieder zu erwählen. Allein bei dem Drang der Gefahr glaubte das Volk zur Rettung des Staates ebensowohl vom Gesetz abweichen zu müssen, als damals, da Scipio gegen die Gesetze Consul wurde. Marius kam aus Africa und suchte vor allen Dingen das Heer durch alle mögliche Uebungen und Strapatzen abzuhärten. Dabei verfuhr er mit unerbittlicher Strenge; aber willig und mit Vertrauen folgten ihm die Soldaten: sein finsterer Ernst schien ihnen heilsam, sein hitziges Temperament, seine rauhe Stimme, sein wilder Blick nur für die Feinde furchtbar zu sein. Glücklicherweise zogen die Barbaren für jetzt an Italien vorbei, um erst Hispanien zu überschwemmen. Dadurch gewann Marius Zeit, seine Truppen noch ferner durch Uebung zu stärken und dadurch ihren Muth zu heben, auch ihnen immer vertrauter zu werden. Unterdessen ging sein Consulat zu Ende. Er wurde für das folgende Jahr wieder gewählt, und als auch in diesem die Barbaren noch nicht wieder erschienen, ward er zum viertenmal Consul, und mit ihm Lutatius Catulus, ein Mann, der beim Adel und Volk in gleicher Achtung stand.

Jetzt zogen die Barbaren heran. Marius ging ihnen entgegen über die Alpen und bezog am Rhodanus ein festes Lager,

das er sehr reichlich mit Vorräthen versah, um nicht durch Mangel zum Treffen genöthigt zu werden, bevor er es vortheilhaft hielt. Nun theilten sich die Feinde in zwei Haufen. Die Cimbern wendeten sich östlich im Norden der Alpen, um durch Noricum in Italien einzudringen, die Teutonen und Ambronen dagegen wollten an der Meeresküste durchs Land der Ligurier ziehen. Jenen rückte Lutatius entgegen, die letzteren trafen auf Marius. Sie erschienen vor dem Römischen Lager in zahlloser Menge, gräßlich anzusehen, mit einem Geschrei, so fürchterlich, wie man's noch nie gehört hatte, und forderten den Marius sogleich zum Kampfe heraus. Allein dieser hielt seine Soldaten mit Strenge im Lager zurück, und indem er sie der Reihe nach auf den Wall treten und sich umsehen ließ, gewöhnte er sie an den fürchterlichen Anblick und das gräßliche Geschrei der Feinde, daß sie beides ohne Furcht auszuhalten vermöchten und Rüstung und Bewegungen derselben kennen lernten. Dadurch verminderte sich nicht nur in der That das Entsetzen, welches anfangs die Römischen Soldaten befallen hatte, sondern es reizten auch die Drohungen und unerträglichen Großsprechereien der Barbaren ihren Muth und setzten ihre Seelen in Feuer und Flammen, als jene die Gegend umher verwüsteten und mit Hohn und Spott die Verschanzungen angriffen. Darüber brachen denn endlich die Soldaten in laute Klagen über den Feldherrn aus, „daß er ihnen solche Feigheit zutraue und sie wie Weiber vom Treffen zurückhalte. Wozu denn die Strapatzen alle, womit er sie vorgeübt? Besser sei es ja, unglücklich, wie Carbo und Cäpio, gegen den Feind zu kämpfen, als unthätig den Verwüstungen länger zuzusehen!" Solcherlei Reden hörte Marius mit Vergnügen und suchte seine Leute durch die Versicherung zu begütigen, daß er volles Zutrauen zu ihnen habe und nur durch Götterspräche aufgehalten werde, welche ihm Zeit und Ort, wie sie zum Siege günstig wären, andeuten würden.

Endlich, nachdem die Barbaren vergeblich das Lager bestürmt, zogen sie ab, vor den Römern vorbei. Und da konnte man an der Länge und Dauer des Zuges erst recht abnehmen, wie ungeheuer groß ihre Menge sein mußte; denn sechs Tage lang dauerte derselbe ununterbrochen fort. Als sie dem Walle nahe waren, riefen sie mit lautem Gelächter: „ob sie Etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten, denn bald würden sie bei ihnen sein.“ Marius rückte ihnen auf dem Fuße nach, mit der größten Vorsicht, indem er sich immer auf haltbaren Plätzen lagerte und dieselben noch dazu verschanzen ließ. So kamen sie zusammen bis nach Aquä Sextiä, am Fuße der Alpen. Hier beschloß Marius, mit ihnen zu schlagen und wählte zum Lager einen Platz, der zwar fest genug, aber nicht hinlänglich mit Wasser versehen war, um seine Soldaten desto mehr anzufeuern. Als sie über diesen Mangel murrten, zeigte er ihnen mit der Hand den Fluß neben dem Lager der Feinde mit den Worten: „Dort ist Getränk für Blut zu verkaufen.“ Um so ungeduldiger waren sie nun, zu kämpfen.

Marius hemmte diese Ungeduld noch ein wenig, indem erst das Lager befestigt werden mußte. Unterdessen liefen die Troßknechte, die ihr Vieh nicht tränken konnten, mit Aexten, Spießen und Schwertern bewaffnet, an den Fluß, um sich Wasser zu erkämpfen. So entspann sich dort ein Kampf anfangs unter Wenigen; als aber immer Mehrere von beiden Seiten zusammenliefen und die Feinde in Masse kamen, da ließen sich auch die Soldaten nicht länger halten. Zuerst rückte der streitbarste Haufen der Barbaren heran, welcher bereits früher die Römer unter Manlius und Cäpio geschlagen hatte, nämlich die Ambronen, für sich allein dreißigtausend Mann stark: zudem waren sie eben durch reichliche Mahlzeit gesättigt und durch Wein ihr Muth noch erhöhet. Sie kamen nicht in wilder Unordnung, sondern marschirten in gleichem Schritt,

indem sie mit den Waffen den Takt dazu schlugen und in wiederholten Zwischenräumen ihren Namen Ambronen mit fürchterlicher Stimme riefen. Ihnen entgegen zogen zuerst die Ligurier und stimmten in das Geschrei ein; und da sie nun an Stärke der Stimme einander zu überbieten suchten, so wurde der Muth dadurch desto mehr angefeuert. So wie die Ambronen über den Fluß herüberkamen, ließen ihnen die Ligurier keine Zeit, sich in Schlachtordnung zu stellen, sondern stürzten gleich in vollem Laufe auf sie los, und so kam es alsbald zum Handgemenge. Die Römer kamen den Liguriern zu Hülfe, drangen von den Höhen herab mit Gewalt auf die Barbaren ein und brachten sie zum Weichen; die meisten derselben hieben sie gleich am Ufer zusammen und füllten den Fluß mit Blut und Leichnamen; also daß Keiner von denen, die herübergekommen waren, entrann; die übrigen verfolgten sie bis zu dem Lager und den Wagen. Hier aber kamen ihnen die Weiber mit Schwertern und Aexten entgegen und hieben mit wüthendem Geschrei auf die Fliehenden sowohl, als auf die Feinde ein: sie mengten sich mitten unter die Kämpfenden, rissen den Römern mit bloßen Händen die Schilde weg, fielen ihnen in die Degen und ließen sich mit unbesiegtem Muthe bis zum Tode verwunden und in Stücken hauen. Erst bei einbrechender Nacht, nachdem ein großer Theil der Ambronen zusammen gehauen war, kehrten die Römer zurück, brachten aber nicht, wie sonst nach erfochtenem Siege, die Nacht in Lust und Jubel oder in erquickendem Schlafe zu, sondern in Furcht und Bangigkeit. Denn ihr Lager war nicht verschanzt, von den Barbaren war noch eine ungeheure Zahl unbesiegt und die entflohenen Ambronen erhoben mit jenen vermischt, in der Nacht ein fürchterliches Klaggeschrei, das nicht dem Winseln jammernder Menschen, sondern dem Geheul und Gebrüll wilder Thiere glich und an den Bergen und Thälern verstärkt wiederhallte. Ein schauderhaftes Getöse erfüllte die ganze

Ebene und setzte selbst den Marius in bange Besorgniß, es möchte während der Nacht ein ungeordnetes und verwirrtes Gefecht erfolgen.

Jedoch die Feinde erschienen weder in der Nacht, noch am folgenden Tage, indem sie die ganze Zeit hindurch sich rüsteten und ordneten. Unterdessen ließ Marius die waldigen Anhöhen über dem Haupte der Barbaren durch dreitausend Mann Fußvolk unter Claudius Marcellus besetzen, um während der Schlacht zu günstiger Zeit aus diesem Hinterhalt hervorzubrechen und den Feinden in den Rücken zu fallen: die übrigen Truppen, die indeß sich erholt hatten, stellte er mit Anbruch des folgenden Tages vor dem Lager in Schlachtordnung und schickte die Reiterei in die Ebene voraus. Als die Teutonen sie erblickten, warteten sie nicht so lange, bis die Römer in die Ebene herabgekommen waren, sondern rückten voll Grimm in aller Hitze den Hügel hinan. Marius ließ seine Soldaten nach allen Seiten hin ermahnen, ruhig auf ihrem Posten zu bleiben, die Wurfspeere gar nicht zu gebrauchen, sondern abzuwarten, bis die Feinde ganz nahe gekommen wären, dann sollten sie zum Schwert greifen und mit dem Schilde sie zurückstoßen; denn bei dem abhängigen und schlüpfrigen Boden würden die Feinde weder mit Nachdruck einhauen, noch sich in geschlossenen Reihen halten können. So machten es denn die Römer und leisteten dem stürmenden Angriff der Feinde den muthigsten Widerstand, daß diese zurückgeworfen sich wieder in die Ebene hinabzogen. Bevor sie hier sich wieder ordnen konnten, ersah Marcellus den rechten Zeitpunkt, fiel in vollem Laufe mit lautem Feldgeschrei ihnen in den Rücken und brachte die hintersten Reihen in Unordnung und Verwirrung, die von da aus über das ganze Heer sich verbreitete. Nunmehr hielten die Barbaren nicht lange mehr Stand und ergriffen in wilder Eile die Flucht. Die Römer setzten ihnen auf dem Fuße nach und richteten ein ungeheures Blut-

bad an: über hunderttausend Mann wurden theils gefangen, theils niedergehauen.

Unterdessen hatte Catulus, der den Cimbern entgegen gerückt war, die Vertheidigung der Alpenpässe aufgegeben, aus Besorgniß, durch Vertheilung seines Heeres dasselbe zu sehr zu schwächen. Er hatte an der Etsch ein Lager bezogen, über diesen Fluß eine Brücke geschlagen und auf beiden Seiten derselben starke Verschanzungen angelegt. Die Feinde zogen voll Trotz und Verachtung heran: um ihre Stärke und Kühnheit zu zeigen, ließen sie sich nackt beschneien, erkletterten über Schnee- und Eismassen die Berggipfel, legten sich dann auf ihre breiten Schilde und ließen sich auf denselben die steilen Felsenwände herab in den Abgrund hinunter gleiten. Als sie in der Nähe der Römer sich gelagert hatten, unternahmen sie es, den Fluß auszufüllen. Gleich den alten Giganten trugen sie die umliegenden Hügel ab, schleppten gewaltige Bäume mit sammt den Wurzeln, ungeheure Felsstücke und mächtige Massen Erde in den Strom und hemmten ihn so in seinem Laufe. Zudem ließen sie schwere Lasten gegen die Brückenpfosten antreiben, daß sie, von den Fluthen fortgerissen die Brücke durch heftige Stöße erschütterten. Dadurch geriethen die Römischen Soldaten in solche Furcht, daß sie zum großen Theil das Lager verließen und sich auf die Flucht begaben. Da nun Catulus sah, daß sich die Soldaten durch keine Vorstellungen bewegen ließen, auf ihrem Posten zu bleiben, sondern von Bestürzung ergriffen ausrissen, so ließ er den Adler aufnehmen, eilte zu dem vordersten Haufen der Abziehenden und stellte sich an ihre Spitze, damit es das Ansehen habe, als wenn sie nicht flöhen, sondern auf Befehl und unter Anführung des Feldherrn der Rückzug angetreten würde. Darauf eroberten die Barbaren die Verschanzungen jenseits der Etsch und bewilligten der Besatzung, weil sie

sich wacker gehalten hatte, freien Abzug. Sodann überschwemmten sie das wehrlose Land und verwüsteten es weit und breit.

In dieser Lage der Dinge wurde Marius nach Rom gerufen. Er schlug den Triumph aus, bevor seine Soldaten daran Theil nehmen konnten und eilte ins Lager des Catulus, sprach diesem Heere Muth ein und berief schleunig seine siegreichen Truppen herbei. Als sie kamen, zog er über den Padus den Feinden entgegen. Diese aber wichen dem Treffen beständig aus, indem sie vorgaben, daß sie die Teutonen erwarteten und über ihr langes Ausbleiben sich verwunderten: und als ihnen die Nachricht von der Vernichtung derselben hinterbracht wurde, mißhandelten sie die, welche es ihnen meldeten und wollten es nicht glauben, bis daß Marius die gefangenen Könige der Teutonen, welche auf der Flucht waren eingebracht worden, ihnen gefesselt vorführen ließ. Nun gingen sie gleich auf den Marius los, der aber ruhig in seinem Lager blieb. Da kam Böorix, König der Cimbern, mit einem kleinen Gefolge heran geritten und forderte ihn auf, an einem beliebigen Tage und Orte um den Besitz des Landes zu streiten. Und sie bestimmten den dritten Tag und zur Wahlstätte die Ebene von Vercellä, welche den Römern zum Gebrauch ihrer Reiterei bequem war, und auch den Barbaren gestattete, ihre große Menge auszubreiten.

Beide Theile zogen am genannten Tage heraus und stellten sich in Schlachtordnung auf. Catulus hatte zwanzigtausend und dreihundert Mann, Marius zwei und dreißigtausend. Letztere vertheilte er auf die beiden Flügel, so daß Catulus mit seinen Truppen die Mitte einnahm: dieß that er in der Hoffnung, daß die Feinde sich besonders auf die Flanken werfen und dadurch der Sieg hauptsächlich seinen Soldaten würde zugeschrieben werden, Catulus aber wenig zum Gefecht käme, da bei einer großen Fronte die Mitte meist eine Vertiefung bekommt. Das Cimbrische Fuß-

volk rückte gemächlich heraus und stellte sich in einer Tiefe, die der Fronte gleich war; so daß jede Seite der Schlachtordnung dreißig Stadien lang war. Sie trugen Helme, die den Rachen fürchterlicher Thiere glichen und andere seltsame Gestalten hatten, und darauf hohe Federbüsche in Form von Flügeln. Ferner hatten sie eiserne Harnische und glänzend weiße Schilde und führten als Geschoß zweizackige Spieße, im Handgemenge aber große, schwere Säbel.

Den Angriff machten die Cimbern, nicht in der Fronte, sondern sie wandten sich rechter Hand und rückten immer weiter vor, um die Feinde nach und nach zwischen sich und ihr Fußvolk, das zur linken Seite stand, zu bringen. Die Römischen Feldherrn merkten zwar die List, aber sie konnten ihre Soldaten nicht mehr zurückhalten, da sie, auf das Geschrei, die Feinde suchten zu entfliehen, zu ihrer Verfolgung hin eilten. Indeß rückte auch das Fußvolk der Barbaren, gleich den Wogen eines ungeheuren Meeres, heran. Die Römischen Feldherrn wendeten sich mit Gebet und Opfer und Gelübden zu den Göttern. Indem erhob sich ein entsetzlicher Staub und bedeckte die beiden Heere so sehr, daß Marius die Feinde gänzlich verfehlte und neben ihrer Schlachtordnung vorbeizog, während dieselben zufällig auf den Catulus stießen, so daß dieser mit seinen Legionen zum Haupttreffen kam. Den Römern kam dabei die Hitze und die Sonne, welche den Cimbern gerade ins Gesicht schien, sehr zu statten; denn diese, an das kalte Klima gewöhnt, wurden durch die Hitze entkräftet und dabei mußten sie die Schilde vors Gesicht halten. Auch daß der Staub die Feinde verbarg, war für die Römer vortheilhaft, da sie die ungeheure Menge, welche sie erschrecken mußte, nicht sahen, sondern nur die, mit welchen sie eben stritten. So wurde denn auf dieser Seite der größte und streitbarste Theil der Feinde niedergemacht; denn um nicht getrennt zu werden, hatte sich das erste

Glied mit Ketten, die an den Gürteln befestigt waren, zusammengefesselt. Zu ihren Verschanzungen zurückgetrieben, wurden sie hier von ihren Weibern empfangen, die in schwarzer Kleidung auf den Wagen standen und die Flüchtlinge tödteten, mochten es auch ihre Brüder oder Väter oder Männer sein: ja mit eignen Händen erdrosselten sie die kleinen Kinder, warfen sie unter die Räder und die Füße der Lastthiere und brachten sich dann selbst um. Die Männer banden sich mit dem Halse an die Hörner oder Beine der Ochsen, reizten dann diese mit Stacheln und wurden so von den wüthenden Thieren fortgeschleift und zertreten. Wiewohl viele auf diese Weise umkamen, wurden doch mehr als sechzigtausend Mann zu Gefangenen gemacht; die Zahl der Todten aber soll zweimal so groß gewesen sein.

Den Truppen des Marius fiel die reichste Beute in die Hände; die Waffen, die Fahnen und die Trompeten aber wurden in des Catulus Lager gebracht: dieß wurde zum Beweis angeführt, daß auf seiner Seite der Sieg gewesen; sowie auch der Umstand dafür sprach, daß die meisten der erlegten Feinde mit Speeren durchbohrt waren, auf deren Schaft des Catulus Name eingeschnitten war. Dennoch schrieb man, theils wegen des vorigen Sieges, theils weil Marius Consul, Catulus aber nur Proconsul war, jenem das ganze Werk zu. Er bewies aber die Mäßigung, daß er den Triumph, welchen er allein halten sollte, mit Catulus gemeinschaftlich hielt.

17.

Die Catilinarische Verschwörung.

(V. Chr. 63. 62.)

Lucius Catilina, entsprossen aus edlem Geschlechte, besaß eine Fülle von Geistes- und Körperkraft, aber einen bösen und verkehrten Charakter. Von frühen Jahren an waren ihm die innerlichen Kriege, Mord, Raub und Bürgerzwietracht willkommen und darin übte er sein Jugendalter. Sein Körper ertrug Hunger, Kälte, Wachen, mehr denn glaublich ist. Ein kühner Geist, verschlagen, wandelbar, Meister in allen Künsten der Heuchelei und Verstellung, nach fremdem Gute lüstern, des Seinigen Vergeuder, glühend in den Leidenschaften, besaß er Zungenfertigkeit genug, Klugheit wenig. Sein Geist, der keine Schranken kannte, strebte immer nach dem Maßlosen, Unglaublichen, Unerreichbaren. Ihn hatte nach Lucius Sullas Zwingherrschaft die höchste Lust befallen, das Staatsruder in seine Hände zu bringen; die Mittel dazu, wofern sie nur zum Zwecke führten, machten ihm wenig Anfechtung. Gedrängt ward täglich mehr das unbändige Gemüth durch Mangel im Hauswesen und durch das Bewußtsein seiner Frevel; denn das eine, wie das andere hatte er durch die gedachten Umtriebe gemehrt. Zudem fand er Ermuthigung in der Sittenlosigkeit seiner Zeit, die von den verderblichsten und sich widersprechenden Uebeln, von Schwelgerei und Habsucht, heimgesucht war.

Als nämlich Lucius Sulla durch Waffengewalt Meister des Staates geworden und nach gutem Beginnen schlecht geendet hatte, wurde Raub und Plünderung allgemein. Die Sieger kannten weder Maß noch Ziel und erlaubten sich gegen ihre Mit-

bürger schmähliche und grausame Bedrückungen. Hierzu kam, daß Sulla das Heer, das er in Asien angeführt, um sich dessen Treue zu versichern, der Zucht der Väter zuwider, schwelgerisch und allzufreigebig gehalten hatte. Die anmuthigen Gegenden, reich an Wollustgenüssen, hatten bei müßigem Leben die rauhen Kriegerseelen leicht verweichlicht. Da zuerst gewöhnte sich der Römische Soldat an alle Arten von Ausschweifungen. — Nachdem es dahin gekommen, daß Reichthum eine Ehre war und Ruhm, Macht, Einfluß in seinem Gefolge hatte, da begann der Sinn für Tugend stumpf zu werden; Armuth galt für Schmach, Unbescholtenheit ward für bösen Willen geachtet. Durch den Reichthum nun brachen unter die Jugend Schwelgerei und Habsucht zusammt dem Hochmuth herein; man raubte, praßte, verschleuderte das Seine, gierte nach fremdem Gute; Scham, Zucht, göttliches und menschliches Recht durcheinander, — über Alles setzte man sich hinweg, ohne Rücksicht, ohne Glimpf.

In einer Stadt von solcher Verdorbenheit hatte Catilina mit leichter Mühe die Schaaren aller Laster und Missethaten, gleich wie eine Leibwache, um seine Person versammelt. Denn jeglicher schamlose Bube, jeder Wüstling, der sein väterlich Erbgut mit Spielen, Schlemmen und andern Ausschweifungen verpraßt, Jeder, der sich tief in Schulden gestürzt hatte, um ein Verbrechen abzukaufen: überdieß von allen Seiten her alle Vatermörder, Tempelschänder, Alle, die vor Gericht schon überführt waren, oder ihrer Unthaten wegen vor dem Richterstuhle bangten; zudem, wer mit Faust und Zunge, durch Meineid oder Bürgerblut seinen Unterhalt gewann, mit Einem Worte, Alle, die durch Frevelthaten, Dürftigkeit und Schuldbewußtsein angstvoll umher-getrieben wurden, alle diese waren Catilinas nächste und vertrauteste Freunde. War auch einmal ein Schuldloser in seine Freundschaft gerathen, so wurde er durch täglichen Umgang und lockende Verführung

den Andern bald gleich und ähnlich. Vorzüglich suchte er junge Leute an sich zu locken und in vertrauliche Verbindung zu ziehen. Denn diese, empfänglich für jeden Eindruck und durch ihr Alter von wandelbarer Gesinnung, wurden unschwer die Beute seiner Ränke. Solche unterwies er auf mancherlei Weise in schlechten Streichen, lehrte sie, falsches Zeugniß zu stellen, Treu und Glauben für Nichts zu achten. Hatte er nur erst ihren guten Namen und ihr sittliches Gefühl vernichtet, so gewöhnte er sie dann an schamlosere Thaten. Durch solch gottloses Treiben immer mehr versunken fand sein unreiner Geist, entzweit mit Göttern und Menschen, keine Ruhe mehr, weder im Wachen, noch im Schlafe: so sehr tobte das Bewußtsein der Schuld in seinem empörten Gemüthe. Daher leichenblaß seine Gesichtsfarbe, der Blick grinsend, der Gang bald hastig, bald schleppend: stumme Verzweiflung stand auf Gesicht und Mienen geschrieben.

So ein unreiner Geist und auf solche Genossen vertrauend, faßte Catilina den Entschluß, sich zum Herrn des Staats aufzuwerfen. Zugleich rechnete er dabei auf die ungeheure Schuldenmasse, die allerwärts lastete, und weil die Meisten aus Sullas Heer, nachdem sie mit dem Ihrigen schlecht hausgehalten, in der Rückerinnerung an die Beute und den früheren Sieg, Bürgerkrieg herbeiwünschten. Auch war ihm der Umstand günstig, daß in Italien nirgends ein Heer sich befand: Cn. Pompejus führte Krieg in den fernsten Landen: er selbst hatte viel Hoffnung bei seiner Bewerbung um's Consulat; der Senat war völlig sorglos, überall Sicherheit und Ruhe.

Ungefähr also zu Anfang des Junius, in dem Jahre, da Lucius Cäsar und Cajus Figulus Consuln waren, bespricht er sich zuerst mit Einzelnen, muntert Einige auf, sucht Andere auszuholen, schildert ihnen seine Mittel, des Staats unvorbereitete Lage und die großen Vortheile der Verschwörung. Nachdem er nun,

was er wollte, genugsam erkundet hatte, ruft er alle Diejenigen zusammen, bei denen die größte Bedrängniß und der meiste Unternehmungsgeist war. Da erschienen viele Männer aus angesehenen Familien, manche Senatoren und Ritter, zudem viele aus den Colonien und Municipalstädten von dortigem Adel. Als nun Catilina jene Männer versammelt sieht, hält er für angemessen, sie in einem abgelegenen Theile seines Hauses alle zusammen anzureden und zu ermuthigen. Er verspricht Vernichtung der Schuldbücher, Aechtung der Reichen, Aemter und Würden, Plünderungen nebst Allem, was Krieg und Sieg im Gefolge haben. Zudem sei im diesseitigen Hispanien Piso, in Mauretanien Publius Sittius Nucerinus mit einem Heere, beide Theilnehmer seines Planes; um's Consulat bewerbe sich Cajus Antonius, sein vertrauter Freund: diesen hoffe er überdieß zum Amtsgenossen zu erhalten und wolle dann mit ihm vereint das Werk beginnen. Sofort ermahnte er sie, seine Bewerbung zu unterstützen.

Dieser Versammlung hatte auch Quintus Curius beigewohnt, ein Mann von nicht unberühmter Familie, aber tief gesunken in Laster und Frevel, den die Censoren zur Schmach aus dem Senat gestoßen hatten. In dem Charakter dieses Mannes lag ebensoviel Leichtsinn als Vermessenheit. Nichts verschwieg er, was er gehört hatte, selbst aus seinen eignen Verbrechen machte er kein Hehl; überhaupt war er in all seinem Thun und Reden ohne Besonnenheit. So theilte er denn auch einer Frau vom Stande, Namens Fulvia, mit welcher er vertraut war, die große dem Staate drohende Gefahr mit, und diese erzählte mehreren anderen Personen weiter, was sie gehört hatte. So entstand ein dumpfes Gerücht von dem Plane in der Stadt. Dasselbe bewirkte, daß bei der Consulnwahl Eifersucht und Ahnenstolz diesesmal in den Hintergrund traten und neben Cajus Antonius der ahnen- und adelslose Marcus Tullius Cicero gewählt wurde.

Dieß war der erste Schlag, der die Verschwörer traf. Doch Catilina's Wuth ward nicht gemindert; vielmehr von Tag zu Tag betriebsamer rüstet er durch ganz Italien an gelegenen Orten Waffenvorräthe, schafft Gelder, die er auf seinen oder seiner Freunde Credit aufgeborgt hatte, nach Fäsulä in Etrurien zu einem gewissen Manlius, der nachmals der erste war, welcher den Kampf anhub. Um selbige Zeit soll er aus allen Ständen eine Menge Leute an sich gezogen haben, auch etliche gemeine Weiber, durch welche er das Sclavenvolk aufzuwiegeln und die Stadt in Brand zu stecken hoffte.

Nach diesen Vorkehrungen bewarb sich Catilina um das Consulat fürs folgende Jahr und stellte dem Cicero auf alle Weise nach. Aber diesem fehlt es nicht an List und Schlauheit, sich zu hüten. Gleich beim Antritte seines Consulats hatte er mittelst der Fulvia durch große Verheißungen den Curius vermocht, daß er ihm Catilinas Anschläge verrieth. Zu Schutzwachen dienten ihm insgeheim seine Freunde und Clienten. Als nun der Tag der Wahlversammlungen gekommen war und Catilina seine Bewerbung sowohl als die Nachstellungen, die er dem Consul auf dem Marsfelde bereitet hatte, vereitelt sah, beschloß er den Krieg zu beginnen und alles Aeußerste zu wagen.

Zu diesem Ende sandte er den Cajus Manlius nach Fäsulä und in die umliegende Gegend, einen gewissen Septimius in die Picentinische Mark, den Cajus Julius nach Apulien, außerdem Andere anderswohin, wo er jeden am besten zu brauchen gedachte. Inzwischen setzt er zu Rom viele Räder auf einmal in Bewegung; stellt dem Consul nach dem Leben; trifft Anstalten zum Sengen und Brennen; besetzt gelegene Punkte mit bewährter Mannschaft; er selbst geht nie ohne Dolch; Gleiches gebietet er auch den Uebrigen; ermahnt sie, allezeit auf ihrer Hut und gerüstet zu sein; rennt Tag und Nacht; schläft nicht und wird nicht müde weder

durch Schlaflosigkeit, noch durch Anstrengung. Zuletzt, als es bei all seinem Treiben doch nicht vorwärts geht, beruft er zu unheimlicher Nachtstunde die Häupter der Verschwörung noch einmal zusammen und fordert wiederholt zur Ermordung Ciceros auf. Dazu erbieten sich ein Senator und ein Ritter und beschließen am folgenden Morgen frühe unter dem Vorwande eines Morgenbesuchs bei ihm einzugehen und die That zu verüben. Jedoch Curius setzt unverweilt den Consul davon in Kenntniß und so wurden sie dann an der Pforte zurückgewiesen. Inzwischen wiegelte Manlius in Etrurien das unzufriedene Volk auf und Raubgesindel aller Art, von dem es in jener Gegend wimmelte.

Auf diese Nachrichten brachte Cicero, der sich außer Stande sah, die Stadt durch Privatmaßregeln länger zu schützen, die Sache an den Senat und es erfolgte der Beschluß, vermöge dessen den Consuln in ihrer Sorge für des Staates Beste unumschränkte Vollmacht ertheilt wird. Bald darauf lief die Nachricht ein, daß Cajus Manlius bei Fäsulä zu den Waffen gegriffen, und daß zu Capua und in Apulien die Sclaven aufgewiegelt würden. Daher werden durch Senatsbeschluß Truppen in die bedroheten Gegenden geschickt, in Rom durch die ganze Stadt Sicherheitsposten aufgestellt und Belohnungen für Diejenigen ausgesetzt, die von der Verschwörung gegen den Staat Anzeige machen würden. Durch diese Maßregel ward Bestürzung unter den Bürgern erregt. Man rennt umher in banger Ungewißheit, an keiner Stätte, vor keinem Menschen hält man sich sicher; noch ward kein Krieg geführt, aber auch kein Friede besteht; nach eigener Herzensangst bemißt Jeder die Gefahr. Dazu die Weiber wehklagen und ringen die Hände; bejammern die kleinen Kinder; fragen ohn' Unterlaß; beben vor Allem; lassen Hoffahrt und Lustbarkeit schwinden und verzweifeln an sich und dem Vaterland.

Doch Catilinas grausame Seele ließ nicht ab von ihren Ent-

würfen, obschon Sicherheitsmaßregeln getroffen wurden und er selbst vor Gericht gefordert war. Endlich um sich den Schein der Unbefangenheit zu geben oder um die Anschuldigung von sich abzuweisen, erschien er im Senat. Da trat der Consul Cicero, von Zorn entrüstet, mit einer Rede gegen ihn auf, die all sein Beginnen klar enthüllte. Als er geendigt hatte, erhob sich Catilina, wie er denn die Verstellungskunst vollkommen verstand, mit gesenktem Blick und flehendem Tone und sprach: „Die versammelten Väter möchten doch nicht voreilig Alles von ihm glauben. Seine Geburt und sein Betragen von Jugend auf berechtigten ja zu den schönsten Hoffnungen. Ob sie denn meinten, daß er, ein geborner Patricier, der selbst, wie seine Ahnen, große Verdienste um das Römische Volk sich erworben, einer Umwälzung des Staates bedürfe?" Als er noch Schmähungen gegen Cicero hinzufügte, erhob sich ein allgemeines Geschrei des Unwillens: Alle nannten ihn Vaterlandsfeind und Verräther. Da rief er wüthend: „Nun denn, weil ich, ein Opfer der Ränke, von meinen Feinden zum Abgrunde getrieben werde, so will ich mit Trümmern den Brand löschen, der mich verzehren soll!" Sofort stürzt er aus der Curie nach Hause und reist gleich in der folgenden Nacht ins Lager des Manlius ab. Dem Cethegus aber und Lentulus und Anderen, deren Verwegenheit ihm bekannt war, hinterläßt er den Auftrag, auf alle ersinnliche Weise die Macht der Parthei zu verstärken, den Consul unverweilt aus dem Wege zu räumen, Mord, Brand und andere Gräuel des Krieges vorzubereiten: „er selbst werde nächster Tage mit ansehnlicher Heeresmacht vor die Stadt rücken."

Als die Kunde von seiner Ankunft bei Manlius nach Rom gelangte, erklärte der Senat den Catilina und Manlius für Feinde des Vaterlandes; den übrigen Aufrührern wird zur Niederlegung der Waffen eine Frist anberaumt. Sodann beschließt der Senat:

die Consuln sollen Truppen ausheben, Antonius mit einem Heere schleunig gegen Catilina ziehen, Cicero für die Sicherheit der Stadt wachen. Aber trotz dieses und des früheren Senatsbeschlusses fand sich nicht Einer, der die Waffen niedergelegt, nicht Einer, der sich zur Entdeckung der Verschwörung hätte bewegen lassen. So tief war der Krankheitsstoff bereits in die Gemüther der Bürger eingedrungen. Ja nicht blos unter Denen, die um die Verschwörung wußten, herrschte solch böser Geist: überhaupt der ganze Pöbel begünstigte aus Neuerungssucht Catilinas Unternehmen. Und sicherlich wäre, wenn Catilina im ersten Treffen gesiegt hätte oder auch nur wäre nicht besiegt worden, großes Unheil über die Stadt hereingebrochen.

Lentulus bemühete sich nun zu Rom Menschen jeden Schlags, wenn sie nur zum Krieg tüchtig schienen, aufzuwiegeln. Damals befanden sich in der Stadt Gesandte der Allobroger, eines gallischen Volkes, um sich über die Habsucht ihrer Beamten zu beschweren. In der Hoffnung, diese zu gewinnen, läßt Lentulus sie durch einen Mitverschworenen, der sie persönlich kannte, darum angehen. Derselbe entdeckt ihnen unter den größten Verheißungen den ganzen Plan, nennt alle Theilnehmer und dazu noch eine Menge Unschuldiger aus allen Ständen. Sie versprechen ihre Mitwirkung. Aber nachdem sie lange in ihrem Entschlusse geschwankt, siegte endlich der Schutzgeist Roms, sie entdecken die Sache dem Patron ihrer Landsleute und dieser theilt die Anzeige dem Consul mit. Cicero gibt ihnen die Weisung, sie sollten den lebhaftesten Eifer für die Verschwörung heucheln und auf diese Weise Alles möglichst erforschen.

Fast um dieselbe Zeit entstanden in Gallien diesseits und jenseits der Alpen, in Mittel- und Unteritalien Unruhen, durch Catilinas Leute angestiftet, die jedoch durch unbesonnenes Treiben mehr Schrecken als Gefahr bereiteten. Die Beamten ließen in

Gemäßheit des Senatsbeschlusses die Hauptanstifter verhaften. Zu Rom aber beschlossen die Häupter der Verschwörung, Lentulus an der Spitze, der Volkstribum Lucius Bestia solle eine Volksversammlung halten und darin über Ciceros Verfahren Beschwerde führen. Auf dieses Zeichen sollten in der nächsten Nacht die übrigen Verschworenen, wie ihnen die Rollen angewiesen waren, ans Werk schreiten. Statilius und Gabinius sollten nämlich mit einer starken Rotte die Stadt an zwölf gelegenen Punkten in Brand stecken, um in diesem Getümmel dem Cicero und den Uebrigen, auf deren Leben es abgesehen war, besser beizukommen. Cethegus sollte mit bewaffneter Hand auf Cicero losgehen, Andere ebenso auf Andere. Die Haussöhne aber, meist aus angesehenen Familien, sollten ihre Eltern umbringen und dann zu Catilina sich durchschlagen.

Unterdessen kommen die Allebroger mit den übrigen Verschworenen zusammen und verlangen von Lentulus, Cethegus, Statilius und Cassius einen Eid mit Brief und Siegel, sonst könnten sie ihre Landsleute nicht zur Theilnahme an so wichtigen Händeln vermögen. Die Andern geben ihn ohne Argwohn, bis auf Cassius, der unverweilt selbst dorthin zu kommen verspricht und noch vor den Gesandten abreist. Lentulus gesellt ihnen einen gewissen Volturcius zu, um sie zu Catilina zu geleiten, mit welchem sie, bevor sie in die Heimath zögen, selbst Rücksprache nehmen sollten. Zugleich läßt er dem Catilina sagen, Alles sei bereit, er solle nur ungesäumt gegen die Stadt heranrücken. Cicero aber, durch die Gesandten von Allem in Kenntniß gesetzt, läßt in der Stille Posten ausstellen und in der Nacht die ganze Reisegesellschaft, wie sie bereits unterwegs an der Mulvischen Brücke war, gefangen nehmen.

Der Consul war zugleich voll Freude und Besorgniß; denn er war in Zweifel, was mit so angesehenen Bürgern, die über

dem größten Verbrechen ertappt worden, anzufangen sei. Sogleich beruft er den Senat in den Tempel der Concordia und bescheidet die Häupter der Verschwörung, Lentulus, Cethegus, Statilius, Gabinius und Cöparius, zu sich. Sie erscheinen, außer dem letzteren, der zu entfliehen sucht, aber eingeholt und vorgeführt wird. Sie sämmtlich, nebst den Gesandten und aufgefangenen Briefen läßt er vor den Senat bringen. Volturcius, über sein Vorhaben befragt, sucht anfangs allerlei Ausflüchte vorzubringen; als ihm aber Begnadigung verheißen wird, entdeckt er Alles. Uebereinstimmend sagen die Allobroger aus und überführen den Lentulus, der Alles läugnen wollte, durch seinen Brief und seine Reden. Nachdem sofort die Briefe verlesen waren und Alle ihre Siegel und Unterschriften anerkannt hatten, wurde der Beschluß gefaßt: Lentulus, der Prätor war, solle seines Amtes entsetzt und Alle in anständiger Haft gehalten werden. Darauf werden sie angesehenen Senatoren zur Bewachung in ihrem Hause überantwortet.

Sobald die Verschwörung kund geworden, ändert der Pöbel seinen Sinn, flucht Catilinas Planen, erhebt den Cicero zum Himmel; denn hatte er von Krieg und Plünderung Gewinn gehofft, so drohete Brandstiftung ihn des Einzigen, was er besaß, des Obdachs und der täglichen Nothdurft zu berauben. Des Lentulus und Cethegus Hausgesinde aber, Clienten und Freigelassene suchten die Handwerker und Sclaven auf den Dörfern zu ihrer Befreiung aufzuwiegeln, desgleichen die Führer der Volksmenge zu bearbeiten. Auf die Nachricht von diesen Anstalten ordnet der Consul die erforderlichen Wachen an und beruft den Senat abermals, um zu berathen, wie es mit den Verhafteten solle gehalten werden.

Nachdem sie in voller Versammlung des Hochverraths schuldig erkannt worden waren, stimmte Decius Junius Silanus für

Todesstrafe. Als aber die Reihe an Cajus Julius Cäsar kam, suchte er zu gelinderen Maßregeln zu bereden. Er ermahnte, frei von Leidenschaft, Haß und Zorn zu stimmen, wie es vor Allem denjenigen gezieme, die auf des Lebens Höhe gestellt zu herrschen berufen seien. Sei auch für den Frevel jener Menschen keine Marter zu groß und des Silanus Antrag nicht grausam, so sei er doch mit den Gesetzen des Staates nicht in Einklang. Denn Römischen Bürgern, die verurtheilt seien, sei gestattet, durch Verbannung der Todesstrafe sich zu entziehen. Wollten aber die versammelten Väter in außerordentlichem Fall eine außerordentliche Strafe bestimmen, so möchten sie wohl erwägen, daß jedem bösen Beispiel ein guter Vorgang zu Grunde liege. Er erinnerte an das Verfahren der dreißig Tyrannen zu Athen und an Sullas neuliches Regiment: beide hätten anfangs nur verdorbene und verbrecherische Menschen ohne Urtheil und Recht zum Tode geführt, zur allgemeinen Freude des Volks; nachher aber hätten sie, nach den Gelüsten der Partheisucht und Habgier, ohne Unterschied Schuldige und Unschuldige aufs Blutgerüste geschleppt. Sei nun auch zwar von dem jetzigen Consul Solches nicht zu befürchten, so könne doch zu anderer Zeit ein anderer Consul diesem Beispiele gemäß das Schwert ziehen. Wer werde dann ein Ziel setzen oder Mäßigung gebieten? Daher stimme er dahin: „ihr Vermögen einzuziehen und sie in den Municipalstädten gefangen zu halten."

Diese Rede blieb nicht ohne Eindruck auf die Versammlung. Da aber trat Marcus Porcius Cato auf und sprach etwa Folgendes:

„Ganz anderen Sinnes bin ich, indem ich die Gefahren erwäge, worin wir schweben. Denn andere Verbrechen mag man gerichtlich verfolgen, wenn sie verübt sind; hier muß man der Ausführung zuvorkommen, sonst wird man vergebens die Gerichte anrufen. Freiheit, Leben und das Bestehen des Staates stehen auf

dem Spiel. Und da spricht mir noch Einer von Milde und Erbarmen. Mag man Barmherzigkeit üben gegen Diebe und andere Verbrecher: aber diese Bösewichter schonen, wäre Verrath gegen alle Gutgesinnten. Es ist der Antrag gestellt, sie in den Municipalstädten gefangen zu halten, wohl aus Besorgniß, in Rom möchten sie von den Genossen der Verschwörung mit Gewalt befreit werden. Als gäbe es Schurken und Bösewichter nur in der Stadt Rom und als ob nicht Verwegenheit dort mehr vermöge, wo die Mittel zum Widerstand geringer sind. Bedenkt, daß Ihr durch diesen Beschluß zugleich über Catilinas Heer und über alle Verschworene entscheidet. Je nachdrucksvoller ihr jetzt handelt, desto mehr wird diesen der Muth sinken. Zeigt ihr Läßigkeit, dann werden sich alle Trotzköpfe aufthun. Betrachtet die Sache näher. Verschworen haben sich Bürger der edelsten Abkunft, die Vaterstadt in Brand zu stecken; das Volk der Gallier, Todfeinde des Römischen Namens, rufen sie zum Kriege herbei; schon ist der feindliche Führer mit dem Heere uns auf dem Nacken; und ihr seid unschlüssig, was ihr mit den Feinden beginnen sollt, die ihr innerhalb eurer Mauern ergriffen habt? Ich dächte, ihr ließet Barmherzigkeit walten; die jungen Herrchen haben sich aus Ehrsucht vergessen; gebt ihnen die Freiheit und Waffen dazu! O daß sich diese Milde und Barmherzigkeit euch nicht in Jammer verkehre! — Wahrlich unsere Lage ist höchst gefährlich, doch ihr — fürchtet sie etwa nicht? Doch wohl recht sehr; aber aus Weichmüthigkeit und Trägheit wartet Einer auf den Andern, und ihr zögert voll Vertrauen auf die unsterblichen Götter, welche diesen Staat in den größten Gefahren schon so oft gerettet haben! Fürwahr, nicht durch Gelübde, nicht durch weibisches Flehen gewinnt man der Götter Hülfe; wachet, handelt, schafft guten Rath, und Alles geht glücklich von Statten! Wo man sich aber der Gedankenlosigkeit und Faulheit überläßt, flehe man nicht zu den Göt-

tern: — sie zürnen und grollen. Noch möchte ich, wenn zu einem Fehler Frist gestattet wäre, euch gönnen, durch Thatsachen gewitzigt zu werden, dieweil ihr auf Worte nicht achtet. Aber überall her umdrängt uns schon die Gefahr. Keine Vorkehrung kann mehr heimlich getroffen werden: um so mehr thut Eile noth. Darum geht mein Antrag dahin: „die ruchlosen Bürger, welche überführt „und geständig sind, Mord und Brand und andere Gräuel gegen „Mitbürger und Vaterland bereitet zu haben, sollen als offenbar „todeswürdige Verbrecher, den Satzungen der Altvordern gemäß, „vom Leben zum Tode gebracht werden."

Diesem Antrag stimmt ein großer Theil des Senates bei, rühmend seinen männlichen Sinn, tadelnd die Feigheit Anderer. Demselben gemäß wird der Senatsbeschluß gefaßt und der Consul hielt für das Gerathenste, gleich in der folgenden Nacht die Hinrichtung vollziehen zu lassen. In dem Kerker war neben an der linken Seite ein Behälter, zwölf Schuhe unter der Erde, rings mit Mauern, oben mit einem Gewölbe verwahrt, von grauenvollem, scheußlichem Anblick durch Finsterniß und Unsauberkeit. Da hinab wurden die Verbrecher gesenkt und daselbst mit dem Strange hingerichtet.

Während dieser Vorgänge zu Rom bildet Catilina aus dem ganzen Heerhaufen, den er theils bei Manlius vorgefunden, theils mitgebracht hatte, zwei Legionen. Anfangs waren es in allem nur zweitausend Mann, bald aber wurden durch Zuströmen mehrerer Theilnehmer die Legionen vollzählig. Aber von der ganzen Menge war nur etwa der vierte Theil regelmäßig mit Waffen versehen. Als nun Antonius mit dem Heere heranrückte, zieht sich Catilina durchs Gebirge und weicht durch Hin- und Herzüge dem Treffen aus, indem er auf bedeutende Verstärkung hofft, wenn die Verschworenen zu Rom ihr Beginnen vollbracht hätten. Als aber ins Lager die Botschaft gelangte, zu Rom sei die Verschwö-

rung entdeckt und die Häupter derselben hingerichtet, da verlaufen sich die meisten der zusammengelaufenen Truppen; den Rest führt Catilina in das Gebiet von Pistoja, in der Absicht, von da auf Nebenwegen nach Gallien zu entkommen. Aber Quintus Metellus Celer, der mit drei Legionen die Picenische Mark besetzt hielt, vermuthete seinen Plan, als er von der Richtung seines Marsches hörte, brach eilends auf und verlegte ihm den Weg. Von der andern Seite verfolgte ihn Antonius. Also von Bergen und Feindesmacht eingeschlossen, ohne Hoffnung weder zum Entkommen noch zum Standhalten, beschließt Catilina das Kriegsglück zu versuchen. Nachdem er seine Schaaren zur Tapferkeit ermuntert, führt er sie in die Ebene und ordnet sie zur Schlacht: ihm gegenüber führte, da Antonius am Podagra litt, der Legat Petrejus den Heeresbefehl. Von beiden Seiten wird mit der größten Tapferkeit, mit höchster Erbitterung gestritten. Catilina selbst kämpft in den ersten Reihen, eilt überall zu Hülfe und trifft Vorkehr: manchen Feind streckt er selbst nieder und erfüllt alle Pflichten des wackeren Streiters und tüchtigen Feldherrn zugleich. Als er endlich seine Schaar geschlagen und fast aufgerieben sieht, stürzt er sich ins dichteste Gedräng der Feinde: hier wird er kämpfend niedergestoßen. Man fand ihn, ferne von den Seinigen, mitten unter feindlichen Leichen, noch wenig athmend, in seinem Antlitz noch den Ausdruck wilden Trotzes. Seine ganze Schaar war, mit Wunden bedeckt, im tapfersten Kampfe gefallen. Für das Heer des Römischen Volkes war der Sieg keineswegs leicht und unblutig gewesen.

18.

Julius Cäsar und Arioviſtus.

(V. Chr. 58.)

Zwei mächtige Völkerſchaften, die Aeduer und Arverner, ſtritten lange und heftig um die Oberherrſchaft in Gallien. Endlich nahmen die letzteren mit den Sequanern verbunden germaniſche Schaaren in Sold. Anfangs kamen deren nur etwa funfzehntauſend über den Rhein. Als aber dieſe rohen und wilden Leute an Galliens Boden, Lebensart und Erzeugniſſen ein Behagen fanden, kamen ihrer immer mehrere und in Kurzem hatten ſich über hunderttauſend derſelben eingefunden. Die Aeduer, welche den Kampf mit ihnen verſuchten, wurden wiederholt geſchlagen und geriethen in großes Elend: ſie mußten die angeſehenſten Männer ihres Staates den Sequanern als Geiſeln geben und ohne Widerrede auf ewig die Oberherrſchaft derſelben anerkennen. Allein den Sequanern trug der Sieg üblere Früchte, als den Aeduern die Niederlage. Arioviſtus, ein König der Germanen, der ſich in ihrem Gebiete feſtſetzte, nahm ihnen zuerſt ein Drittheil ihres Landes ab; nach einiger Zeit verlangte er noch ein zweites Drittheil für neue Schaaren, die zu ihm ſtießen. Die Sequaner waren jetzt um ſo übler dran, da ſie ihn gerufen und ihm alle ihre Städte eingeräumt hatten. Nun bebten ſie vor ſeiner Härte und mußten ſich Alles gefallen laſſen.

In dieſer Noth und in der Beſorgniß, es möchten am Ende alle Germanen über den Rhein gehen und ſie insgeſammt aus ihrem Lande jagen, wendeten ſich die Aeduer und Sequaner mit

ihren Bundesgenossen vereint an Julius Cäsar, der eben durch glänzende Siege über die Helvetier großen Ruhm erlangt hatte, und baten ihn um Hülfe. Cäsar sprach ihnen Trost zu, in der Hoffnung, er könne den Arioviſtus, der durch seine Vermittelung vom Römischen Senat den Titel „König" und „Freund des Römischen Volks" erhalten hatte, in Güte dazu vermögen, seinen Bedrückungen ein Ende zu machen. In der That sah er auch die Gefahr für Rom ein, wenn die Germanen sich allmählich gewöhnten, über den Rhein zu gehen und in großen Schaaren sich in Gallien niederzulassen. Denn er glaubte nicht, daß diese wilden Barbaren, wenn sie ganz Gallien erobert hätten, sich damit begnügen, sondern, wie vormals die Cimbern und Teutonen, in die Provinz*) und von da nach Italien einfallen würden. Er benutzte daher den Umstand, daß die bedrückten Aeduer vom Römischen Senat waren „Freunde und Brüder" genannt worden, und schickte Gesandte an Arioviſtus mit dem Begehren, einen Ort in der Mitte zwischen beiden zu einer Unterredung zu bestimmen, um sich über Dinge von der größten Wichtigkeit mit ihm zu besprechen.

Arioviſtus gab den Gesandten den Bescheid: „Wenn er ein Anliegen an Cäsar hätte, würde er zu ihm gekommen sein: verlange Cäsar Etwas von ihm, so müsse derselbe zu ihm kommen. Es komme ihm aber ganz sonderbar vor, was Cäsar oder überhaupt das Römische Volk in seinem Gallien, das nach Kriegsrecht ihm gehöre, zu schaffen habe." Darauf schickte Cäsar nochmals Gesandte und legte ihm folgende Forderungen vor: „Fürs Erste solle er keine Schaaren mehr über den Rhein nach Gallien führen; sodann den Aeduern die ihm gestellten Geiseln freigeben und auch den Sequanern erlauben, die bei ihnen befindlichen Geiseln

*) Der südöstliche Theil Galliens war längst Römische Provinz.

jenen zurückzugeben; ferner dürfe er weder die Aeduer noch ihre Verbündeten feindselig behandeln. Wenn er diesen Forderungen Genüge leiste, so werde Freundschaft und gutes Verständniß zwischen ihm und dem Römischen Volke fortbestehen; wo nicht, so werde er bei den Mißhandlungen der Aeduer nicht gleichgültig bleiben." Arioviſtus entgegnete: „Vermöge des Kriegsrechts behandelten Sieger die Besiegten nach ihrer Willkühr; so pflege auch das Römische Volk den Besiegten nicht nach fremder Vorschrift, sondern nach eignem Gutdünken zu gebieten. Wenn er den Römern in der Ausübung ihrer Rechte keine Vorschriften mache, so dürften auch sie ihn in seinen Gerechtsamen nicht kränken. Die Aeduer hätten ihr Waffenglück versucht, Schlachten gewagt und seien von ihm überwunden worden; daher zahlten sie ihm Tribut. Cäsar handle sehr unrecht, daß er ihm durch seine Einmischung seine Einkünfte schmälern wolle. Den Aeduern werde er die Geiseln nicht zurückgeben: er werde sie und ihre Bundesgenossen auch nicht widerrechtlich bekriegen, wenn sie ihre eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllten und jährlich ihren Tribut zahlten. Thäten sie das nicht, so werde ihnen der Name „Brüder des Römischen Volks" wenig nützen. — Uebrigens habe sich noch Niemand ohne eignes Verderben in Krieg mit ihm eingelassen. Cäsar solle nur, wenn er Lust habe, Feindseligkeiten anfangen: bald werde er die Tapferkeit seiner kampfgeübten, unüberwindlichen Germanen, die seit vierzehn Jahren unter kein Obdach gekommen seien, fühlen."

Eben als dem Cäsar diese Antwort überbracht wurde, kamen auch Gesandte der Aeduer und Trevirer; jene mit der Klage, daß die neu angekommenen Germanen ihr Land verheerten; die letzteren mit der Nachricht, die Kriegsmannschaft aus hundert Gauen der Sueven stände unter Nasua und Cimber am Rhein, im Begriff überzusetzen. Um so mehr beeilte sich Cäsar, einer Vereinigung derselben mit Arioviſtus zuvorzukommen, rückte in Eilmär-

schen heran und besetzte die Stadt Vesontio*), welche sehr fest und mit großen Vorräthen versehen war.

Während sich Cäsar einige Tage in dieser Gegend aufhielt, erkundigten sich seine Leute bei den Galliern und den Kaufleuten nach den Germanen. Jene rühmten ihre gewaltige Körpergröße, ihre unglaubliche Tapferkeit und Fertigkeit in den Waffen: so oft sie mit ihnen zusammengetroffen, hätten sie nicht einmal ihren Blick und das Feuer ihrer Augen ertragen können. Durch solches Gerede verbreitete sich auf einmal eine solche Furcht im ganzen Heere, daß Alles nicht wenig außer Fassung kam. Dieser Kleinmuth ging von den Anführern und den jungen Leuten in Cäsars Gefolge aus: man jammerte über die allgemeine Gefahr, suchte theils einen Vorwand, sich derselben zu entziehen, theils stellte man dem Feldherrn die Schwierigkeiten des Wegs und der ungeheuren Waldungen, den Mangel an Lebensmitteln vor: ja Einige erklärten dem Cäsar geradezu, wenn er den Befehl zum Aufbruch gäbe, würden die Soldaten den Gehorsam versagen.

Als Cäsar dieß vernahm, berief er eine Versammlung der Anführer, sämmtliche Hauptleute inbegriffen, und gab ihnen zuerst einen starken Verweis, daß sie sich herausgenommen hätten, zu untersuchen, wohin oder in welcher Absicht aufgebrochen würde. Dann erinnerte er sie an ihre bisherige Tapferkeit, an ihre Siege und die Niederlagen der Cimbern und Teutonen durch Marius: er führte ihnen an, daß die Germanen von den Helvetiern, über welche sie kürzlich so glänzende Siege erfochten, öfters seien überwunden worden, und daß Ariovistus die Gallier nicht durch Tapferkeit, sondern durch Klugheit besiegt habe. Die Erklärung, fuhr er fort, das Heer werde seinem Befehl zum Aufbruch nicht Folge leisten, beunruhige ihn wenig. Denn nur unfähigen oder

*) Jetzt Besançon.

unglücklichen oder habsüchtigen Feldherrn verweigere man den Gehorsam. Bei ihm spreche sein ganzes Leben, seine bisherigen Thaten für das Gegentheil. Zuletzt fügte er mit aller Bestimmtheit hinzu, er werde jedenfalls in dieser Nacht aufbrechen, um sich zu überzeugen, ob Ehrgefühl oder Furcht bei ihnen überwiege. Folge ihm auch sonst Niemand, so werde er an der Spitze der zehenten Legion, an deren Ergebenheit er nicht zweifle, vorrücken." Durch diese Rede ward das ganze Heer wunderbar umgestimmt: Alles war zum Kampf bereit und willig. Cäsar brach also gleich in der Nacht auf, dem Arioviſtus entgegen.

Auf die Nachricht von Cäsars Ankunft schickte Arioviſtus Gesandte und zeigte sich zu der früher begehrten Unterredung bereit. Cäsar weist den Vorschlag nicht ab und es wurde Tag und Ort dazu verabredet. Auf einem Hügel in einer großen Ebene, gleich weit vom beiderseitigen Lager, kamen sie zusammen, zu Pferd, von zehen Reitern begleitet: zweihundert Schritte entfernt hielt auf beiden Seiten eine größere Reiterschaar. Cäsar begann mit der Erinnerung an die Verbindlichkeit, welche Arioviſtus gegen den Römischen Senat habe; machte die freundschaftlichen Verhältnisse der Römer zu den Aeduern geltend und gründete darauf die schon früher durch die Gesandten gestellten Forderungen. — Arioviſtus erwiederte: „Er sei über den Rhein gezogen, nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Bitten der Gallier; seinen Wohnsitz in Gallien hätten ihm diese selbst abgetreten und aus freier Entschließung Geiseln gestellt; Tribut zahlten sie nach Kriegsrecht, denn sie seien gegen ihn aufgestanden und von ihm besiegt worden. Die Freundschaft des Römischen Volks müsse ihm zur Zierde und zum Schutz, nicht zum Nachtheil gereichen; wollten ihm die Römer seinen Tribut schmälern, so leiste er auf des Römischen Volkes Freundschaft eben so gern Verzicht, als er sich darum beworben habe. Die Germanischen Schaaren ziehe er über den Rhein zu seiner Sicher-

heit. — Uebrigens warum denn die Römer seine Besitzungen beträten? Dieser Theil Galliens sei seine Provinz, wie jener den Römern gehöre. Wie man es ihm nicht gestatten würde, in die Römische Provinz einzufallen, so handelten die Römer ungerecht, wenn sie ihn in seinem Rechte störten. Was es mit der Freundschaft der Römer gegen die Aeduer für eine Bewandniß habe, könne er daraus abnehmen, daß weder diese ihnen im Krieg gegen die Allobroger beigestanden, noch die Römer jenen im Kampfe gegen ihn. Er könne sich daher des Argwohns nicht erwehren, daß die genannte Freundschaft nur einen Vorwand, ihn zu bekriegen, abgeben solle. Wofern sich Cäsar nicht mit seinem Heere aus diesen Gegenden zurückziehe, werde er ihn als Feind betrachten; ziehe er sich aber zurück und gestatte ihm den ruhigen Besitz von Gallien, so werde er gegen ihn erkenntlich sein und in seinen Kriegen mit aller Macht unterstützen."

Cäsar war im Begriff, sich ausführlich darüber zu erklären, warum er so wohl verdiente Bundesgenossen nicht preis geben könne; als ihm gemeldet wurde, des Arioviſtus Reiter sprengten gegen die Römer an und schleuderten Speere und Steine. Er brach also die Unterredung ab und befahl seinen Leuten an, keinen Wurf zu thun. Diese Treulosigkeit erfüllte das Römische Heer mit viel größerer Kampflust. Als Arioviſtus zwei Tage nachher eine abermalige Unterredung begehrte, schlug es Cäsar ab, schickte dagegen zwei Männer ab, von denen der eine des Arioviſtus Gastfreund war. Wie diese in sein Lager kamen, ließ er sie in Ketten werfen.

Jetzt rückte Arioviſtus vor, zog an Cäsars Lager vorbei und lagerte sich zweitausend Schritte weiter, um ihm die Zufuhr abzuschneiden. Cäsar führte fünf Tage hintereinander seine Truppen vor dem Lager in Schlachtordnung auf und bot eine Schlacht an; Arioviſtus ließ sich aber immer nur auf ein Reitergefecht ein, wo-

rin die Germanen besondere Uebung hatten. Er hatte nämlich sechstausend Reiter, von denen jeder sich einen behenden und tapferen Fußgänger zur Bedeckung ausgewählt hatte: diese waren im Treffen bei der Hand; zu ihnen zogen sich die Reiter zurück; sie eilten im Gedränge zu Hülfe und nahmen die Verwundeten in ihre Mitte; beim Vorrücken aber oder beim Rückzug hielten sie sich an den Mähnen der Pferde und liefen so schnell, wie diese selbst. Um nicht länger von der Zufuhr abgeschnitten zu sein, rückte Cäsar in dreifacher Schlachtlinie aus an einen günstigeren Ort, nur sechshundert Schritte von den Germanen entfernt, um da ein kleineres Lager zu schlagen: die beiden ersten Linien schlugen Arioviſtus, der mit sechzehntausend Mann und seiner ganzen Reiterei erschien, zurück, während die dritte Linie das Lager schlug. Hier ließ er zwei Legionen, die vier anderen führte er in das größere Lager zurück. Tags darauf erschienen zwar die Feinde wieder vor dem kleineren Lager und kämpften hitzig, aber einer allgemeinen Schlacht wichen sie aus.

Als darauf Cäsar von den Gefangenen erfuhr, daß die Germanen durch ihre weissagenden Frauen abgehalten würden, rückte er aus beiden Lagern aus bis dicht vor das feindliche Lager und stellte sich in dreifacher Schlachtordnung auf. Nun endlich rückten auch die Feinde mit gesammter Macht aus und stellten sich nach Völkerschaften auf; die ganze Schlachtlinie umschlossen sie mit ihren Wagen, um Allen die Hoffnung zur Flucht zu benehmen. Auf diesen Wagen saßen ihre Frauen mit fliegenden Haaren und flehten mit Thränen die zur Schlacht ziehenden Krieger, sie nicht in die Sclaverei der Römer gerathen zu lassen. Cäsar eröffnete den Angriff in eigner Person auf dem rechten Flügel, wo der Feind am schwächsten war. Auf das gegebene Zeichen stürmten die Römischen Soldaten so hitzig auf die Feinde los, und auch diese stürzten so plötzlich und geschwind heran, daß man die Wurfwaf-

fen gar nicht gebrauchen konnte. Man warf sie weg und griff gleich zum Schwert. Die Feinde traten alsbald in geschlossene Haufen und bildeten, nach ihrer Gewohnheit, Schilddächer, sich gegen die Hiebe zu decken. Da sprangen manche der Römischen Soldaten auf die Schilddächer, rissen mit den Händen die Schilde auseinander und verwundeten von oben herab die Feinde. — Während so der linke Flügel der Germanen geworfen und in die Flucht gejagt wurde, setzten sie durch ihre Menge desto heftiger auf dem rechten Flügel den Römern zu. Als dieß der junge Publius Crassus an der Spitze der Reiterei bemerkte, so schickte er, da er dort minder bedrängt war, die dritte Schlachtlinie zu Hülfe. Dadurch wurde das Treffen wieder hergestellt. Die Feinde aber ergriffen insgesammt die Flucht, von der sie nicht eher abließen, als bis sie am Rheinstrom, funfzig Römische Meilen*) von da, ankamen. Nur wenige von ihnen, die hinüber schwammen oder Kähne vorfanden, retteten sich: unter diesen Arioviſtus. Die übrigen wurden von der Römischen Reiterei eingeholt und niedergemacht.

*) Ueber zehen deutsche Meilen.

19.

Belagerung von Alesia.

(V. Chr. 51.)

Fast alle Völkerschaften Galliens, selbst die lange den Römern befreundeten Aeduer erhoben sich, um unter Anführung des Vercingetorix, eines Fürsten der Arverner, mit vereinten Kräften die Römer aus dem gemeinsamen Vaterland zu vertreiben. Während einzelne Heeresabtheilungen in die Römische Provinz einfielen, hielt sich Vercingetorix selbst an den früher schon befolgten Plan, sich auf keine Hauptschlacht einzulassen, durch Verderben der Früchte und Einäschern der Wohnungen dem Feind die Mittel des Unterhalts zu rauben und dabei durch überlegene Reiterei ihn beständig zu beunruhigen und in kleinen Gefechten aufzureiben. Cäsar sah sich bald von der Provinz und Italien abgeschnitten und aller Aussichten auf Unterstützung von da beraubt. Seinen Mangel an Reiterei ersetzte er einigermaßen durch germanische Hülfstruppen aus den ohnlängst unterworfenen Staaten jenseits des Rheins und zog sich dann gegen die Provinz hin, sie zu decken. Auf diesem Marsch von drei Seiten durch die gallische Reiterei angegriffen, trieb er sie in die Flucht, verfolgte den Vercingetorix, der sich in die Stadt Alesia warf, und begann sogleich dieselbe einzuschließen.

Die Stadt lag auf einem ansehnlichen Hügel, an dessen Fuß auf zwei Seiten zwei Flüsse vorbeifließen: vorn dehnt sich eine Ebene etwa drei Römische Meilen weit, die übrigen Seiten umgaben Hügel von gleicher Höhe in mäßigen Entfernungen. Vor der Mauer war die östliche Seite des Hügels ganz mit gallischen

Truppen besetzt, die sich durch einen Graben und eine sechs Fuß hohe Mauer verschanzt hatten. Die Befestigungslinien nun, womit Cäsar sie einschloß, hatten im Umfang eilftausend Schritt.*) Das Lager, an einer vortheilhaften Stelle geschlagen, war durch drei und zwanzig Castelle geschützt, welche Tag und Nacht mit starken Wachposten besetzt waren.

Auf der Ebene entspann sich bald ein Reitergefecht. Beide Theile stritten mit äußerster Anstrengung. Als die Römer ins Gedränge kamen, schickte ihnen Cäsar die Germanen zu Hülfe und rückte mit den Legionen vor dem Lager auf. Dadurch wuchs den Seinigen der Muth, die Feinde geriethen in Schrecken. In Verwirrung flohen sie, und als an ihren Verschanzungen ein großes Gedränge entstand, wurde ein arges Blutbad angerichtet und viel Pferde erbeutet. Hierauf entschloß sich Vercingetorix, bevor die Linien der Römer beendigt waren, seine gesammte Reiterei zu entlassen, mit dem Auftrag, alle waffenfähige Mannschaft aufzubieten, um diesen wichtigen Platz zu retten. Mit achtzigtausend Mann, die bei ihm blieben, wollte er den Entsatz abwarten. Die vorhandenen Lebensmittel, welche für dreißig Tage nothdürftig ausreichten, ließ er alle einliefern und spärlich zutheilen.

Cäsar vollendete nun seine Linien auf folgende Art. Zunächst nach der Stadt hin, vierhundert Schuh von den übrigen Werken entfernt, zog er zuerst einen Graben, zwanzig Fuß tief und breit, mit senkrechten Wänden, in der Absicht, um nicht bei dem weitläufigen Umfang der Linien und der Schwierigkeit, alle Werke zu besetzen, in den Schanzen unvermuthet bei Nacht überfallen zu werden oder bei Tage die Arbeiter den Wurfgeschossen blos zu stellen. Nach diesem Zwischenraume machte er zwei Gräben von funfzehn Schuh Breite und Tiefe und füllte den inneren

*) Ueber 2 deutsche Meilen.

derselben in den ebenen und niedrigen Gegenden mit Wasser aus dem Flusse an. Hinter diesen führte er einen Damm und Wall von zwölf Fuß mit einer Brustwehr und Zinnen auf. Da, wo die Brustwehr auf dem Walle aufsaß, wurden große gabelförmige Pfähle eingefügt, so daß die Gabeln hervorragten, um das Hinaufklettern der Feinde zu erschweren. Die ganze Linie wurde in Zwischenräumen von achtzig Fuß mit Thürmen besetzt. Da die Feinde die so vielfältig mit Arbeiten und Herbeischaffen der Materialien beschäftigten und vertheilten Truppen durch häufige Ausfälle störten, so sah man sich genöthigt, noch andere Werke zuzufügen. Zu dem Ende ließ Cäsar Baumstämme oder sehr starke Aeste fällen, ihre Kronen behauen und spitzen. Dann zog er fortlaufende Gräben, fünf Fuß tief. In diese wurden jene Pfähle eingeschlagen, unten durch Querhölzer befestigt, daß sie, nachdem man die Gruben wieder zugeschüttet, fest staken und nur mit den spitzen Enden hervorragten. Auf diese Weise wurden fünf Reihen, so daß die einzelnen Pfähle kreuzweise standen, eng neben einander gezogen; so konnte man, ohne sich an den spitzigen Zacken zu spießen, unmöglich durchdringen. Vor denselben machte man Gruben, drei Schuh tief, mit schiefen Seiten, die gegen den Grund eng zusammen liefen. Dahinein wurden runde Pfähle mit der Dicke eines Schenkels, oben zugespitzt und angebrannt, eingetrieben, so daß sie nur vier Zoll über die Fläche der Erde hervorragten: unten wurden sie, zu ihrer Befestigung, einen Fuß tief mit Grund eingestampft und oben wurden die Gruben, zur Verheimlichung der Gefahr, mit Reisig bedeckt. Man nannte sie Lilien, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dieser Blume. Solcher Lilien machte man acht Reihen, immer drei Fuß von einander und vor ihnen legte man in mäßigen Zwischenräumen sogenannte Fußangeln, nämlich schuhlange Stäbe mit eisernen Haken, die ganz in die Erde eingegraben wurden.

Nach Vollendung dieser Werke legte Cäsar auf der entgegengesetzten Seite, soweit es die Beschaffenheit der Gegend verstattete, eben solche an, parallel mit jenen im Umfang von vierzehntausend Schritten*), damit die Besatzungen seiner Schanzen von keinem äußeren Feind, wenn er auch noch so zahlreich erscheinen sollte, bedrängt würden. Und um nicht genöthigt zu werden, unter gefährlichen Umständen auszurücken, so ließ er auf dreißig Tage Getraide und Futter herbeischaffen.

Unterdessen beschlossen die Gallier in einer Versammlung ihrer Fürsten, nicht, wie Vercingetorix wollte, die ganze waffenfähige Mannschaft aufzubieten, sondern von jeder Völkerschaft eine bestimmte Anzahl, weil durch eine allzugroße Völkermasse Verwirrung und Schwierigkeit der Verpflegung erwachsen konnte. Der Gemeingeist in ganz Gallien und der Eifer, die Unabhängigkeit herzustellen und den alten Waffenruhm wieder zu erlangen, war so groß, daß selbst die durch Wohlthaten und Freundschaft den Römern verpflichteten Stämme sich anschlossen, bereit, Leben und Vermögen zu wagen. So sammelten sich in kurzer Zeit an zweimalhundert und vierzigtausend Mann Fußvolk und achttausend Reiter. Den Oberbefehl erhielten der Atrebate Commius, die Aeduer Viridomarus und Eporedorix und der Arverner Vergasillaunus, des Vercingetorix Schwestersohn. Ein Ausschuß wurde ihnen zugegeben, um die Leitung des Krieges zu übernehmen. Voll zuversichtlichen Muthes brach das gesammte Heer nach Alesia auf: Niemand dachte, die Römer könnten auch nur den Anblick einer solchen Macht aushalten, zumal wenn man sie von vorn und hinten zugleich angriffe, indem die Belagerten einen Ausfall machten und von außen so viel Völker sich zeigten.

Inzwischen waren die Vorräthe in Alesia aufgezehrt und die

*) Ohngefähr 3 deutsche Meilen.

Zeit, da man den Entsatz erwartete, vorüber. Die Belagerten hielten Kriegsrath und beriethen sich über ihr Schicksal. Da trat ein Arverner vom höchsten Adel, Critognatus, auf, und machte den Vorschlag, zu thun, was ihre Väter zur Zeit des Kampfes mit den Cimbern und Teutonen gethan, welche, in ihren Städten von gleicher Noth bedrängt, ihre Greise geschlachtet und mit deren Fleisch sich genährt hatten. Man beschloß, im äußersten Nothfall, wenn aller Entsatz ausbliebe, lieber diesen Vorschlag zu befolgen, als sich zu ergeben. Vorerst aber wurden die Bewohner der Stadt, welche sie aufgenommen, mit Weib und Kind fortgejagt. Diese kamen weinend und flehend an die Römischen Schanzen und baten, sie als Sklaven anzunehmen. Cäsar ließ sie aber mit Gewalt zurückweisen.

Endlich langte Commius mit den verbundenen Völkern vor Alesia an, besetzte einen Hügel und lagerte sich nur fünfhundert Schritte vor den Verschanzungen der Römer. Tags darauf rückt die Reiterei aus und verbreitet sich über die Ebene, das Fußvolk stellt sich in einiger Entfernung auf den Anhöhen. Von der Stadt aus hatte man die Aussicht auf die Ebene. Als man da die Hülfsvölker erblickte, entstand die lebhafteste Freude, Alles drängte sich herbei, wünschte einander Glück. Die Besatzung rückt aus und stellt sich vor der Stadt auf: man füllt den ersten Graben mit Schutt aus, belegt ihn mit Flechtwerk, rüstet sich zum Ausfall und trifft alle möglichen Anstalten.

Cäsar wies seinem Heere in beiden Linien die Posten an, die Jeder, sobald es die Umstände erforderten, einzunehmen hatte. Dann ließ er die Reiterei ausrücken und den Feind angreifen. Man hatte von allen Punkten des Lagers, welches den Rücken von allen Hügeln einnahm, die Aussicht in die Ebene, und alle Soldaten sahen mit gespannter Neugierde dem Ausgang der Schlacht entgegen. Die Feinde hatten ihre Reiter mit leichten

Truppen untermischt, um sie beim Rückzug zu unterstützen und die Verfolger aufzuhalten. Alle Gallier, sowohl die eingeschlossenen, als die zum Entsatz gekommenen, erhoben in der Zuversicht auf ihre Ueberlegenheit ein brüllendes Jauchzen, den Muth sich gegenseitig zu stärken. Das ganze Heer war Augenzeuge der Schlacht. Keine rühmliche oder schimpfliche That konnte unbemerkt bleiben. Ehrbegierde und Furcht vor Schande spornte beide Theile zur Tapferkeit. Das Treffen blieb von Mittag bis gegen Sonnenuntergang unentschieden; da aber machten die Germanier in dichtgeschlossenen Haufen auf dem einen Flügel einen Angriff und warfen den Feind. Nach der Flucht der Reiter wurden die Bogenschützen umringt und zusammengehauen. Auch auf den andern Punkten setzten die Römer dem weichenden Feind bis zum Lager nach und ließen ihm nicht Zeit, sich zu sammeln. Betrübt zogen sich die aus Alesia ausgerückten Truppen wieder in die Stadt und verzweifelten schon am Sieg.

Einen Tag ruhten hierauf die Gallier und fertigten indessen Faschinen, Leitern und Haken in großer Menge; rückten dann um Mitternacht in der Stille aus dem Lager und kamen vor die Linien auf der Ebene. Hier erhoben sie, um die Belagerten von ihrem Anrücken in Kenntniß zu setzen, ein plötzliches Geschrei, warfen die Faschinen in die Gräben, suchten durch Schleudern, Pfeile und Steine den Feind vom Wall wegzutreiben und trafen alle Anstalten zum Sturm. Zu gleicher Zeit läßt Vercingetorix auf das vernommene Geschrei Lärm blasen und rückt aus der Stadt. Die Römischen Soldaten besetzen die ihnen schon vorher angewiesenen Posten in den Schanzen und suchen die Gallier mit Schleudern, Kugeln, Steinen und Sturmpfählen, so wie durch Geschosse aus den größeren Maschinen abzutreiben. Der Verlust auf beiden Seiten war beträchtlich, weil man in der Finsterniß nicht vor sich sehen konnte. In der Entfernung von den Ver-

schanzungen thaten die Geschosse der Gallier bei ihrer Menge mehr Wirkung. Als sie aber näher kamen, traten sie unversehens in die Fußangeln oder stürzten in die Gruben und spießten sich; andere fielen von den Wurfspeeren getroffen, die von dem Wall und den Thürmen geschleudert wurden. Ihr Verlust war auf allen Seiten groß und dennoch vermochten sie keine Schanze zu durchbrechen. Dazu kam bei Tagesanbruch die Besorgniß, durch einen Ausfall aus dem Lager von den Anhöhen herab in ihrer entblößten Flanke angegriffen zu werden. Daher zogen sie sich wieder zu den Ihrigen zurück. Die in der Stadt kamen mit den zum Ausfall bereiteten Geräthen heraus und schütteten den ersten Graben zu; da sie sich aber mit den Anstalten zu lange aufgehalten hatten so erreichten sie die Befestigungswerke erst, als die Ihrigen von außen schon wieder abgezogen waren und kehrten unverrichteter Sache zurück.

Nachdem also die Gallier zum zweitenmal mit großem Verlust waren zurückgeschlagen worden, hielten sie über ihre weiteren Unternehmungen einen Kriegsrath und zogen von Männern, die der Gegend kundig waren, Nachrichten ein über die Lage und Befestigungen des Römischen Lagers auf den Anhöhen. Gegen Norden war ein Hügel, der seines weitläufigen Umfanges wegen nicht konnte von den Befestigungswerken umschlossen werden; hier hatte das Lager aus Noth einen fast nachtheiligen Standpunkt am Abhang. Auf diesen Punkt, der mit zwei Legionen besetzt war, richteten die feindlichen Feldherrn ihr Augenmerk, um ihn durch Ueberrumpelung zu nehmen. Mit sechzigtausend Mann der tapfersten Truppen brach Vergasillaunus nach geheimer Abrede in der Nacht auf und erreichte mit Tagesanbruch den Ort seiner Bestimmung. Hinter dem Hügel versteckt ließ er seine Truppen von der nächtlichen Anstrengung ausruhen: dann gegen Mittag rückte er verabredetermaßen auf den angeführten Posten los; zu gleicher

Zeit brachen die Reiter gegen die Verschanzungen in die Ebene vor und das übrige Fußvolk zeigte sich vor dem Lager. Auch Vercingetorix, der von Alesia aus die Truppen seiner Landsleute sah, machte einen Ausfall mit Schirmdächern, langen Pfählen, Mauersicheln und andern zum Sturm erforderlichen Werkzeugen. Auf allen Punkten begann zu gleicher Zeit der hitzigste Kampf. Nichts blieb unversucht. Wo man eine Stelle nicht stark befestigt glaubt, drängt man sich zusammen. Die Römer mußten wegen der Weitläufigkeit ihrer Werke ihre Macht ausdehnen und konnten nur mit großer Anstrengung an mehreren Seiten zugleich Widerstand leisten. Am meisten wirkte zur Vermehrung des Schreckens das Geschrei im Rücken der Kämpfenden, weil Jeder seine Gefahr von der Tapferkeit der Andern abhängig fühlte.

Cäsar, der von einem gelegenen Orte Alles überschaut, schickt Unterstützung, wo er seine Leute in Bedrängniß sieht. Beiden Theilen lag es vor Augen, dieß sei der Zeitpunkt, wo man Alles aufbieten müsse. Die Gallier setzten ihre letzte Hoffnung darauf, die Schanzen zu durchbrechen; die Römer erwarteten durch deren Behauptung das Ende aller Anstrengungen. Am meisten war man bei den oberen Verschanzungen, gegen die Vergasillaunus abgeschickt war, im Gedränge. Die etwas abschüssige Lage war da von großer Bedeutung. Hier stürmen die Feinde, theils Geschosse schleudernd, theils die Schilde zum Schutzdach emporhaltend, heran; frische Truppen lösen die ermatteten ab. Alle werfen Schutt gegen die Werke und bahnen so, indem sie zugleich die in der Erde verborgenen Hemmnisse zudecken, einen Weg in dieselben. Schon reichen den Römern weder Waffen noch Kräfte mehr zu. Wie Cäsar ihre Noth gewahrt, schickt er den Labienus mit sechs Cohorten zur Unterstützung ab, mit dem Befehl, wenn er sich nicht länger behaupten könne, einen Ausfall zu machen; doch nicht ohne Noth. Zu den übrigen Truppen begibt er

sich in eigner Person, spricht ihnen zu, der Anstrengung nicht zu erliegen; die Frucht aller früheren Kämpfe hänge von diesem Tage, von dieser Stunde ab.

Die in der Stadt verzweifelten bei den Werken in der Ebene wegen der Stärke der Befestigungen an glücklichem Erfolg und machten daher an der gebirgigen Seite durch Ersteigen der steileren Höhen einen Versuch. Dahin werden alle Geräthschaften gebracht; die Truppen auf den Thürmen werden durch einen Hagel von Wurfgeschossen weggetrieben, die Gräben mit Schutt und Faschinen ausgefüllt und ein Zugang gebahnt, Wall und Brustwehr mit Haken zerrissen. Cäsar schickte anfangs den jungen Brutus mit sechs Cohorten, dann den Legaten Cajus Fabius mit sieben andern dahin; zuletzt, da das Gefecht hitziger wurde, führte er selbst frische Truppen zur Unterstützung herbei. Nachdem das Treffen hergestellt und die Feinde zurückgeschlagen waren, begab er sich dahin, wohin er den Labienus geschickt hatte. Aus der nächsten Schanze zog er vier Cohorten an sich und gab der Reiterei Befehl, ihm theils zu folgen, theils die äußeren Linien zu umreiten und dem Feind in den Rücken zu fallen.

Weder Wälle, noch Gräben konnten da die Feinde mehr aufhalten. Labienus bringt also neun und dreißig Cohorten aus den nächsten Posten, wie sie ihm vor die Hand kamen, zusammen und läßt bei Cäsar anfragen, was er für Maßregeln ergreifen solle. Cäsar eilt herbei, in Person dem Kampf beizuwohnen. Als die Feinde am weithin kenntlichen Gewand den Feldherrn und die Geschwader und die Cohorten um ihn erblickten, begannen sie das Gefecht. Auf beiden Seiten erhebt sich Geschrei: von dem Wall und allen Befestigungswerken wird es erwiedert. Ohne die Speere zu werfen, dringen die Römer gleich mit dem Degen ein. Plötzlich kommen hinterm Rücken die Reiter zum Vorschein: andere Cohorten rücken an: der Feind wendet sich zur Flucht: den Flie-

henden wirft sich die Reiterei in den Weg und richtet ein großes Blutbad an. Sedulius, ein Gallischer Fürst und Feldherr, fällt: Vergasillaunus wird gefangen: vier und siebenzig Feldzeichen werden erbeutet: vom ganzen Heere entrinnen nur Wenige unbeschädigt in ihr Lager. Als die in der Stadt die Niederlage und Flucht ihrer Völker sahen, zogen sie hoffnungslos ihre Truppen von den Schanzen zurück. Auf die Nachricht von der Niederlage nahm das ganze Lager der Gallier die Flucht. Wären die Römischen Truppen nicht zu ermattet gewesen, so hätte man die ganze Macht der Feinde zu Grunde richten können. Den Nachtrab holte um Mitternacht die Reiterei ein und macht eine große Anzahl nieder; Viele werden gefangen, die übrigen Flüchtigen verlaufen sich in ihre Heimath. Den folgenden Tag beruft Vercingetorix die Seinigen zusammen und erklärt ihnen: „da man dem Schicksal sich unterwerfen müsse, so gebe er sich ihnen hin, um entweder durch seinen Tod die Römer zu befriedigen oder ihn lebendig auszuliefern.“ Man schickt deßhalb Abgeordnete an Cäsar. Er verlangt Auslieferung ihrer Waffen und Oberhäupter. Die Anführer werden vorgeführt, Vercingetorix ausgeliefert, die Waffen gestreckt.

20.

Die Schlacht bei Pharsalus.

(V. Chr. 48.)

Nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs hatte Julius Cäsar binnen sechzig Tagen ganz Italien erobert. Pompejus war mit den Häuptern seiner Parthei eiligst nach Griechenland entflohen und hatte, während jener seine Heere in Hispanien überwand und in Rom die eifrigsten Rüstungen zur Verfolgung seines Gegners betrieb, in Macedonien bedeutende Streitkräfte gesammelt. Außer eilf Legionen italischer Soldaten hatte er große Massen von Hülfsvölkern aus den östlichen Provinzen und an Reiterei siebentausend Mann; seine Flotte von sechshundert Kriegsschiffen beherrschte das Meer. Mit solchen Streitmitteln wollte er an der Küste von Epirus Cäsarn den Uebergang wehren. Dieser kam ihm jedoch durch Schnelligkeit zuvor und setzte glücklich mit zwölf Legionen über, erlitt aber in mehreren Gefechten vor Dyrrhachium einigen Verlust und sah sich durch Mangel an Vorräthen genöthigt, die bisherige Stellung zu verlassen. Darauf zog er sich mit großer Geschicklichkeit, ohne von dem verfolgenden Gegner erreicht zu werden, nach Thessalien und setzte sich in Besitz der fruchtbaren Gegend, in die Nähe von Pharsalus, entschlossen, hier seinen Gegner zu erwarten und eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Bald darauf erschien auch Pompejus, stolz auf die kürzlich errungenen Vortheile, die er mit Uebertreibung in alle Städte und Länder verkündet hatte. In seinem Lager befanden sich die meisten Senatoren und eine Menge der angesehensten Männer des Staates, die zwar den Glanz und die Würde seines Heeres

erhöheten, aber auch nicht minder seine Pläne und Maßregeln hemmten. Groß war die Zuversicht und der Uebermuth dieser Leute seit dem neulichen Siege, den sie lediglich ihrer Tapferkeit zuschrieben: bereits hielten sie ihre Sache schon für entschieden und sahen mit solcher Ungeduld der Schlacht entgegen, daß sie jeden Aufschub nur als Verzögerung ihrer Rückkehr nach Italien ansahen. Wollte Pompejus bedächtiger zu Werke gehen, so meisterten sie seine Herrschsucht, die sich darin gefiele, nur länger über so angesehene Männer zu gebieten. Man zankte sich ohne Rückhalt schon um die Belohnungen und Würden, bestimmte die Consuln auf mehrere Jahre zum voraus und dachte nur an Beute und Rache an den Feinden. Kurz, Alle sannen nur, wie man den Sieg benutzen, Niemand, wie man ihn erfechten wolle.

Cäsars Heer hatte sich von seiner Niedergeschlagenheit wieder erholt und brannte nur um so begieriger, die Schande des neulichen Verlustes wieder auszulöschen. Aber mit Vorsicht suchte der Feldherr erst seines Gegners Gesinnung zu erforschen. Er rückte täglich in Schlachtordnung aus, anfangs etwas weiter von des Pompejus Lager in vortheilhafter Stellung, dann aber näher und dicht unter den Hügeln, worauf das Lager der Feinde sich befand. Dadurch wuchs der Muth der Truppen von Tag zu Tag. Da er an Reitern bedeutend schwächer war, theilte er, wie er schon öfters früher gethan, die besten seiner Leichtbewaffneten ihnen zu, um zwischen ihnen mitzukämpfen, und erhöhete durch tägliche Uebung ihre Fertigkeit und ihren Muth, so daß ihrer tausend es mit den siebentausend Reitern der Feinde aufzunehmen bereit waren. Pompejus stellte sich am Fuß der Anhöhe, worauf er lagerte, in Schlachtordnung, immer, wie man sah, darauf lauernd, ob nicht Cäsar durch eine ungünstige Stellung sich blosgäbe. Da nun dieser auf keine Weise seinen Gegner aus der vortheilhaften Stellung herauszulocken vermochte, hielt er es fürs Angemessenste

aufzubrechen und immer hin und her zu rücken, in Hoffnung, durch beständige Veränderung seines Standortes die Verpflegung seiner Truppen zu erleichtern, vielleicht auch dabei eine günstige Gelegenheit zum Schlagen zu finden oder doch das der Anstrengung ungewohnte feindliche Heer durch tägliche Märsche zu ermüden.

Diesem Plane zufolge war schon das Zeichen zum Aufbruch gegeben und die Zelte abgebrochen worden, als man bemerkte, daß Pompejus gegen seine Gewohnheit von dem Lagerwall weiter vorgerückt sei, so daß man ohne Nachtheil wegen des Bodens schlagen konnte. Erfreut rief Cäsar seinen Truppen, die schon unter dem Thore waren, zu, die erwünschte Gelegenheit zum Kampf zu benutzen und führte sie schlagfertig gegen den Feind. Pompejus, der sich, wie man nachher erfuhr, nur auf allgemeines Zureden zum Kampf entschloß, hatte kurz zuvor im Kriegsrath geäußert, ehe die Heere auf einander stießen, würde der Feind schon geschlagen sein. Bei seiner starken Uebermacht an Reiterei war nämlich sein Plan, mit dieser, sobald sich die Heere näherten, den rechten Flügel Cäsars an seiner entblößten Flanke anzugreifen, dann dem Feinde in den Rücken zu fallen und so das Heer desselben in Unordnung und Verwirrung zu bringen, bevor noch sein Hauptheer eine Lanze abgeworfen. Alle hatten geschworen, nicht anders, denn als Sieger, wieder ins Lager zurückzukehren, und glaubten voller Hoffnung und Freude sich des Sieges schon gewiß. Pompejus hatte in allem fünf und vierzigtausend Mann. Er selbst befand sich auf dem linken Flügel an der Spitze der beiden Legionen, die ihm kurz vor Anfang des Krieges Cäsar abgetreten hatte: auf demselben war, dem gedachten Plane gemäß, die ganze Reiterei sammt allen Bogenschützen und Schleuderern. Auf dem rechten Flügel, der durch einen Bach mit steilen Ufern gedeckt war, standen die Hispanischen Cohorten unter Afranius, die er für den Kern seines Heeres hielt: in der Mitte stand sein Schwieger-

vater Metellus Scipio mit den eben erst aus Syrien zugeführten Legionen, sieben Cohorten deckten das Lager. Cäsars Heer war zusammen zwei und zwanzigtausend Mann stark. Auf dem rechten Flügel hatte er, wie gewöhnlich, die zehente Legion gestellt, der er stets das meiste Vertrauen schenkte: hier führte Publius Sulla den Oberbefehl, auf dem linken Flügel Antonius, Cnejus Domitius in der Mitte. Er selbst wählte seinen Standort dem Pompejus gerade gegenüber. Alsbald, wie er die oben angeführten Verhältnisse gewahrte, besorgte er, sein rechter Flügel möchte von der überlegenen Reiterei umgangen werden, nahm daher eilends von jeder Legion im dritten Treffen eine Cohorte und bildete daraus eine vierte Linie gegen die Reiterei: diesen gab er Verhaltungsbefehle und deutete ihnen an, daß von ihrer Tapferkeit allein der Sieg abhänge. Das dritte Treffen, sowie das ganze Heer erhielt den Befehl, nicht eher gegen den Feind loszubrechen, bis er mit einer Fahne das Zeichen geben würde. Nachdem er darauf, der Kriegssitte gemäß, das Heer durch eine Rede aufgemuntert, gab er den kampfbegierigen Truppen das Zeichen.

Zwischen beiden Schlachtordnungen war soviel Raum gelassen, als beide Heere zum Anlauf nöthig hatten. Allein Pompejus hatte seinen Leuten anbefohlen, sie sollten, ohne sich von der Stelle zu bewegen, den Anlauf der Feinde abwarten und erst ihre Linien sich brechen lassen, um dann sich mit geschlossenen Gliedern in die entstandenen Lücken zu werfen. Zugleich dachte er, die Wurfspeere der Feinde würden dann geringere Wirkung thun und diese selbst durch den verdoppelten Anlauf außer Athem kommen und ermüdet werden. Cäsars Truppen nun stürmten auf das gegebene Zeichen mit vorgestreckten Speeren gegen die Feinde an. Wie sie aber diese unbeweglich stehen sahen, so machten sie nach ihrer Erfahrung in den früheren Schlachten auf halbem Wege von selbst Halt, um nicht erschöpft auf die

Feinde zu treffen; nach kurzer Rast erneuerten sie den Anlauf, schleuderten ihre Wurfspeere ab; dann griffen sie, wie ihnen befohlen war, gleich zum Schwert. Die Feinde ließen auch ihrer Seits Nichts ermangeln. Sie fingen die Wurfspeere auf und hielten in geschlossenen Gliedern den Angriff der Legionen aus, warfen hierauf ihre Speere und zogen ebenfalls das Schwert.

In demselben Augenblick sprengte von des Pompejus linkem Flügel die gesammte Reiterei vor und die ganze Schaar der Bogenschützen schwärmte heran. Cäsars Reiterei hielt ihren Angriff nicht aus und wich ein wenig zurück. Desto hitziger setzte ihr die feindliche zu, breitete sich in Geschwadern aus und fing an, den entblößten rechten Flügel des Feindes zu umgehen. Wie Cäsar das wahrnahm, gab er den sechs Cohorten, aus denen er das vierte Treffen gebildet hatte, das Zeichen. Diese brachen wie der Blitz hervor und stürmten mit solchem Nachdruck auf des Pompejus Reiter, daß Keiner Stand hielt und Alle in schleuniger Flucht nicht blos das Schlachtfeld räumten, sondern auch sogleich über Hals und Kopf dem höchsten Gebirg zueilten. Sobald diese geworfen waren, wurden die Bogenschützen und Schleuderer, die nun, nachdem sie ihre Waffen verschossen, in hülfloſem Zustande waren, insgesammt niedergehauen. Mit demselben Ungestüm umgingen diese Cohorten das Fußvolk des Pompejus, das immer fort kämpfte, auf dem linken Flügel und fielen ihm in den Rücken. Zu gleicher Zeit ließ Cäsar sein drittes Treffen, das bis jetzt als ruhiger Zuschauer noch nicht von der Stelle gerückt war, hervorbrechen. Als auf diese Weise frische und ungeschwächte Truppen an die Stelle der ermüdeten traten, andere sie im Rücken angriffen, konnten sich des Pompejus Truppen nicht länger halten. Ihre Flucht ward allgemein. Ganz richtig hatte also Cäsar vorausgesagt, daß die Cohorten, die er im vierten Treffen den Reitern entgegen gestellt hatte, den Ausschlag des Siegs geben wür-

den. Wie Pompejus seine Reiterei geschlagen und den Theil des Heeres, auf welchem er die größte Hoffnung gesetzt hatte, in Schrecken sah, hatte er zu den übrigen kein Vertrauen mehr; sogleich verließ er das Schlachtfeld und ritt in sein Lager, um der Bedeckung desselben Muth einzusprechen. Hier harrete er im Hauptzelt auf den Ausgang der Schlacht.

Nachdem Cäsar die flüchtigen Feinde in ihren Lagerwall zurückgetrieben, glaubte er ihnen keine Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen, lassen zu dürfen. Er sprach also seinen Truppen zu, ihr Glück zu benutzen und das Lager anzugreifen. Sie waren zwar von der großen Hitze abgemattet — denn das Gefecht fiel um Mittag vor; — doch folgten sie mit aller Bereitwilligkeit der Aufforderung. Die Cohorten, welche zur Bedeckung des Lagers zurückgeblieben waren, vertheidigten ihren Posten gut: noch weit muthiger thaten es die fremden Hülfsvölker. Denn die Flüchtlinge aus der Schlacht hatten voller Furcht und Abmattung größtentheils ihre Waffen und Feldzeichen weggeworfen und dachten, nicht sowohl das Lager zu vertheidigen, als nur immer weiter zu fliehen. Die Vertheidiger auf dem Wall aber konnten den Hagel der Geschosse nicht in die Länge aushalten, verließen daher mit starkem Verlust ihren Posten und flüchteten sich auf den Gipfel der Gebirge, die an das Lager stießen.

Bereits waren unsre Leute ins Lager eingedrungen, als Pompejus ein Pferd nahm, alle Auszeichnungen des Feldherrn von sich warf und durch das Hinterthor aus dem Lager eilte. Er sprengte sogleich im Galop nach Larissa, hielt sich aber da nicht auf, sondern eilte mit gleicher Schnelligkeit, ohne auch nur des Nachts zu rasten, begleitet von dreißig Reitern und wenigen anderen Flüchtlingen zur Meeresküste und bestieg ein Frachtschiff.

Nach Eroberung des Lagers fing Cäsar an, ohne seine Soldaten sich mit Plündern aufhalten zu lassen, das Gebirg mit

Schanzen einzuschließen. Allein die Feinde, die aus Mangel an Wasser sich auf demselben nicht glaubten halten zu können, verließen dasselbe und zogen insgesammt nach Larissa. Als Cäsar dieß merkte, theilte er sein Heer; eine Abtheilung der Legionen ließ er in des Pompejus Lager stehen, eine andere schickte er in das eigne Lager zurück; mit vier Legionen brach er auf und kam auf einer bequemeren Straße den Feinden entgegen. Nach einem Marsch von sechstausend Schritten stellte er sich in Schlachtordnung; da machten jene Halt auf einem Berge, an dem unten ein Fluß vorbeifloß. Cäsars Truppen waren zwar durch die ununterbrochene Anstrengung des ganzen Tages äußerst abgemattet und die Nacht nahte schon heran; doch sperrten sie auf sein Zureden durch eine Schanze alle Verbindung zwischen dem Berg und dem Fluß, damit die Feinde während der Nacht kein Wasser holen könnten. Man war mit der Arbeit bereits fertig, als der Feind Abgeordnete schickte, um über Ergebung zu unterhandeln. Cäsar verlangte, alle Truppen auf dem Berge sollten mit Tagesanbruch in die Ebene herabrücken und die Waffen strecken. Sie gehorchten ohne Widerrede und baten fußfällig, die Hände emporgestreckt, um Gnade. Cäsar sprach ihnen tröstlich zu, ließ sie aufstehen und begnadigte nicht nur Alle, sondern empfahl auch seinen Soldaten, Keinem etwas zu Leide zu thun oder von ihrer Habe etwas zu behalten. Hierauf ließ er seine Truppen durch ausgeruhete aus dem Lager ablösen und kam mit diesen noch desselbigen Tages nach Larissa.

Cäsar verlor in dieser Schlacht nicht über zweihundert Mann; aber ungefähr dreißig Hauptleute, lauter wackere Männer. Des Pompejus Verlust mochte sich auf etwa funfzehentausend Todte belaufen; über vier und zwanzigtausend streckten das Gewehr. Hundert und achtzig Feldzeichen und neun Adler wurden erbeutet.

21.

J. Cäsars Tod.

(V. Chr. 44.)

Nach Beendigung aller Bürgerkriege stand Julius Cäsar auf der Höhe seines Glückes mit Glanz und Macht bekleidet, wie Keiner vor ihm. Senat und Volk überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen ohne Maß und Ziel, und während man ihn als unumschränkten Herrscher anerkannte und fürchtete, beeiferten sich die angesehensten Männer, seine Gunst zu gewinnen. Ohne Sorge mehr vor einem äußeren oder inneren Feind dachte er nur noch darauf seinen Sieg dauernd zu machen, und durch Weisheit und Milde zu behaupten, was er durch das Glück der Waffen gewonnen hatte. Die Machtfülle, welche ihm die immerwährende Dictatur, die Imperatorwürde, die freie Verfügung über den öffentlichen Schatz und alle die übrigen Würden und Rechte, die man ihm übertrug, gewährten, konnte wohl alle Wünsche der Herrschsucht befriedigen; dennoch trachtete der immer höher strebende Sinn, die höchste Gewalt, die er der That nach besaß, noch durch den Schmuck der Königskrone zu verherrlichen und zu befestigen. Wohl mochte er auch überzeugt sein, daß die dem Staate wiedergegebene Ruhe und neubegründete Ordnung nicht besser gesichert würde, als durch dauernde Befestigung seiner Macht.

Noch aber war eine Parthei, an deren Spitze die ehrenwerthesten Männer standen, welche die Wiederherstellung der früheren Verfassung der Republik für möglich und dem Staate heilsam hielten. Der Glanz, welcher die Masse blendete, beschämte sie; und in der Fülle der Macht, welche nach den gräßlichen Stürmen

der Bürgerkriege der Welt Frieden und Ruhe zu sichern versprach, — sahen sie nur den Untergang der Freiheit. Fanden sich diese Männer schon in ihrer stillen Hoffnung, Cäsar werde nach Beendigung der Kriege die übertragene Gewalt von selbst niederlegen, getäuscht, so wurden sie durch das wenig verhüllte Streben nach dem Ziel seiner Wünsche nur besorgter und durch den Stolz seines Betragens gereizt. Als ihm der gesammte Senat, die Consuln an der Spitze, die Beschlüsse überreichte, welche die glänzendsten Ehrenbezeugungen ihm zuerkannten, empfing er sie auf seinem goldnen Ehrenstuhl sitzend, ohne aufzustehen. Die Leibcohorten, welche ihn während der Kriege begleitet hatten, entließ er zwar, lehnte auch zum Schein den angebotenen Königstitel ab; aber die Volkstribunen, welche diejenigen, die ihn als „König" begrüßten, zur Strafe zogen, entsetzte er ihres Amtes und steigerte dadurch den Unwillen um so mehr, als dieß Amt nach alten Gesetzen für heilig und unverletzlich galt. Als ihm der Consul Antonius bei einer Festfeier auf öffentlichem Markte ein Diadem aufsetzen wollte, nahm er es zwar nicht an, aber Jedermann sah, daß er dabei nur der Stimme des Volks nachgab, das seinen Unwillen laut zu erkennen gegeben hatte.

Wie nun durch solches Benehmen der Unwille und die Erbitterung immer allgemeiner wurde, entspann sich unter den angesehensten Männern eine Verschwörung, um durch Ermordung des Alleinherrschers die freie Verfassung wieder herzustellen. Unter denselben befanden sich seine vertrautesten Freunde und Männer, die er mit Gnaden und Wohlthaten an sich gefesselt zu haben glaubte. An der Spitze standen Marcus Junius Brutus und Cajus Cassius. Brutus stammte von jenem älteren Brutus, welcher den König Tarquinius vertrieb. Von sanftem und ernstem Charakter, durch Unterricht und philosophische Grundsätze gebildet, war er für alles Große und Edle empfänglich, durch

Lauterkeit des Herzens und Geradheit der Gesinnung ausgezeichnet. Daher schoben selbst die Feinde das Gehässige der That auf Cassius, der ein leidenschaftlicher Mann war, und man sagte, Brutus hasse die Tyrannei, Cassius den Tyrannen selbst. Wie sehr er aus Grundsatz handelte und das öffentliche Wohl dem seiner Familie voranstellte, hatte er beim Ausbruch des Krieges zwischen Cäsar und Pompejus bewiesen. Letzterer hatte ohnlängst seinen Vater tödten lassen, und doch trat er auf seine Parthei, weil er seine Sache für die gerechte hielt. Nach der Schlacht bei Pharsalus verzieh ihm Cäsar, ehrte ihn ganz besonders und nahm ihn unter seine vertrautesten Freunde auf; ja es hing nur von ihm ab, der erste unter denselben zu sein and an Cäsars Macht soviel Antheil zu nehmen, als er wollte. Aber die Verschworenen hielten nicht minder auf ihn und glaubten, durch seinen Beitritt werde gewissermaßen die Gerechtigkeit ihrer Sache bestätigt. Seine Freunde, die sich unter denselben befanden, suchten ihn daher zur Theilnahme zu bereden und tadelten ihn, daß er sich von dem Tyrannen durch Gunstbezeugungen verweichlichen ließe, die er ihm nicht aus Wohlwollen erweise oder um sein Verdienst zu ehren, sondern um seine Kraft zu entnerven. Nicht minder wurde er durch mancherlei mündliche und schriftliche Aufforderungen der Bürger zum Beitritt angetrieben. An der Bildsäule seines Ahnherrn Brutus, der die Königsherrschaft gestürzt hatte, las man: „O daß jetzt ein Brutus lebte!“ Seinen Richterstuhl fand er täglich voll Aufschriften der Art: „Brutus, schläfst du?“ — „Nicht bist du wirklich Brutus!“ — Cassius insbesondere ließ es sich angelegen sein, ihn zu gewinnen. Gegen den ersten März fragte er ihn, ob er an diesem Tage in den Senat zu kommen gesonnen sei, da, wie er höre, Cäsars Freunde auf seine Königswürde antragen würden. Brutus erwiederte, er werde nicht kommen. Wie aber, fuhr Cassius fort, wenn sie uns rufen? — „Dann, sprach

Brutus, kommt es mir zu, nicht zu schweigen, sondern abzuwehren, was droht.“ Ermuntert hierdurch rief Cassius: „Brutus, meinst du, daß Weber und Krämer deinen Richtstuhl beschreiben und nicht die angesehensten Männer? Diese sind Alles für dich zu leiden bereit, wenn du dich zeigst, wie sie es hoffen und erwarten.“ Da erst sagte Brutus seine Theilnahme zu.

Seit dem theilten die Verschworenen auch anderen angesehenen Männern, die nicht zu ihren Freunden gehörten, den Plan mit und nahmen sie in den Bund auf; besonders solche, die durch Kühnheit und Entschlossenheit bekannt waren; und dabei wirkte des Brutus Ansehen am meisten, dieselben zu gewinnen. Doch verbanden sie sich nicht durch einen Eid, sondern auch ohne dieß hielten sie fest zusammen und harrten aus und schwiegen.

Brutus, auf den jetzt die ersten Männer Roms als auf ihr Haupt hinsahen, und der die ganze Größe der Gefahr überschaute, behielt zwar auswärts den Schein unerschütterter Ruhe; zu Hause aber und des Nachts war er nicht mehr derselbe Mann. Oft weckte ihn die Sorge aus dem Schlaf, oft war er ganz in Gedanken vertieft und seine Gattin Porcia erkannte aus seiner ungewöhnlichen Unruhe, daß er irgend einen schwierigen Entwurf in seinem Inneren erwäge. Porcia, eine Tochter Catos, der als Gegner Cäsars zu Utica sich selbst entleibte, war eine Frau von Geist und Einsicht, wie von hohem Muthe und voll treuer Liebe zu ihrem Manne. Sie wagte denselben nicht eher um sein Geheimniß zu befragen, bis sie folgende Probe mit sich selbst gemacht hatte. Mit einem Messer machte sie sich eine tiefe Wunde in die Hüfte, daß heftige Schmerzen und Fieber erfolgten. Als nun Brutus ängstlich besorgt war, sprach sie also zu ihm: „Brutus, ich folgte dir in dein Haus, um Freud und Leid mit dir zu theilen: wie kann ich dir aber Liebe und Anhänglichkeit beweisen, wenn ich dir nicht geheime Leiden und Sorgen, die treue Ver-

schwiegenheit verlangen, darf tragen helfen? Ich weiß, die weibliche Natur scheint unfähig, ein Geheimniß zu ertragen; aber gute Erziehung und trefflicher Umgang vermögen viel über den Charakter. Ich bin Catos Tochter und Brutus Gattin, und zudem habe ich mich geprüft, daß ich auch dem Schmerze Trotz bieten kann." Mit diesen Worten zeigte sie ihm die Wunde und erzählte den Versuch. Da erhob Brutus voll Staunen die Hände und flehte die Götter an, daß sie ihm verleihen möchten, durch glückliche Vollendung seines Planes der Porcia würdig zu erscheinen.

Es wurde nun beschlossen, am funfzehenten März in voller Senatssitzung zu Werke zu schreiten: denn da dachten sie, ohne Verdacht zu erregen, sich alle zusammen einfinden zu können und hofften an den edelsten und ersten Männern, welche der That beiwohnten, Vertheidiger der Freiheit zu finden. Als der Tag erschienen war, begaben sie sich schon frühe in den Versammlungssaal, eine Säulenhalle, die mit des Pompejus Bildsäule geschmückt war. Brutus und Cassius, welche Prätoren waren, hielten, bevor Cäsar erschien, vor der Halle Gericht, hörten ruhig an, die vor ihnen stritten und sprachen Urtheile mit aller Aufmerksamkeit und Einsicht: so unerschütterlich war ihr Gemüth in der Nähe solcher Gefahr, die Niemand, der nicht eingeweiht war, hätte ahnen können. Indeß ereignete sich Verschiedenes, was sie beunruhigen konnte. Cäsar blieb aus, wiewohl es schon hoch am Tage war, zurückgehalten von seiner Frau, die durch ängstliche Träume und ungünstige Opfer geschreckt war, und von Wahrsagern, die ihm abriethen, auszugehen. Schon wollte er den Antonius abschicken, um den Senat zu entlassen. Aber Decimus Brutus, einer der Verschworenen, der zu seinen Vertrauten gehörte, wußte ihn zu bereden, daß er nicht einen solchen Schein des Uebermuths möge auf sich laden. Darauf ließ er sich in einer Sänfte hintragen,

willens, nichts Wichtiges vorzunehmen. Noch vor seiner Ankunft trat Jemand zu dem Verschworenen Casca, ergriff seine Rechte und sprach: „Du hast zwar das Geheimniß vor uns verschwiegen, Brutus aber hat mir Alles entdeckt.“ Casca war betroffen, doch jener fuhr lachend fort: „Woher denn bist du auf einmal so reich geworden, daß du nach der Aedilenwürde strebst?“ So nahe war Casca daran, durch eine Zweideutigkeit getäuscht, das Geheimniß zu verrathen. — Den Brutus selbst aber und den Cassius begrüßte ein Senator, Popilius Länas, viel freundlicher als sonst, und sagte ihnen leise ins Ohr: „Ich wünsche von Herzen, daß ihr glücklich vollenden möget, was ihr im Sinne habt; nur rathe ich euch, nicht zu zögern, denn die Sache ist kein Geheimniß mehr.“ Indem wurde dem Brutus gemeldet, seine Frau sterbe. Denn Porcia, in der gespanntesten ängstlichen Erwartung, war, unvermögend die äußerste Unruhe länger zu ertragen, in Ohnmacht gesunken. Brutus wurde zwar heftig durch diese Nachricht erschüttert, doch verließ er die gemeine Sache nicht über der Sorge für die Familie.

Endlich erschien Cäsar. Wie er aus der Sänfte trat, näherte sich ihm Popilius Länas und sprach geraume Zeit mit ihm, wobei er aufmerksam zuhörte. Die Verschworenen, die nicht anders dachten, als Popilius entdecke ihren Plan, ließen schon den Muth sinken, sahen einander an und erklärten sich einander durch Mienen, daß man nicht warten dürfe, bis sie ergriffen würden, sondern augenblicklich ihn überfallen müsse. Schon griffen einige nach den Dolchen, die sie unter den Mänteln verborgen hatten, als Brutus, der bemerkte, daß Länas dringend um Etwas bat, und ihre Besorgniß ungegründet war, durch ein heiteres Gesicht ihr Vertrauen wieder hob. Darauf küßte jener Cäsars Hand und ging weg.

Nachdem der Senat in den Versammlungssaal getreten war,

stellten sich die Verschworenen um Cäsars Sessel herum, als wollten sie ihm Etwas vortragen. Trebonius zog den Antonius, der Cäsars Mitconsul und Vertrauter war, an der Thüre bei Seite und verweilte ihn durch ein Gespräch. Wie Cäsar hereintrat, stand der ganze Senat auf. Sobald er sich aber gesetzt hatte, drängten sich die Verschworenen um ihn und Tullius Cimber trat vor, für seinen verbannten Bruder zu bitten: die andern alle unterstützten seine Bitte, ergriffen Cäsars Hände und küßten ihm Brust und Haupt. Anfänglich wies er die Bitten zurück, dann, als sie nicht nachließen, stand er mit Gewalt gegen sie auf; da riß ihm Tullius mit beiden Händen den Mantel von der Schulter und Casca, der gerade hinter ihm stand, versetzte ihm mit dem Dolch einen Stich in die Schulter. Cäsar faßte gleich den Griff mit der Hand und rief ihn an: „Verruchter Casca, was beginnst du?" Jetzt drangen die Andern von allen Seiten auf ihn ein: er blickte umher, wie er die Andringenden abwehren könnte, bis er sah, daß auch Brutus den Dolch gegen ihn zückte. Da ließ er die Hand des Casca, die er noch festhielt, fahren, und sein Haupt in die Toga gehüllt, gab er den Leib ihren Stichen hin. Nun fielen die Verschworenen im Gedränge über ihn her so hastig, daß sie sich einander selbst verwundeten und alle mit Blut bespritzt wurden.

Darauf trat Brutus unter die Versammlung und wollte reden, um den Senat zurückzuhalten; aber alle flohen in größter Bestürzung und Unordnung davon. Es war beschlossen worden, keinen andern zu tödten, sondern alle zur Freiheit aufzurufen. Die Meisten zwar waren der Meinung gewesen, daß auch Antonius fallen solle; denn er war ein herrschsüchtiger und übermüthiger Mann, dabei beliebt beim Heere und als Consul von großem Gewicht beim Volke. Brutus aber hatte sich widersetzt, indem er hoffte, er würde sich nach Cäsars Tode an ihre Sache anschließen.

So ward er durch diesen gerettet; damals aber im ersten Schrecken entfloh er in gemeiner Kleidung. — Jetzt zogen Brutus und seine Freunde mit blutbefleckten Händen und entblößten Dolchen auf das Capitolium und riefen die Bürger zur Freiheit auf. Zuerst entstand große Verwirrung und Bestürzung in der Stadt und ängstliches Schreien und Hin- und Herlaufen. Da aber kein Mord weiter, noch Plünderung erfolgte, faßte man wieder Muth, es kamen die Senatoren und viele Bürger aufs Capitolium, und vor der versammelten Menge sprach Brutus eine angemessene Rede, die das Volk gewinnen konnte. Als man ihm Beifall gab und die Männer einlud, herabzukommen auf den Markt, kamen sie voll Vertrauen, und Brutus sprach von der Rednerbühne zum Volk, das ihm in Ordnung und Ruhe zuhörte. Als aber nach ihm Cinna auftrat, den Cäsar anzuklagen, äußerte es Zorn und Unwillen, so daß sich jene wieder aufs Capitolium zurückzogen. Am folgenden Tage ward der Senat versammelt, Antonius und Cicero ermahnten zur Eintracht und Versöhnung. Die Versammlung stimmte ihnen bei, man berief die Verschworenen vom Capitolium und vereinigte sich in freundlicher Begrüßung und gegenseitiger Bewirthung.

22.

Die Schlacht bei Philippi.

(V. Chr. 42.)

Während Cäsar Octavianus, der als Rächer seines Großoheims Julius Cäsar aufgetreten war, in Verbindung mit Antonius und Lepidus durch Aechtungen, Mord und Plünderung Italien zum Schauplatz unsäglichen Elends machte, rückten Brutus und Cassius an der Spitze der entronnenen Republikaner mit den in Asien gesammelten Streitkräften heran und trafen in Macedonien mit dem Heere ihrer Gegner zusammen. Unweit der Stadt Philippi ist eine ausgedehnte Ebene, zu einer Schlacht trefflich geeignet, südlich vom Meere und Sümpfen begränzt, nördlich von Gebirgen und unwegsamen Wäldern, nach Osten verengt bis zu einem Raum von acht Stadien zwischen zwei Hügeln. Auf dieser bezogen Brutus und Cassius ein sehr vortheilhaftes Lager, so daß sie im Rücken die Stadt Philippi hatten und nicht weit davon das Meer, das, von ihrer Flotte beherrscht, ihnen genügende Zufuhr gewährte. Den Raum zwischen den beiden Lagern und die kurze Strecke südlich bis zu den Sümpfen am Meere verwahrten sie mit einer Mauer. Ihnen gegenüber in der Ebene lagerte zuerst Antonius, der, während Cäsar noch krank in Dyrrhachium zurückblieb, in größter Schnelligkeit vorangerückt war. Zehen Tage später langte auch Cäsar an, noch unwohl, doch soweit hergestellt, daß er in einer Sänfte sich durch die Reihen des Heeres tragen lassen konnte. Dieser lagerte dem Brutus, wie Antonius dem Cassius gegenüber. Die gegen einander stehenden Heere waren die zahlreichsten und glänzendsten, welche bis dahin die Rö-

mer aufstellten, auf Seiten der Republikaner schwächer an Zahl, aber weit prächtiger ausgerüstet, denn die meisten Rüstungen bestanden aus Gold und Silber.

Cassius war nicht geneigt, es jetzt zu einer entscheidenden Schlacht kommen zu lassen, sondern wünschte bei ihrer vortheilhaften Stellung die Feinde durch Mangel aufzureiben; denn ihre Zufuhr war ihnen weder sicher, noch für die Dauer genügend. Brutus aber wünschte bereits vorher, durch die schnellste Entscheidung die Freiheit dem Vaterland wieder zu gewinnen oder die durch Dienste und Leistungen gedrückten Völker von diesen Drangsalen zu befreien; und damals war sein Muth noch gesteigert, da seine Reiter in den Vorgefechten glücklich waren. Als nun Einige zu den Feinden übergingen und Andere Verdacht erregten, so stimmten im Kriegsrath die meisten Freunde des Cassius dem Brutus bei und es wurde beschlossen, den folgenden Tag zu schlagen. Brutus war diesen Abend voll froher Hoffnung, Cassius aber still und in sich gekehrt mit wenigen Freunden zusammen. Einen derselben, Messala, faßte er heftig bei der Hand und sprach: „Ich nehme dich zu Zeugen, daß es mir ergeht, wie dem großen Pompejus, da ich gezwungen werde, das Wohl des Vaterlandes in Einer Schlacht aufs Spiel zu setzen.“

Bei Anbruch des folgenden Tages, während im Lager des Brutus und Cassius als Zeichen der Schlacht ein purpurner Mantel ausgehängt war, kamen beide in dem Raum zwischen ihren Lagern zusammen. Cassius sprach zuerst: „Gebe Gott, mein Brutus, daß wir siegen und noch ferner glücklich zusammen leben. Sollte aber die Schlacht wider unsre Erwartung sich entscheiden, sage mir, was denkst du über Flucht und Tod?“ Brutus antwortete: „Als ich jung war und unerfahren mit dem Gang der Dinge, tadelte ich den Cato, daß er sich selbst getödtet, als sei es unmännlich, dem Schicksal auszuweichen. Jetzt bin ich nach mehr

cherlei Erfahrungen anderes Sinnes. Wenn uns Gott heute keinen günstigen Erfolg verleiht, so will ich nicht neue Hoffnungen erproben, sondern ich werde von hinnen gehen, zufrieden mit dem Schicksal, daß ich, seit ich an dem Todestage Cäsars mein Leben dem Vaterland geweiht, ein neues Leben in Freiheit und Ruhm verlebte." Lächelnd umarmte ihn darauf Cassius und sprach: „mit diesem Gedanken wollen wir gegen die Feinde gehen! entweder werden wir siegen oder die Sieger nicht fürchten." Brutus bat sodann den Cassius, ihm die Führung des rechten Flügels zu überlassen und derselbe gewährte ihm nicht nur dieß, sondern theilte ihm auch die streitbarsten Legionen unter Messala zu. Darauf führte er gleich die Truppen gegen den Feind.

Die Soldaten des Antonius waren gerade beschäftigt, von den Sümpfen, um welche sie lagerten, Gräben in die Ebene zu ziehen, um den Cassius vom Meer abzuschneiden. Indeß blieb im Lager Cäsars, der selbst wegen Unpäßlichkeit nicht zugegen war, noch Alles ruhig, da man gar kein Treffen erwartete, sondern meinte, die Feinde machten nur einen Ausfall auf die begonnenen Werke, um sie daran zu stören. Indem sie also nicht darauf achteten, daß dieselben in Schlachtordnung vor ihnen aufgestellt wären, befremdete sie das laute und verwirrte Geschrei von den Gräben her. Indessen schickte Brutus Täfelchen, worauf die Losung geschrieben war, zu den Heerführern herum, ritt selbst an den Reihen hin und ermunterte die Soldaten zur Tapferkeit. Allein nur wenige hörten noch das Losungswort, die meisten stürzten, ohne es abzuwarten, mit lautem Feldgeschrei auf den Feind. Durch diesen unordentlichen Angriff wurden die Legionen von einander getrennt: die des Messala zuerst, dann die zunächst stehenden zogen an Cäsars linkem Flügel vorüber, berührten nur ein wenig die äußersten Linien, überflügelten sie aber und drangen zuletzt ins Lager ein. Cäsar selbst hatte sich erst kurz vorher auf

den Rath seines Arztes entfernt: seine leere Sänfte wurde mit Speeren und Pfeilen durchbohrt, so daß man ihn für todt hielt. Nun folgte ein großes Blutbad im Lager: zweitausend Lacedämonier, die kürzlich erst angekommen waren, wurden sämmtlich niedergehauen. Die übrigen Truppen, welche Cäsars Flügel nicht umgingen, sondern von vorn den Angriff thaten, trieben die bestürzten Feinde mit leichter Mühe in die Flucht, hieben im Gefecht drei Legionen zusammen und drangen in der Hitze des Sieges, Brutus selbst an ihrer Spitze, mit den Fliehenden zugleich in das Lager ein. Was aber die Siegenden nicht bemerkten, zeigte den Besiegten die Gelegenheit. Denn sie warfen sich nun auf die entblößte und abgerissene Seite der feindlichen Schlachtordnung, wo sich der rechte Flügel beim Nachsetzen getrennt hatte. Den Mittelpunkt konnten sie zwar nicht zum Weichen bringen, aber den linken Flügel des Cassius, der in Unordnung war und von dem Vorgefallenen Nichts wußte, schlugen sie in die Flucht und verfolgten ihn bis ins Lager, wo sie plünderten, ohne daß einer der beiden Feldherrn dabei zugegen war. Denn Antonius war, wie man sagt, gleich dem ersten Angriff ausgewichen und hatte sich in die Sümpfe zurückgezogen und Cäsar war nirgends zu finden. Jetzt war auch im Mittelpunkt der Angriff des Feindes mit großem Blutvergießen zurückgeschlagen, und Brutus glaubte überall zu siegen, sowie Cassius besiegt zu sein. Und dieser Umstand war es auch einzig, der ihnen Verderben brachte, daß Brutus dem Cassius in der Meinung, daß auch er siege, nicht zu Hülfe kam, Cassius aber den Brutus, weil er ihn auch für geschlagen hielt, nicht erwartete.

Als Brutus von Cäsars Lager, nachdem er es ganz ausgeplündert hatte, wieder abzog, befremdete es ihn, das Feldherrnzelt des Cassius, das hoch gelegen sonst rings sichtbar war, nicht zu sehen, noch das Uebrige an seinem Platze; denn die Feinde hatten

gleich beim Eindringen Alles nieder griffen. Einige, die ein schärferes Gesicht hatten, glaubten viel glänzende Helme und silberne Schilde zu unterscheiden, die sich hin- und herbewegten, gar nicht als wenn es die zurückgelassene Bedeckung des Lagers wäre. Dieß erst brachte den Brutus auf die Vermuthung, daß dem Cassius ein Unfall müsse begegnet sein. Er rief seine Truppen vom Nachsetzen zurück, ließ eine Bedeckung im feindlichen Lager, die Uebrigen führte er dem Cassius zu Hülfe.

Diesem war es indessen so ergangen. Gleich den ersten Angriff der Truppen des Brutus sah er nicht gern, weil er ohne Befehl und Losung geschah; noch weniger gefiel es ihm, daß sie als Sieger sich gleich dem Plündern überließen und darüber verabsäumten, den Feind zu umgehen und ihm in den Rücken zu fallen. Während er nun noch, anstatt mit rascher Entschlossenheit zu Werke zu gehen, zauderte und bedenklich nachsann, ward er von dem rechten Flügel der Feinde auf allen Seiten angegriffen. Die Reiterei riß sich sogleich los und floh nach dem Meere zu: auch das Fußvolk sah er schon weichen. Auf alle Weise bemühete er sich, sie zurückzuhalten und ihnen Muth einzusprechen: einem Fahnenträger, der die Flucht ergriff, riß er die Fahne aus der Hand und steckte sie vor seinen Füßen in den Boden: vergebens; selbst seine Leibwache hielt nicht mehr Stand. So sah er sich denn gezwungen, mit schwacher Begleitung sich auf einen Hügel zurückzuziehen, der die Aussicht auf die Ebene hatte. Er selbst sah bei seinem schwachen Gesicht nicht weiter, als daß sein Lager geplündert wurde; seine Begleiter jedoch sahen einen Haufen Reiter, welcher heransprengte. Diese hatte Brutus abgeschickt. Cassius aber, der vermuthete, es seien Feinde, die ihm nachsetzten, schickte den Titinnius, einen seiner Freunde ab, genauer zu sehen. Wie dieser den Reitern nahe kam und sie einen Freund und Getreuen des Cassius in ihm erkannten, umringten sie ihn

mit lautem Jubel, sprangen von den Pferden, grüßten und bewillkommten ihn mit übermäßiger Freude. Dieses Uebermaß veranlaßte ein großes Unglück. Denn Cassius glaubte, Titinnius sei den Feinden in die Hände gefallen; und mit den Worten: „aus Liebe zum Leben haben wir einen Freund hingeopfert," zog er sich in ein leeres Zelt zurück und ließ sich von seinem Freigelassenen tödten. Gleich darauf erschienen die Reiter, und Titinnius, von ihnen bekränzt, eilte zu Cassius. Wie er aber dessen Schicksal erfuhr, zog er das Schwert und mit den bittersten Vorwürfen über sein Zögern durchbohrte er sich selbst.

Auf die Nachricht von des Cassius Niederlage eilte Brutus sogleich herbei. Erst nahe dem Lager erfuhr er seinen Tod, weinte über seinem Leichnam und sandte ihn nach Thasus zur Bestattung, um im Lager dadurch keine Unruhe zu veranlassen. Darauf versammelte er die Soldaten, tröstete sie und versprach jedem durch ein ansehnliches Geschenk den Verlust seiner Habe zu ersetzen. Dadurch wurden sie wieder ermuthigt und priesen ihn als den einzigen der vier Feldherrn, der unbesiegt geblieben. Und in der That war seine Hoffnung auf den Sieg nicht unbegründet gewesen; denn mit wenigen Legionen hatte er die ganze ihm entgegen gestellte Macht geworfen, und wäre nicht der größte Theil seiner Truppen neben dem Feinde hin über die Beute hergefallen, so hätte er allem Anschein nach den völligen Sieg davon getragen. Der Verlust seines Heeres belief sich auf achttausend Mann, mit Einschluß der mitkämpfenden Sklaven; auf Seiten der Feinde zählte man mehr als zweimal so viel Todte. Daher waren auch diese weit muthloser, bis am Abend dem Antonius Schwert und Mantel des Cassius überbracht wurden. Dadurch bekamen sie wieder solchen Muth, daß sie mit Tagesanbruch zur Schlacht gerüstet von Neuem ausrückten. Brutus ließ auch seine Leute unter die Waffen treten, zog jedoch vor, eine Schlacht zu vermeiden.

Denn das eine Lager war voller Gefangene, die gehütet werden mußten; des Cassius Truppen aber, als besiegte neidisch auf seine siegreichen Truppen, waren schwierig zu behandeln, im Lager trotzig, gegen die Feinde aber verzagt.

Cäsar und Antonius indessen befanden sich in keiner besseren Lage. Sie hatten nur nothdürftig Lebensmittel und ihre Stellung neben den Sümpfen in der tiefliegenden Gegend war äußerst mißlich, zumal da häufige Herbstregen fielen und schon der Frost sich einstellte. Dazu kam noch die Nachricht, daß ihre Flotte, die mit ansehnlicher Verstärkung von Italien kam, von der feindlichen war gänzlich vernichtet worden. Um so mehr eilten sie, eine entscheidende Schlacht zu liefern, bevor Brutus die Nachricht von dem glücklichen Ereigniß erhielt. Das Seetreffen war an demselben Tag mit der Landschlacht vorgefallen, aber durch Zufall erfuhr Brutus innerhalb zwanzig Tagen von diesem Sieg nicht das geringste. Sonst hätte er sich gewiß nicht in eine zweite Schlacht eingelassen, da er mit allen Bedürfnissen auf lange Zeit versehen war und dabei in einer so vortheilhaften Gegend stand, daß er weder vor dem Winter noch vor feindlichem Angriff besorgt zu sein brauchte. Aber ein Gott, wie es scheint, entzog ihm gewaltsam die Nachricht, so nahe sie ihm war, weil der Römische Staat einer Volksherrschaft nicht mehr empfänglich war und der Monarchie bedurfte.

Als endlich Brutus das Heer in Schlachtordnung dem Feind entgegengeführt hatte, wartete er mit dem Angriff noch eine geraume Zeit. Denn wie er die Reihen in Augenschein nahm, faßte er gegen Manche Verdacht. Wie er darauf einen tapferen und kriegserfahrenen Mann dicht neben ihm zum Feinde übergehen sah, gab er, aus Besorgniß vor noch größerer Untreue und Verrätherei, sogleich das Zeichen und drang auf die Feinde ein. Auf seinem Flügel siegte er und brachte den linken Flügel der Feinde

zum Weichen: auch unterstützten ihn die Reiter kräftig und drangen mit ihm ein, wo die Verwirrung herrschte. Allein der andere Flügel, den die Anführer, um nicht eingeschlossen zu werden, zu sehr ausdehnten, so daß er in der Mitte zu schwach wurde, widerstand dem Andrang der Feinde nicht, welche ihn durchbrachen und dem Brutus sogleich in den Rücken fielen. Dieser that nun zwar, um noch den Sieg zu erringen, durch persönliche Tapferkeit sowohl, als durch geschickte Anordnung alles Mögliche, was man von dem Feldherrn und Krieger erwarten kann; aber des Cassius Truppen, voll Furcht noch von der vorigen Niederlage, verbreiteten jetzt Muthlosigkeit und Verwirrung durch den größten Theil des Heeres. Es fielen im Kampf die Edelsten und Tapfersten, darunter Catos Sohn, Marcus, der mit ausgezeichnetem Muth fechtend über einem Haufen erschlagener Feinde zusammensank.

Brutus kam, als es schon finster war, in Begleitung weniger Freunde und Anführer, über einen Bergstrom mit buschigen und steilen Ufern. Jenseits setzte er sich nieder an einem großen Felsen. Einer seiner Freunde schlich sich durch die feindlichen Haufen zurück, um das Lager in Augenschein zu nehmen; er kam auch glücklich an und hob zum Zeichen eine Fackel empor. Da er aber nicht wiederkam — denn auf dem Rückweg fiel er den Feinden in die Hände — forderte Brutus einen und den andern seiner Sclaven auf, ihn zu tödten; da diese aber sich weigerten, setzte er das entblößte Schwert mit dem Griff auf den Boden, stürzte sich darüber und starb. Antonius bestattete seinen Leichnam und sandte die Asche seiner Mutter. Seine Gattin Porcia, erzählt man, habe zu sterben getrachtet, und da ihre Freunde sie daran hinderten und bewachten, habe sie glühende Kohlen verschluckt und dadurch sich den Tod gegeben.

23.

Die Schlacht bei Actium.

(V. Chr. 31.)

Antonius schwelgte in Aegypten bei der Königin Kleopatra auf eine des Römischen Namens ganz unwürdige Weise, verschenkte Provinzen des Reiches an ihre Söhne und verstieß seine vortreffliche Gemahlin Octavia, welche des Octavianus Schwester war. Durch diese und andere Anklagen bewog Octavianus den Senat, der Kleopatra den Krieg zu erklären und den Antonius seiner Würden und Gewalt zu entsetzen. Beide Gegner boten alle Kräfte auf und rüsteten sich, über den Besitz der Alleinherrschaft den entscheidenden Kampf zu führen. Antonius, Heer über die Länder vom Jonischen Meere bis zum Euphrat, war an Streitmitteln bei weitem überlegen. Seine Flotte bestand aus fünfhundert Kriegsschiffen, darunter viele mit acht und zehn Reihen Ruder und mit der glänzendsten Pracht ausgerüstet: seine Landmacht zählte hunderttausend Mann Fußvolk und zwölftausend Reiter; dazu kamen die Hülfstruppen vieler asiatischen Könige aus Kleinasien, Pontus, Judäa, Arabien; selbst der König von Medien hatte Hülfsvölker gesendet. Octavianus hatte zweihundert und funfzig Kriegsschiffe, achtzigtausend Mann Fußvolk und die gleiche Zahl Reiter. Diese gesammten Streitkräfte, die Landheere sowohl, als die Flotten standen beim Vorgebirg Actium am Eingang in den Ambracischen Busen, nördlich Octavianus, südlich Antonius. Des Ersteren Schiffe waren nicht so hoch und prächtig, als die des Letzteren, aber gewandter und gut bemannt; dazu kam die größere Uebung, die Octavianus im Seekrieg hatte. Des Antonius Flotte, wenn auch doppelt so stark an Zahl der Schiffe, war

schlecht und ungenügend bemannt, die ohnehin schwerfälligeren Fahrzeuge wurden daher schlecht gelenkt und selbst Antonius, soviel Erfahrung er im Landkrieg hatte, verstand sich wenig auf den Kampf zur See. Wiewohl er dieß einsah, da es sich gleich bei den ersten Bewegungen der Flotte kund gab und der Anführer seines Landheeres ihm den Rath gab, es zu keiner Seeschlacht kommen zu lassen, sondern durch die Landheere den Krieg zu entscheiden: dennoch ließ er sich durch Kleopatra umstimmen. Diese dachte nämlich schon zum Voraus auf die Flucht und nahm bei ihren Anstalten mehr Rücksicht darauf, wie sie am leichtesten entkommen, als wie sie Etwas zum Siege beitragen möchte. Als er nun zur Seeschlacht entschlossen war, bemannte er seine größten und besten Schiffe von drei bis zehen Ruderreihen mit zwanzigtausend Mann schweren Fußvolks und zweitausend Bogenschützen. Da soll ein Hauptmann vom Fußvolk, der schon in vielen Schlachten für Antonius gekämpft hatte und ganz mit Narben bedeckt war, als dieser eben vorbei ging, laut geweint und gesagt haben: „Ach, Feldherr, warum verzweifelst du an diesen Wunden, an diesem Degen, daß du auf schlechtes Holz deine Hoffnung gründest? Aegyptier und Phönizier mögen zur See fechten, uns aber gib das Land, wo wir gewohnt sind, festen Fußes zu streiten.“ Antonius, der selbst nicht die besten Hoffnungen hatte, antwortete nichts, sondern winkte ihm nur mit der Hand, gutes Muthes zu sein. Den Steuerleuten aber befahl er, die Segel mit auf die Schiffe zu nehmen, unter dem Vorwand, daß keiner der Feinde entkäme.

Nach mehreren Tagen, als der Wind sich gelegt hatte und die bisher stürmische See ruhig geworden war, segelten die Flotten gegeneinander. Antonius und Publicola führten den rechten Flügel an, Cölius den linken. Octavianus übergab seinen linken Flügel dem Agrippa, für sich behielt er den rechten. Die Land-

macht war auf beiden Seiten längs der Küste in Schlachtordnung aufgestellt. Antonius fuhr auf einem leichten Schiffe überall umher und ermahnte die Soldaten, bei der Schwere der Schiffe, ebenso wie zu Lande, festen Fußes zu streiten; den Steuerleuten aber befahl er an, sie sollten mit ihren Schiffen, als wenn sie vor Anker lägen, den Anlauf der Feinde ohne die geringste Bewegung aushalten und sich besonders vor den gefährlichen Stellen an der Mündung des Busens in Acht nehmen. Nachdem Octavianus die ganze Schlachtordnung in Augenschein genommen hatte, begab er sich auf den rechten Flügel und sah mit Verwunderung, daß die Feinde in der Enge unbeweglich standen. In der Meinung, sie lägen vor Anker, wie es ganz das Ansehen hatte, hielt er geraume Zeit seine Schiffe zurück. Endlich um Mittag, als sich ein Seewind erhob, wurden des Antonius Truppen des Zögerns überdrüßig und setzten sich, im Vertrauen auf die Höhe und Größe ihrer Schiffe, die vor jedem Angriff sicher zu sein schienen, mit dem linken Flügel in Bewegung. Wie Octavianus dieß sah, war er sehr froh und ließ seinen rechten Flügel rückwärts rudern, in der Absicht, die Feinde noch weiter aus dem engen Eingang des Busens herauszulocken, dann um sie herum zu fahren und mit seinen leichten Fahrzeugen die langsamen und unbehülflichen Schiffe anzugreifen.

So begann denn endlich der Kampf, aber ohne daß die Schiffe gegen einander anrannten oder sich gegenseitig zu zerstoßen suchten. Denn die des Antonius konnten ihrer Schwere wegen keinen Anlauf nehmen, der den Stößen der Schnäbel erst Nachdruck gibt; und die des Octavianus hüteten sich, nicht nur gegen die Vordertheile der feindlichen Schiffe, die mit starken und scharfen Schnäbeln von Erz versehen waren, anzurennen, sondern getrauten sich auch nicht einmal, ihre Stöße an den Seiten anzubringen, weil die Schnäbel leicht zerbrachen, wenn sie gegen den

Bauch stießen, der aus starken, durch eiserne Klammern verbundenen Balken erbaut war. Daher sah dieser Kampf fast der Bestürmung einer Mauer gleich. Denn drei oder vier von Octavianus Schiffen lagen immer zugleich um Eins von denen des Antonius und bedienten sich im Streit der Schilde, Spieße, Haken und Feuergeschoße; des Antonius Soldaten hingegen schossen mit Katapulten von hölzernen Thürmen herab.

Da jetzt Agrippa den linken Flügel immer mehr ausdehnte, um die Feinde einzuschließen, so sah Publicola sich genöthigt, ebenfalls gegen ihn auszurücken, trennte sich aber darüber vom Mittelpunkt der Schlachtordnung, welcher dadurch in Verwirrung gerieth und zugleich auch von dem Feind angegriffen wurde. Indeß dauerte der Kampf noch von beiden Seiten ohne Entscheidung fort, als man plötzlich die sechzig Schiffe der Kleopatra die Segel aufziehen und mitten durch die Streitenden davon fliehen sah. Kaum sah dieß Antonius, als er, wie ohne Besinnung, selbst die, welche für ihn stritten und starben, verrieth und im Stich ließ, indem er nur in Gesellschaft einiger Vertrauten der Frau nacheilte, die ihn ins Verderben stürzte. Die Flotte leistete jedoch noch lange Widerstand und kämpfte bis um vier Uhr Nachmittags, wiewohl sie einen äußerst harten Stand hatte. Ihr Verlust betrug an fünftausend Todte; von den Schiffen wurden dreihundert erobert. Das Landheer zeigte sich sehr treu und ergeben, harrte seiner noch sieben Tage und wies alle Anträge des Octavianus ab. Endlich, da auch der Feldherr Canidius bei Nacht entwich und sich so dasselbe von den Anführern verrathen sah, ergab es sich doch an den Sieger.

24.

Niederlage des Quintilius Varus.

(Nach Chr. 9.)

Die Römer hatten in Germanien einige, nicht gar ausgedehnte Strecken Landes erobert, nahmen darin ihre Winterquartiere, legten neue Städte an und suchten die rohen Eingebornen allmählich an Römische Sitten zu gewöhnen. Die Germanen verläugneten zwar keineswegs ihrer Väter Sitten, ihre Landesgebräuche, ihr Freiheitsgefühl und ihren Waffentrotz; doch hatten sie in friedlichem Umgang durch Handel und Verkehr unvermerkt sich in die neue Lebensart gefunden. Als aber Quintilius Varus, ein übermüthiger und hochfahrender Mann, Statthalter in der Germanischen Provinz ward und mit raschem Eifer sie zu Römern umbilden wollte, ja Tribut von ihnen erpreßte und sie überhaupt als Sclaven behandelte; da fingen sie an schwierig zu werden. Nicht nur die Häuptlinge suchten ihre frühere Gewalt wieder zu gewinnen, sondern auch das Volk fand die althergebrachte Weise annehmlicher, als die fremde Knechtschaft. Sich offen zu empören durfte man freilich nicht wagen, da die Macht der Römer besonders am Rhein hin zu stark war; man suchte daher den Varus durch verstellte Ergebenheit landeinwärts bis an die Weser ins Land der Cherusker zu locken und durch freundliches Benehmen in dem Wahn zu bestärken, auch ohne Waffengewalt füge man sich seinem Befehl. Die List gelang. Varus ward ganz sicher, hielt seine Truppen nicht, wie es in Feindesland erforderlich war, zusammen, sondern versendete sie auf den Rath der Germanischen Häuptlinge, welchen er vertraute, bald gegen Nachbarvölker, bald gegen Räuber, um die Zufuhr zu sichern, bald hier bald dorthin. Die angesehensten dieser Häuptlinge waren Arminius und Se-

gimer. Sie begleiteten den Varus überall und besaßen sein Vertrauen in solchem Grade, daß er nichts weniger als Täuschung ahnte und denjenigen, die ihm Vorsicht anriethen, unzeitige Besorgniß und Verläumdung Schuld gab.

Nach verabredetem Plane erhoben sich einige entfernt wohnende Völker, theils um den übrigen Veranlassung zu geben, sich besser zu rüsten, theils um den Varus, während er gegen sie anrückte, auf dem Hinzug besser in die Falle zu locken. Der Plan gelang nur zu gut. Arminius und Segimer begleiteten ihn eine Strecke, dann entfernten sie sich unter dem Vorwand, noch weitere Bundestruppen ihm zuzuführen. Nun zogen sie die an bestimmten Orten schon versammelten Truppen an sich, brachten die zur Begleitung erbetenen Römer um, rückten dann, als Varus sich in unwegsamen Wäldern befand, auf ihn selbst los und legten die Maske ab.

Die Lage der Römer war in der That schlimm. Mitten in Gebirgsschluchten, von dichter Waldung umgeben; Schritt vor Schritt die Wege erst zu bahnen; durch Wagen und Lastthiere, Weiber, Kinder und den übrigen Troß der Marsch gehemmt; der Regen in Strömen, der Sturm sausend, krachende Aeste und stürzende Bäume; der Boden schlüpfrig, jeder Schritt gefährlich, überall Verwirrung. Da stürzen plötzlich als Feinde die Germanen von allen Seiten heran, von den Höhen herab, durch dichtes Gehölz; aller Wege kundig umflügeln sie rings. Anfangs schießen sie nur von weitem; dann, als sich Niemand wehrt, dringen sie näher ein. Die Glieder zu schließen und Reihen zu ordnen, war nicht möglich: Wagen, Wehrlose und Bewaffnete, Alles war durcheinander: selbst an Zahl war der von allen Seiten zuströmende Feind überlegen. So erlitten die Römer großen Verlust, ohne ihn abwehren oder rächen zu können. Vor Allem suchen sie einen schicklichen Platz zu gewinnen, wo sich ein Lager schlagen

ließ und verbrennen die Wagen und anderes entbehrliche Geräthe oder geben es preis.

Den folgenden Tag setzen sie den Zug in besserer Ordnung fort, doch nicht ohne Verlust und sind so glücklich einen offenen Ort zu gewinnen. Dann brachen sie wieder auf, geriethen von Neuem in Waldung und wehrten sich zwar muthig, aber mit beständigem Verlust. Wenn sie in dicht geschlossenen Gliedern gegen die Feinde ausfallen wollen, werden sie entweder durch sich selbst oder durch die Waldung behindert. Mit anbrechendem Tag brechen sie weiter auf, aber Sturm und Regen überfällt sie von Neuem und läßt sie weder vorwärts dringen, noch da, wo sie standen, festen Fuß fassen; selbst die Waffen, ganz durchnäßt, versagen den Dienst. Die Feinde dagegen, meist leicht bewaffnet, greifen an und ziehen sich zurück, wie es ihnen beliebt. Zudem wächst ihre Anzahl stündlich. Um so leichter ward es ihnen, die mehr und mehr zusammengeschmolzenen Römer zu umringen und niederzuhauen. Varus und die übrigen Heerführer stürzen sich, um nicht lebendig den Feinden in die Hände zu fallen, in ihr eignes Schwert. Sobald dieß kund ward, verlor auch jeder Andere den Muth: die einen folgten dem Beispiel des Feldherrn, die andern warfen die Waffen weg und ließen sich niedermachen. Fliehen konnte keiner, wer es auch versuchte. Ohne Widerstand ward Roß und Mann niedergestoßen, und Alle wären auf der Stelle geblieben oder in Gefangenschaft gerathen, wären nicht die Barbaren zu gierig über die Beute gefallen. Nur dadurch entkamen noch manche der Tapferen.

Als Augustus die Kunde von dieser Niederlage erhielt, zerriß er, so erzählt man, sein Gewand vor Schmerz. Größer noch war seine Besorgniß, nicht nur Germanien und Gallien ganz zu verlieren, sondern vor einem Einfall der Barbaren nach Italien und Rom. Von den dienstfähigen Römern wollte Niemand in Kriegs-

dienst treten, so daß Augustus nur durch die strengsten Strafen die Aushebungen zu Stande brachte und durch Veteranen und Freigelassene die Heere ergänzen mußte. Mit einem solchen Heere brach Tiberius eiligst nach Germanien auf. Aber die Germanen hatten nicht daran gedacht, über den Rhein zu gehen.

25.

Des Germanicus erster Feldzug wider Arminius.

(N. Chr. 15.)

Germanicus, des Kaisers Tiberius Neffe, stand an der Spitze der Römischen Legionen am Rhein. Zu ihm kamen Gesandte von Segestes, um Hülfe zu bitten gegen seinen Eidam Arminius, der ihn mit großer Macht belagerte. Arminius hatte die Germanischen Völker gegen Varus aufgeregt, Segestes aber keinen Theil an der allgemeinen Bewegung genommen, den Varus sogar vor Empörung gewarnt und aufgefordert, ihn und Arminius nebst den übrigen Häuptern zu fesseln. Dazu kam Familienzwist; denn Arminius hatte seine Tochter Thusnelda gewaltsam entführt. Damals war sie gefangen bei ihrem Vater, ihr Gatte im Begriff, sie zu befreien. Germanicus kam dem Segestes zu Hülfe, befreite ihn und führte Thusnelda als Gefangene mit, die mehr von des Gatten als des Vaters Geist beseelt, nicht zu Thränen erniedrigt, nicht flehend, sondern stolzen Blickes, die Hände auf der Brust gefaltet, dem Sieger folgte.

Arminius, durch den Raub der Gattin bis zur Wuth entrüstet, flog durch die Gauen der Cherusker, Waffen gegen Segestes,

Waffen gegen Cäsar aufrufend, nicht zwischen Rhein und Elbe die Toga, Ruthen und Beile zu dulden, ihm zu folgen zu Ruhm und Freiheit, zu schützen Vaterland, Eltern und althergebrachte Sitte. Seinem Aufruf folgten die Cherusker nicht allein, auch die angrenzenden Stämme; sein Oheim Inguiomerus, ein Fürst von hohem Ansehen selbst bei den Römern, schloß sich dem Bunde an. Dieß mehrte des Germanicus Furcht; und damit nicht der Krieg mit Einer Masse hereinbräche, sandte er den Legaten Cäcina mit vierzig Römischen Cohorten, um den Feind zu trennen, durch das Gebiet der Bructerer an den Fluß Ems; die Reiterei führte der Präfect Pedo durch das Gebiet der Friesen; er selbst schiffte sich mit vier Legionen ein und gelangte zur See an den genannten Fluß: daselbst trafen Fußvolk, Reiterei und Flotte zusammen. Die Chauken schlossen sich als Bundesgenossen an; die Bructerer, die ihre Wohnungen selbst verbrannten, wurden geschlagen, alles Land zwischen den Flüssen Ems und Lippe ward verheert.

Nicht weit von da ist der Teutoburger Wald, wo, wie es hieß, des Varus und seiner Legionen Gebeine noch unbestattet lagen. Deßhalb wandelt den Germanicus das Verlangen an, den gefallenen Kriegern die letzte Pflicht zu erweisen: mitleidsvolle Rührung hatte das ganze Heer ergriffen. Cäcina wird vorausgesandt, die Schluchten des Waldes zu erspähen, Brücken und Dämme über sumpfiges Moor und trügerische Felder zu legen; dann folgt das übrige Heer und betritt die Trauerstätte, grauenhaft dem Anblick und der Erinnerung. Hier des Varus Lager, von weitem Umfang, für drei Legionen abgesteckt; da, wo sich die schon geschlagenen Ueberreste wieder gesetzt hatten, ein halbverfallener Wall und seichter Graben: mitten auf der Wahlstätte bleichende Gebeine, wie sie flohen, widerstanden, zerstreut oder gehäuft; daneben Bruchstücke von Waffen, Gerippe von Rossen; an

Baumstämmen angenagelte Köpfe; in den nahegelegenen Hainen barbarische Altäre, wo sie die Tribunen und Centurionen ersten Rangs geschlachtet hatten. Die jener Niederlage Entronnenen gaben Bericht: hier seien die Legaten gefallen, dort die Adler erbeutet worden; sie zeigten, wo Varus die erste Wunde erhalten, wo er mit unseliger Hand durch sich selbst den Tod gefunden; von welcher Bühne herab Arminius gesprochen; wie viele Galgen für die Gefangenen, welche Leichengruben; wie er im Uebermuthe Feldzeichen und Adler verhöhnt habe. Also bestattete das anwesende Römerheer, sechs Jahre nach der Niederlage, die Gebeine dreier Legionen, unkundig, ob einer fremde Reste oder die der Seinigen mit Erde bedecke, Alle insgesammt als Verwandte, mit gesteigertem Grimm gegen den Feind, wehmüthig zugleich und erbittert.

Inzwischen folgte Germanicus dem in unwegsame Gegend entweichenden Arminius. Sobald er ihn erreichte, ließ er die Reiterei vorrücken, um das vom Feind besetzte Feld wegzunehmen. Arminius hieß die Seinen sich zusammenschließen und dem Walde nahen, dann wendet er sich plötzlich und gibt den in Schluchten Verborgenen das Zeichen, hervorzubrechen. Der neue Schlachthaufe setzt die Reiterei in Verwirrung, die zu Hülfe abgesendeten Cohorten mehren die Bestürzung. Fast wären sie in einen Sumpf gedrängt worden, der den Siegern bekannt, den Unkundigen gefährlich war, hätte nicht Germanicus die Legionen vorgeführt und aufgestellt. Dieß flößte dem Feinde Schrecken, dem Römischen Heere Zuversicht ein und der Kampf blieb unentschieden. Dann führte er das Heer an die Ems und bringt die Legionen auf der Flotte, wie sie hergeschifft waren, wieder zurück; einen Theil der Reiterei heißt er längs dem Meeresstrand an den Rhein ziehen.

Cäcina, der seine eigne Schaar führte, erhält, obwohl er auf bekannten Wegen sich zurückzog, den Befehl, so schnell als

möglich über die langen Brücken zu gehen. Dieß war ein schmaler Weg zwischen ungeheuren Sümpfen aufgedämmt; daneben lauter Morast, zäher, anhängender Schlamm oder bodenloses Gewässer; rings umher gemach ansteigende Waldung. Diese hatte Arminius damals besetzt, der auf kürzerem Weg und im Eilmarsch dem mit Gepäck und Waffen belasteten Heere zuvorgekommen war. Cäcina, der zugleich die schadhafte Brücke herstellen und den Feind abwehren mußte, beschloß an dieser Stelle ein Lager zu schlagen, so daß ein Theil die Arbeit, Andere den Kampf begönnen. Die Barbaren, bemüht, die Vorposten zu durchbrechen und zu den Schanzarbeiten einzudringen, necken, umgehen, stürmen heran; verworrenes Geschrei der Arbeiter und Kämpfer; Alles für die Römer gleich ungünstig; die Gegend tiefer Schilfboden, weichend unter dem Fuß, schlüpfrig beim Fortwandeln; die Leiber vom schweren Panzer gehemmt und im Wasser das Speerwerfen unmöglich. Die Cherusker dagegen des Kampfes in Sümpfen gewohnt, hoher Körperwuchs; gewaltige Spieße, um auch von fern Wunden beizubringen. Erst die Nacht entzog die eben jetzt wankenden Legionen der ungünstigen Schlacht. Die Germanen, unermüdlich ob ihrem Glück und auch jetzt keiner Ruhe pflegend, leiten alles auf den umliegenden Anhöhen entspringende Wasser in die Niederungen hinab; die Ueberschwemmung des Bodens, die Versenkung des schon hergestellten Werkes verdoppelt die Arbeit der Soldaten. Cäcina, der schon das vierzigste Jahr im Felde diente, in Glück und Unglück erfahren und daher unverzagt, fand keinen andern Ausweg, als den Feind in den Wäldern aufzuhalten, bis die Verwundeten und der ganze schwere Troß voraus gezogen war. Denn mitten durch die Berge und Sümpfe zog sich eine Ebene hin, die eine schmale Schlachtordnung zuließ. Die Legionen werden sofort geordnet.

Die Nacht war vielfach beunruhigt, da die Barbaren mit

festlichen Mahlen, frohem Gesang oder wildem Lärm die Klüfte der Thäler und die wiederhallenden Bergwälder erfüllten. Bei den Römern schwache Feuer, unterbrochenes Zurufen, sie selbst zerstreut beim Walle gelagert, oder zwischen den Gezelten irrend, mehr schlaflos als wach. Den Heerführer schreckte ein gräßlicher Traum: ihm däuchte, er sehe und höre den Quintilius Varus, mit Blut befleckt aus den Sümpfen aufsteigend, als ob er ihm rufe. Bei Tagesanbruch verließen die auf die Flügel geordneten Legionen aus Furcht oder Trotz ihren Standort und besetzten eilig das Feld jenseits des Sumpfes. Doch Arminius, obwohl er freien Angriff hatte, brach nicht sogleich hervor: aber als das Fuhrwerk in Schlamm und Gräben stecken blieb, die Soldaten in Verwirrung geriethen, die Ordnung der Feldzeichen gestört wurde, und, wie es bei solchen Umständen geschieht, Jeder für sich selbst eilte und das Ohr taub für Befehle war; da läßt er die Germanen einbrechen mit dem Ruf: „Hier Varus! Hier durch dasselbe Verhängniß zum zweitenmal die Legionen besiegt!“ Mit den Auserlesenen zersprengt er den Heerzug, vorzüglich die Pferde verwundend: diese in eigenem Blute und schlüpfrigem Schlamm ausgleitend werfen die Reiter ab, rennen die Entgegenstehenden auseinander, zerstampfen die Liegenden. Die größte Noth war bei den Adlern, die man unter dem eindringenden Pfeilregen weder tragen noch in schlammiger Erde befestigen konnte. Während Cäcina die Schlachtordnung aufrecht erhält, stürzt er vom durchstochenen Pferd und wäre umringt worden, hätte sich nicht die erste Legion entgegengestellt. Rettung gewährte die Habsucht der Feinde, welche vom Mord ablassend nach Beute liefen. Am sinkenden Abend errangen die Legionen offenes und festes Feld. Doch das Elend war noch nicht zu Ende. Ein Wall mußte aufgeführt, ein Damm angelegt werden; die dazu erforderlichen Geräthschaften waren größtentheils verloren; die Kriegsrotten ohne Zelte, die Ver-

wundeten ohne Verband. Während sie den mit Schlamm und Blut befleckten Mundvorrath unter sich vertheilen, jammern sie über die unheilbringende Dunkelheit und das Allen bevorstehende Verderben.

Zufällig riß sich ein Pferd los, sprengte vom Lärm scheu geworden umher und brachte einen Trupp Soldaten, der im Weg stand, in Verwirrung. Daraus entstand allgemeine Bestürzung: in der Meinung, die Germanen seien eingebrochen, stürzte Alles den Thoren zu, zumeist dem Hinterthor, das, vom Feind abgelegen, mehr Sicherheit versprach. Als Cäcina erfuhr, es sei ein leerer Schrecken, dennoch aber weder mit seinem Ansehen, noch mit Bitten, nicht einmal mit Gewalt zu widerstehen oder die Soldaten aufzuhalten vermochte, warf er sich an der Schwelle des Thores nieder und sperrte mit seinem Körper, über den man wegschreiten mußte, den Weg. Darauf versammelte er sie auf dem Lagerplatz und stellte ihnen vor, was in ihrer Lage Noth thue: „Einzig in Waffen sei Rettung, aber mit Vorsicht seien sie zu gebrauchen; innerhalb des Walles müsse man bleiben, bis der Feind, in Hoffnung, ihn zu erstürmen, näher rücke; dann müsse man von allen Seiten ausfallen: nur dadurch gelangten sie an den Rhein. Würden sie fliehen, so harrten ihrer noch mehr Wälder, noch tiefere Moräste und die Wuth der Feinde." Hierauf vertheilte er die Pferde, zuerst seine eigenen, dann die der Legaten und Tribunen unter die Tapfersten der Krieger, damit zuerst diese, dann die übrigen auf den Feind einfielen.

Nicht mindere Unruhe herrschte bei den Germanen unter Hoffnungen, Begierden und getrennten Meinungen der Heerführer. Arminius rieth, man solle den Feind nur weiter ziehen lassen, und in nassem und unwegsamem Gebiet von Neuem einschließen. Inguiomerus stimmte verwegener und im Sinne der Barbaren, man solle die Verschanzungen mit gewaffneter Hand umzingeln; bald

seien sie erstürmt, man bekomme mehr Gefangene, die Beute weniger verdorben. Mit Tagesanbruch also verschütten sie die Gräben, werfen Faschinen hinein, erklimmen den Wall, der nur schwach besetzt war. Während sie durch Schanzwerke gehemmt werden, wird den Cohorten durch Hörner- und Trompetenschall das Zeichen gegeben. Dann mit Geschrei und Ungestüm umringen sie im Rücken die Germanen, spottend: hier seien nicht Wälder, nicht Sümpfe, sondern auf partheilosem Boden partheilose Götter. Dem Feinde, der sich leichte Eroberung und wenige halbentwaffnete Krieger vorgestellt hatte, kommt Trompetenschall und Waffenglanz entgegen, je unerwarteter, desto gewaltiger; sie erlagen, wie im Glücke vorschnell, so im Mißgeschick unbedachtsam. Arminius entkommt unversehrt aus dem Kampf, Inguiomerus schwer verwundet; der gemeine Haufe wird erschlagen, so lange Wuth und Tag anhält. Erst zu Nacht kehren die Legionen um, und obwohl vermehrte Wunden und gleicher Mangel an Nahrung sie quälten, fanden sie doch im Siege vollen Ersatz.

Inzwischen hatte sich am Rhein das Gerücht verbreitet, das Heer sei umzingelt und ein Heer Germanen sei im Anzug. Schon war man im Begriff, die Brücke über den Rhein aus Furcht abzubrechen, hätte es nicht Agrippina, des Germanicus Gemahlin, verhindert. Die großherzige Frau trat vorn an die Brücke, ertheilte den zurückkehrenden Legionen Lob und Dank und reichte den dürftigen und verwundeten Soldaten Kleidung und Verband.

Germanicus hatte indeß, um die schwerbeladene Flotte in dem seichten Meere zu erleichtern, von den eingeschifften Legionen zwei ans Land gesetzt und dem Vitellius zum Weiterführen übergeben. Dieser hatte anfangs auf trockenem Boden und bei mäßiger Fluth einen ruhigen Marsch; bald aber wurde vom anstürmenden Nordwind der Zug ergriffen und umher gejagt. Es war zur Zeit der Nachtgleiche, da der Ocean am stärksten anschwillt. Das Land

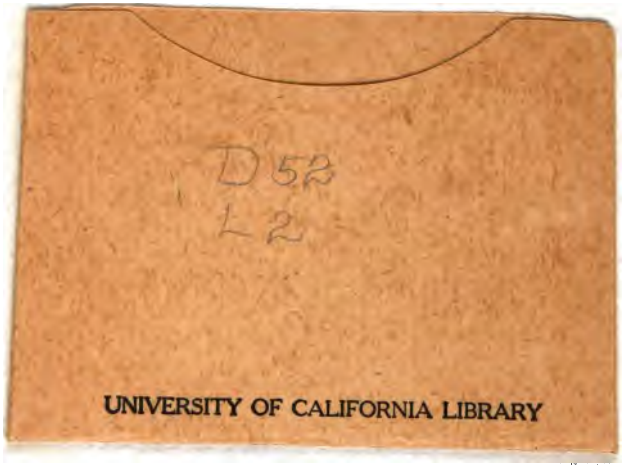
ward überschwemmt: Meer, Ufer, Gefilde boten denselben Anblick dar; unsicherer Boden war nicht vom festen, seichter nicht vom tiefen zu unterscheiden; die Fluth wirft sie nieder, Strudel verschlingen sie. Zugvieh, Gepäck, entseelte Leiber schwimmen umher, fahren entgegen. Die Rotten mischen sich durcheinander, bald bis an die Brust, bald bis an den Mund hervorragend, zuweilen im weichenden Erdreich auseinander geworfen oder versenkt. Nichts half das Rufen und wechselseitige Mahnen beim tobenden Gewässer; der Tapfere war nicht vom Feigen, der Gewandte nicht vom Unbeholfenen, Ueberlegung nicht vom Zufall unterschieden; Alles von gleicher Uebermacht übermannt. Endlich gewinnt Vitellius eine Anhöhe, wo er seine Schaaren sammelt. Hier übernachten sie ohne Nahrungsmittel, ohne Feuer, größtentheils nackt oder übel zugerichtet, nicht minder bedauernswürdig, als die, so der Feind eingeschlossen hielt. Denn diese konnten noch ehrenvoll sterben, jene nur ruhmlos umkommen. Der Tag öffnete wieder Land und man gelangte an den Fluß Unsingis, wo Germanicus mit der Flotte wieder zu ihnen traf und die Legionen wieder einschiffte. Bereits hatte das Gerücht sich verbreitet, sie seien sämmtlich in den Fluten umgekommen, und man glaubte nicht eher an ihre Rettung, bis man den Germanicus mit dem Heere zurückkehren sah.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Druckfehler.

S. 9. Z. 2 v. u. l. Derá st. Deoá.
„ 11. Z. 9 v. u. l. Phará st. Phaoá.
„ 18. Z. 6 v. o. l. Jalysus st. Jalypsus.
„ 24. Z. 13 v. o. l. Jster st. Jstro.
„ 29. Z. 13 v. u. l. nicht nach ihm.
„ 41. Z. 1 u. 2 v. o. l. Dienekes st. Diankas.
„ 90. Z. 14 v. o. l. Anapus st. Anazus.
„ 99. fehlt vor Z. 3 v. u. Plötzlich erscholl die Nachricht, der König rücke in Schlachtordnung heran.
„ 104. Z. 2 v. o. l. Sitace st. Sitare.
„ 120. Z. 8 v. u. l. Beute st. Leute.
„ 124. Z. 15 v. o. l. Cönus st. Conus.
„ 132. Z. 15 v. u. l. Südseite st. Nordsi.
„ 145. Z. 12 und 13 v. o. l. Chorasmier st. Chorasnaer.
„ 145. Z. 16 v. o. l. Hydraotes st. Hydrartes.
„ 307. Z. 11 v. u. l. von der st. mit der.
„ 315. Z. 7 v. u. l. in der N. st. in die N.

Nachtrag zum Inhalte der römischen Geschichte.

Nr. 24. Quint. Varus, nach Dio Cassius (hist. rom. LVI. 18 — 24.)
„ 7. Erste Seeschlacht, nach Polybius (hist. I. 20 — 23.)
„ 10. Fabius Max., nach Polybius (hist. III. 86 — 105.)
„ 11. Schlacht bei Cannä, nach dems. (ib. III. 106 — 117.)

YC 29451